

# 2008

Dr. Burkhard Zeppenfeld / Helmut Kawohl

**Klosterfrauen fürchteten Ratten und Maulwürfe** / Vor 250 Jahren ging die St. Antony Hütte in Betrieb

43

Marc Oliver Hänig

**Das blaue Wunder** / Die Blue Man Group im Metronom-Theater ist die erfolgreichste Show, die Oberhausen je hatte

49

Gustav Wentz

**Historisches Klassenzimmer ist das Herzstück** / Oberhausener Schulmuseum stellt mehr als nur Geschichte vergangener Erziehung aus

55

Christian Duyf

**Ein neues Dach für das „zweite Wohnzimmer“** / Die Osterfelder Polsterei Bolder restauriert nicht nur die Couch, sondern auch den noblen Oldtimer

59

Michael Nicolas

**Kirche und Küche, Himmel und Erde** / St. Bernardus: Wie eine Kirchengemeinde ihr Gotteshaus behielt und ein Gastronom eine neue Heimat fand

63

Marc Oliver Hänig

**Geschichte wird gemacht** / Jubiläum für das Jahrbuch - wie alles begann und was bisher geschah

67

Friedhelm van den Mond

**Zeche Concordia: Vor 40 Jahren war Schicht im Schacht** / Wie Bergarbeiter von „Helden der Nation“ zum Spielball wirtschaftlicher Interessen wurden

73

Michael Nicolas

**Vom Köstersfeld ins Buschfeld** / Die Sterkraderin Silke von Eynern ist nach Südafrika ausgewandert

79

Gustav Wentz

**Auf dem Weg zu neuen Ufern** / Traditionsverein Rot-Weiß Oberhausen scheint die Kurve Richtung Zukunft zu kriegen

83

Michael Schmitz

**Mein Freund, der...** / Hugo Baum – Jugend- und Sozialpolitiker, Karnevalist, dekoriertes „Sprücheklopfer“, Christ, geselliger Familienmensch, vor allem Antifaschist

87

Michael Kampmann <b>Ab in den Osten: der Sonne hinterher!</b> / Multi 2007-Jugendbegegnung zum ersten Mal in Baschkortostan und Sibirien	97
Michael Schmitz <b>O Sancta Justitia</b> / Seit 100 Jahren residiert das Amtsgericht am Friedensplatz	103
Jasmin Fischer <b>Kommunikativ an die großen Kunden heran</b> / Bassier, Bergmann & Kindler ist die größte Internetagentur in Nordrhein-Westfalen	109
Klaus Müller <b>Viele profitieren vom „Hörensagen“</b> / Ehrenamtliches Sprecher-Team produziert seit 30 Jahren die „Akustische Wochenzeitung“	113
Michael Schmitz <b>Ein dicker Fisch</b> / Peter Carp übernimmt 2008/2009 die Intendanz des Theaters	119
Helmut Kawohl <b>Christo und Jeanne-Claude unterschrieben in orange</b> / Das „Goldene Buch“ ist das offizielle Gästebuch der Stadt	123
Martina Nattermann <b>Irgendwann ein menschenwürdiges Leben führen</b> / Der Verein Kinderdorf Rio betreut 200 brasilianische Kinder aus ärmsten Verhältnissen	129
Dirk Hein <b>Kein Bruch mit der Stimme</b> / Sängerkreis Oberhausen trifft beim Spagat zwischen Tradition und Moderne den richtigen Ton	133
Rolf Kiesendahl <b>Jubilar mit großen Plänen</b> / Das Evangelische Krankenhaus wird 125 Jahre alt	137
Martin Berger <b>Auch die Stones ins rechte Licht gerückt</b> / Das Technische Hilfswerk wird nicht nur in Krisengebiete oder zu Schadensfällen gerufen	141
Hannes Fritsche <b>Einfach bewegend</b> / „Lenord + Bauer entwickelt Steuerungstechniken, die überall auf der Welt Maschinen in Gang setzen	145

Tina Bucek <b>Chorwärts, und nicht vergessen</b> / Die GmbH & Chor KG ist zu einem musikalisch anspruchsvollen und originellen politischen Kabarett-Ensemble gereift	149
Astrid Knümann <b>Auch die Seele braucht Hilfe</b> / Der Weiße Ring Oberhausen hilft seit 1983 Opfern von Straftaten	153
Friedel Kaufhold <b>Endstation Königshardt</b> / „Stefan Lorenz beendet Karriere als Profischiedsrichter im Tennis	157
Helmut Kawohl <b>Oberhausen – gestern und heute</b> / Postkartenmotive aus der Oberhausener Innenstadt vor rund 100 Jahren	161
Helmut Kawohl <b>Blick zurück auf 2007</b> / Oberhausener Schlagzeilen	166
<b>Beratungscenter an der Marktstraße mit neuem Gesicht</b>	173

# OBERHAUSEN '08



25. Jahrbuch

TITELBILD

*Mit dem „Roten Baron“ auf Entdeckungsreise über Oberhausen: Ballon und Gasometer beim Rendezvous*

RÜCKSEITE

*Schnappschuss aus dem Doppeldecker auf Oberhausen  
(Fotos: Hans Blossey)*

HERAUSGEBER

*Printpublisher Plitt GmbH, Oberhausen  
in Zusammenarbeit mit der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH, Bereich Stadtwerbung,  
und mit freundlicher Unterstützung  
der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen  
© Alle Rechte vorbehalten  
Nachdruck auch auszugsweise nur mit  
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

*Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz*

GESTALTUNG

*Claus Schneider*

HERSTELLUNG

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen  
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 205 70 07*

*November 2007*



VON MICHAEL SCHMITZ

Für mich war der „Rote Baron“ immer Manfred von Richthofen. Ein kühner Kriegerflieger, der im 1. Weltkrieg Luftkämpfe führte, als Kind sah ich ihn zum ersten Mal im Fernsehen, saß gewissermaßen mit ihm im Cockpit und schoss alles ab, was sich am Himmel bewegte. Als ich mit ihm abgeschossen wurde, fand ich das Fliegen nicht mehr schön, schon gar nicht im Krieg. Mit knapp 59 Lebensjahren steige ich in einen roten Doppeldecker, der kaum jünger ist als ich, der auf den Roten Baron getauft ist und am Flughafen Essen/Mülheim sein Dasein fristet. Auch die wichtigsten Pfeiler des Oberhausener Jahrbuches steigen zu, als Vertreter der Zuschussgeber Oberbürgermeister Klaus Wehling und Sparkassenchef Karlheinz Merzig, dazu Herausgeber Hajo Plitt. Ihre markigen Sprüche über die Gefahr des Fliegens mit einem solchen Oldie sind die beste Medizin gegen meine panische Flugangst.

6

Andererseits, was soll schon schief gehen bei 1000 PS, die aus 30 Liter Hubraum kommen. Und Lothar Steinbiss, Eigentümer zweier Barone, hat noch ein paar Beruhigungstabletten dabei. 85 Meter Start- und 140 Meter Landebahn reichen. Das, denke ich, langt auch für den Garagen-



*Nostalgiker der Lüfte: Der 50 Jahre alte Rote Baron ist der ungekrönte Star auf dem Flughafen Essen/Mülheim.*

Innenhof, auf den ich vom Balkon zuhause herabblicke, wenn ich den Blick nicht nach oben richte, an Schönwettertagen angelockt vom Motorengeräusch des Roten Barons. „Nie steige ich in eine solche Klapperkiste“, habe ich meiner besseren Hälfte immer versichert. An diesem strahlend schönen Sonntag im Oktober 2007 hat sie von mir Abschied genommen, ihrem Luftikus zweifelnd mit auf den Weg gegeben: „Komm’ heil wieder.“

„Die großen Tundrareifen vertragen auch unwegsames Gelände“, sagt Lothar Steinbiss, vier Meter durchmisst der verstellbare Propeller. 1200 Liter Treibstoff in den oberen Flügeln reichen für neun Flugstunden. So lange muss es ja nicht sein. Und notfalls könne die Maschine auch mit nur 45 Stundenkilometer fliegen, dann allerdings möglichst gering beladen. Mir kommt sofort das allmorgendliche Resultat meiner Personenwaage in den Sinn, 45 sind mit mir nicht fliegar.

Alfred Steinbach lässt den Motor an, es zischt, als pfeife er aus dem letzten Loch, der Geruch von verbrennendem Öl verbreitet sich, hätte der Herrgott gewollt, dass ich fliege, er hätte mir Flügel gegeben - „Komm’ heil wieder“. Den Interviewblock kann ich vergessen, bei dem Lärm, mit



*Lothar Steinbiss, der Besitzer des Doppeldeckers, erklärt den Oberhausener Gästen die technischen Daten der Maschine.*



*Daumen hoch bedeutet gottlob nicht, dass Klaus Wehling (l.) und Karlheinz Merzig den Kasten selbst fliegen werden.*

dem sich der Rote Baron zum Himmel erhebt, versteht man sein eigenes Wort kaum. Duisburger Wald, Mülheimer Hafen, das Schloss Broich, die Galopprennbahn, die Sicht ist großartig, locker 40 Kilometer weit, Luftlinie natürlich, mühelos ist das Kraftwerk Voerde zu erkennen.

Auch der Motor der Kamera von Hans Blosssey ist nicht zu vernehmen. Und dennoch arbeitet das kostbare Gerät des Bildredakteurs der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung ohne Unterlass: Wehling beim nachdenklichen Blick auf sein Schräges O, gemeinsam mit Merzig im Cockpit, „Air Albatross“-Chef Steinbiss macht drei-, vierhundert Meter über dem sicheren Erdboden den Reiseführer für das Ruhrgebiet. Nichts entgeht dem Kameraauge. Aus der Vogelperspektive ist das Revier aber auch für die Augen eines Angsthansen zum Verlieben schön.

Für Hans Blosssey Alltag, aber nie Routine. Immer wieder findet er es „einfach wunderschön“, mit seinem Kleinflugzeug über Rhein und Ruhr, den Schlössern am Niederrhein zu kreisen, Luftbilder zu schießen, wie sie diesen Zeilen dutzendfach mit

Oberhausener Motiven folgen werden. Seit mehr als 20 Jahren ist „Hän-schen“ Blossey Privatpilot, oft verzaubert der gebürtige Essener die Zeitungsleser mit Luftaufnahmen von der Region. Von seiner Wohnung in Hamm, wo er inzwischen lebt, hat er fünf Minuten bis zum Flugplatz.

Auch er kennt wohl jeden Quadratmeter aus der Höhe, Klaus Wehling und Karlheinz Merzig stellen erfreut fest: „Das Riesenrad im Centro-Park dreht sich, also sind Besucher da. Aber die Parkdecks sind leer.“ Ich sehe meine Kirche, die einzige Oberhausener mit zwei Türmen, St. Marien ist einzigartig. Zauberhaft der kleine Liricher Hafen, dahinter der große zu Duisburg. Warum es am Rhein so schön ist weiß man, wenn man auf ihn herabblickt. Dann Bottrop, die Skihalle, der Tetraeder, Gelsenkirchen, die Trambrennbahn, Essen, die Baustelle Limbecker Platz. Wehling und Merzig trotzig: „Keine Konkurrenz für das Centro.“ Und dann ist die Landebahn Essen/Mülheim auch schon in Sicht. Das Revier, Oberhausen aus der Luft geküsst, unvergleichlich. Aber unten ist es auch schön.

Habe die Ehre, Herr Baron.



*Diesen Part hat bei glasklarem Himmel Pilot Alfred Steinbach übernommen, der den Flieger sicher steuert.*

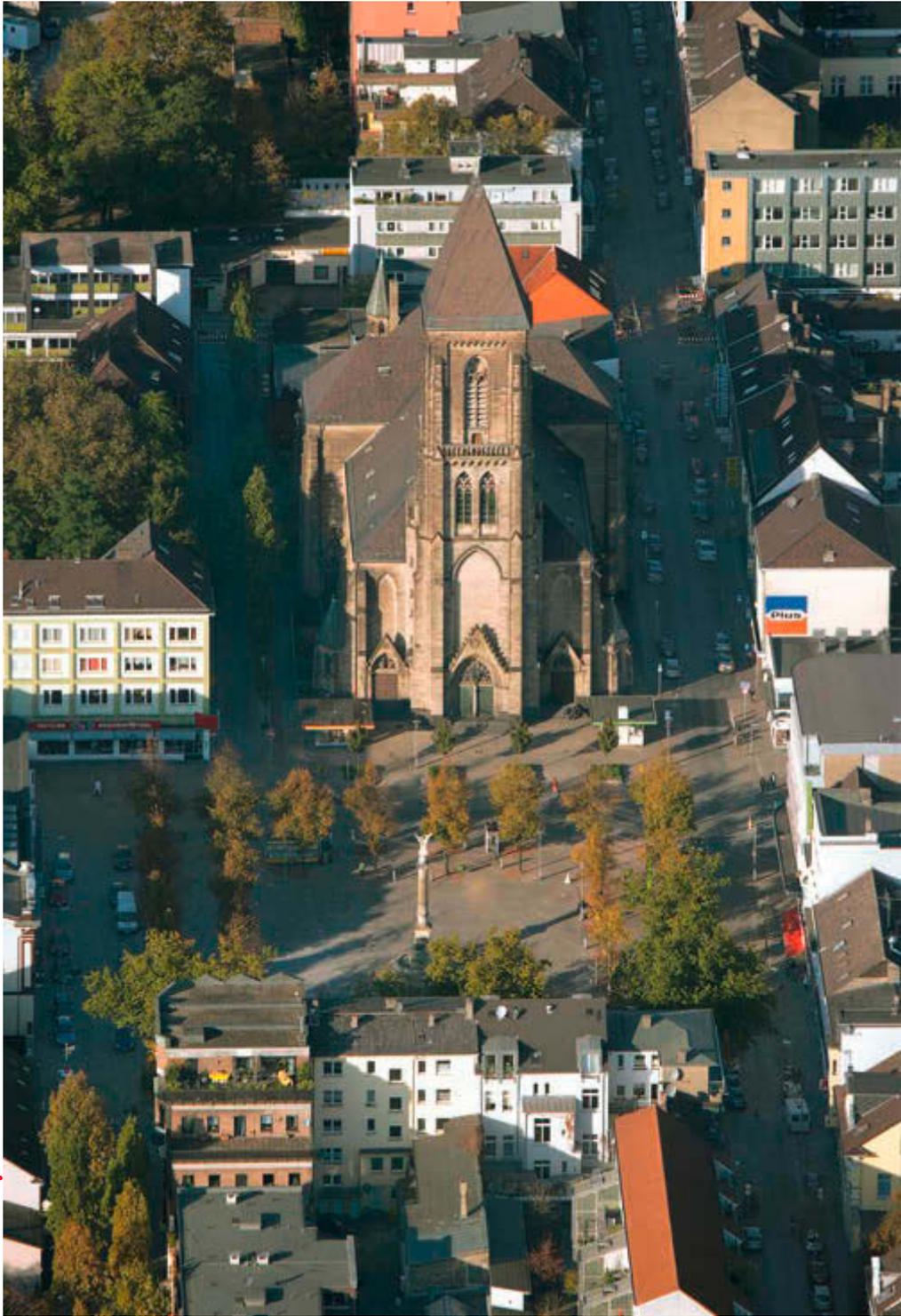


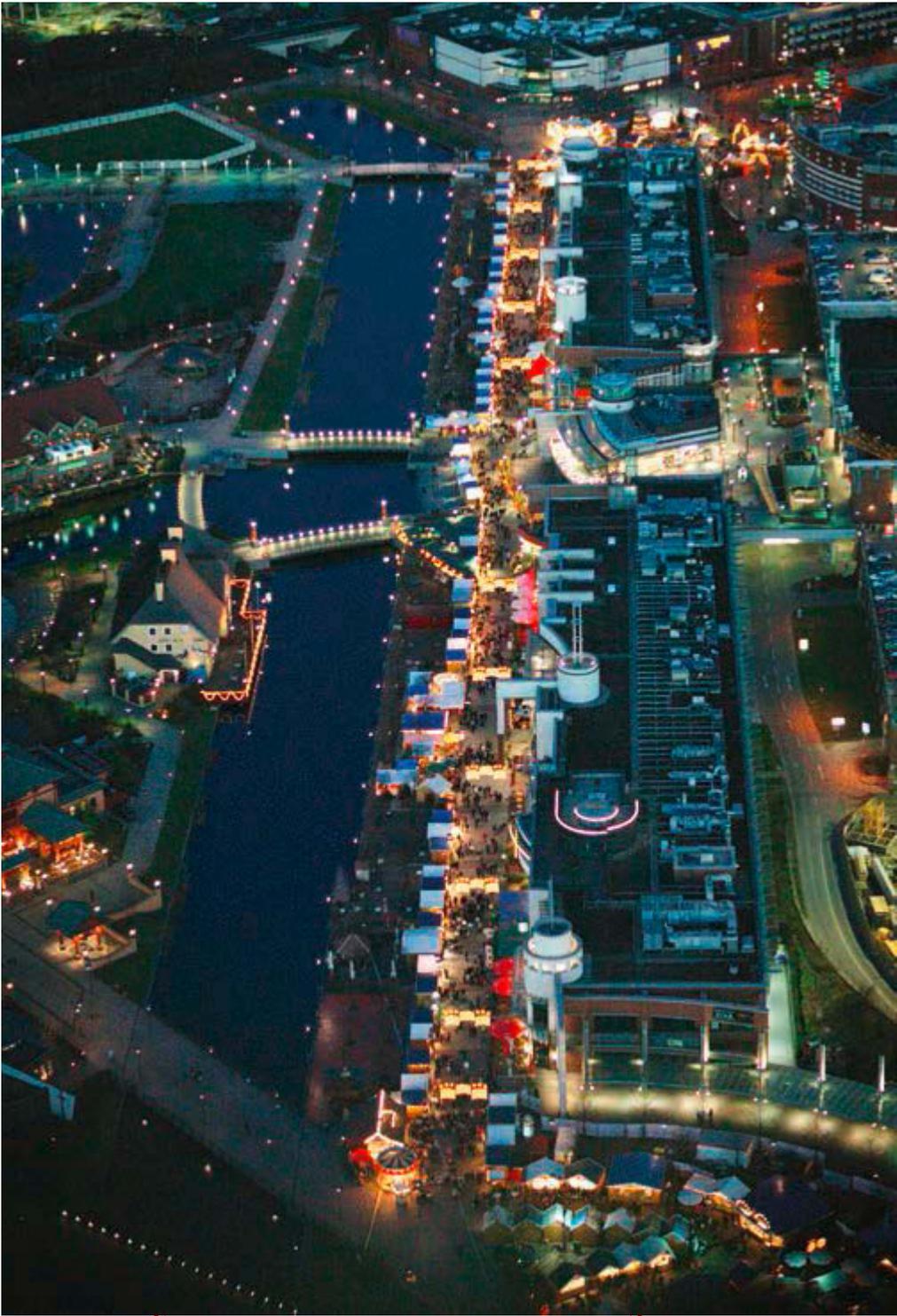
*Nachdenklich schaut der Oberbürgermeister aus dem Fenster auf die Region, die noch viel Strukturwandel braucht.*



*Während die  
Wasserburg Vondern wie  
in die Natur gebaute  
Poesie erscheint, behütet  
die Herz Jesu Kirche  
in der City pulsierendes  
Leben.*





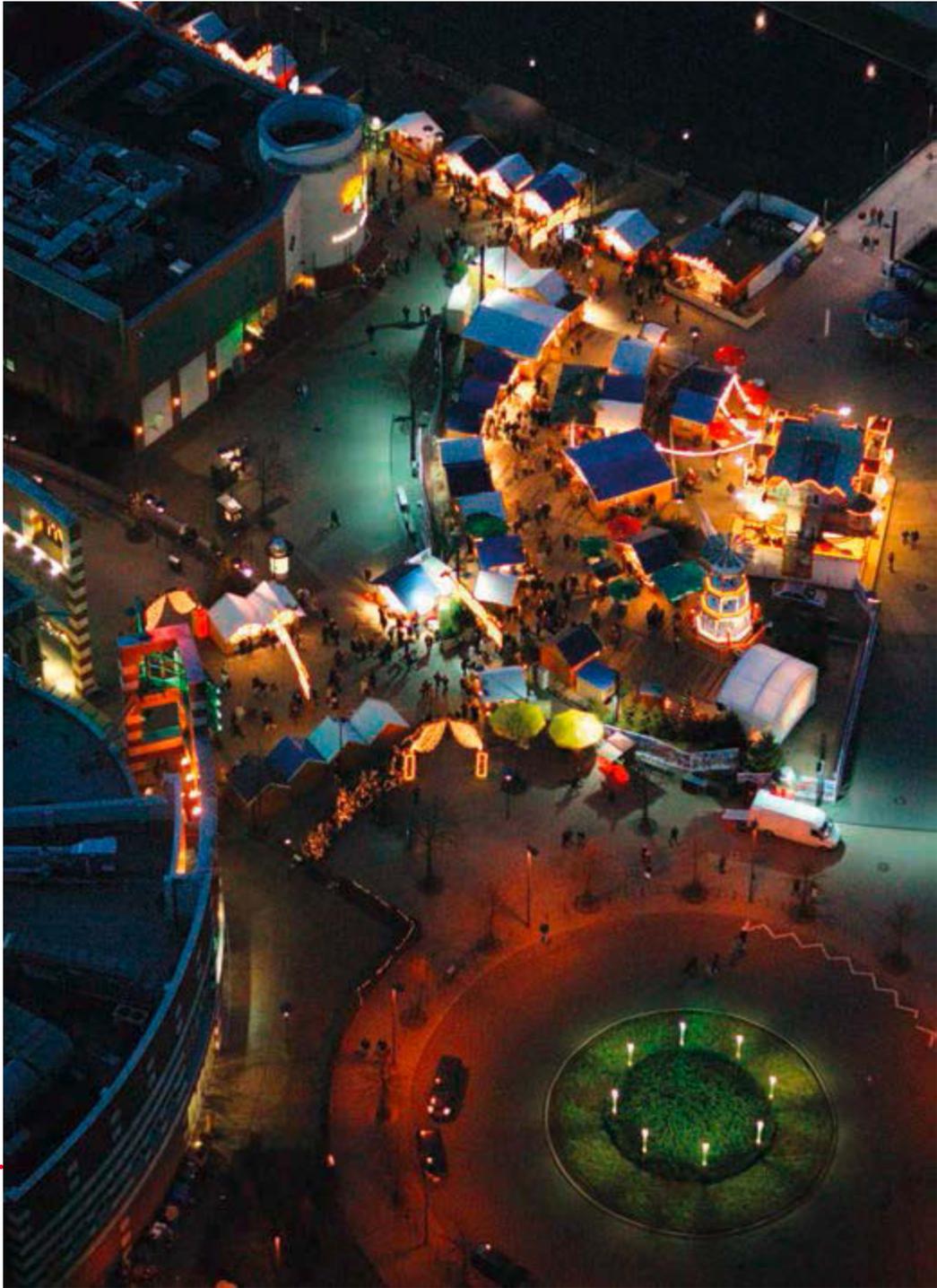
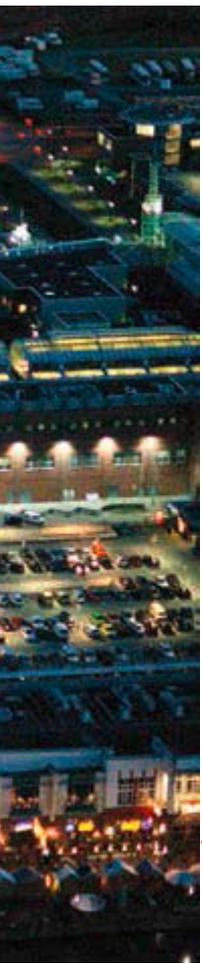


*Für Jubel  
Trubel Heiterkeit steht die  
Promenade, und das  
Lichtermeer des CentrO  
macht am Abend aus der  
Vogelperspektive  
einfach einen gigantischen  
Eindruck.*



*Der Blick von oben  
lässt die beispiellosen  
Ausmaße der Neuen Mitte  
deutlich werden, deren  
Weihnachtsmarkt  
inzwischen ebenfalls zu  
den größten der  
Region zählt.*





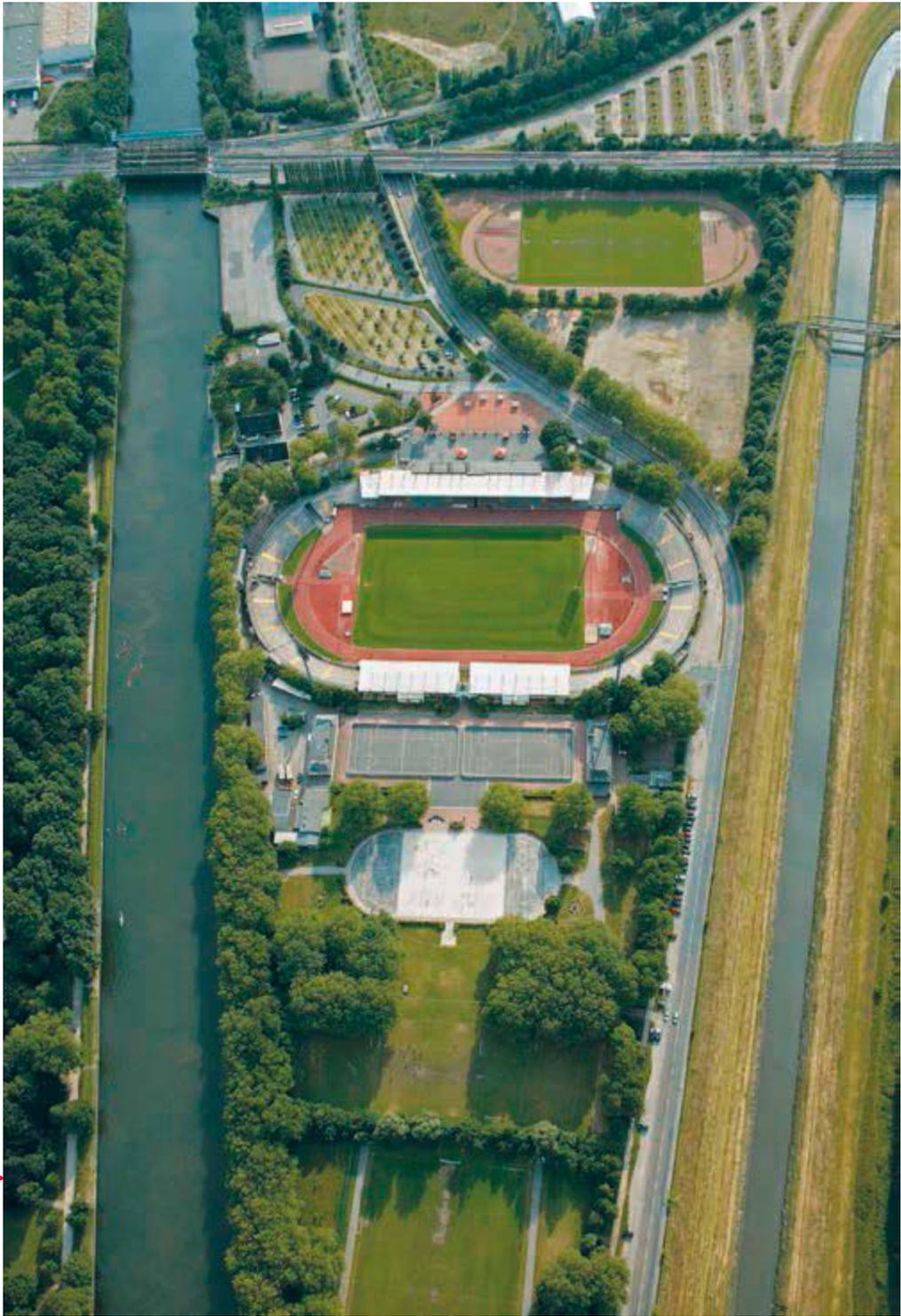


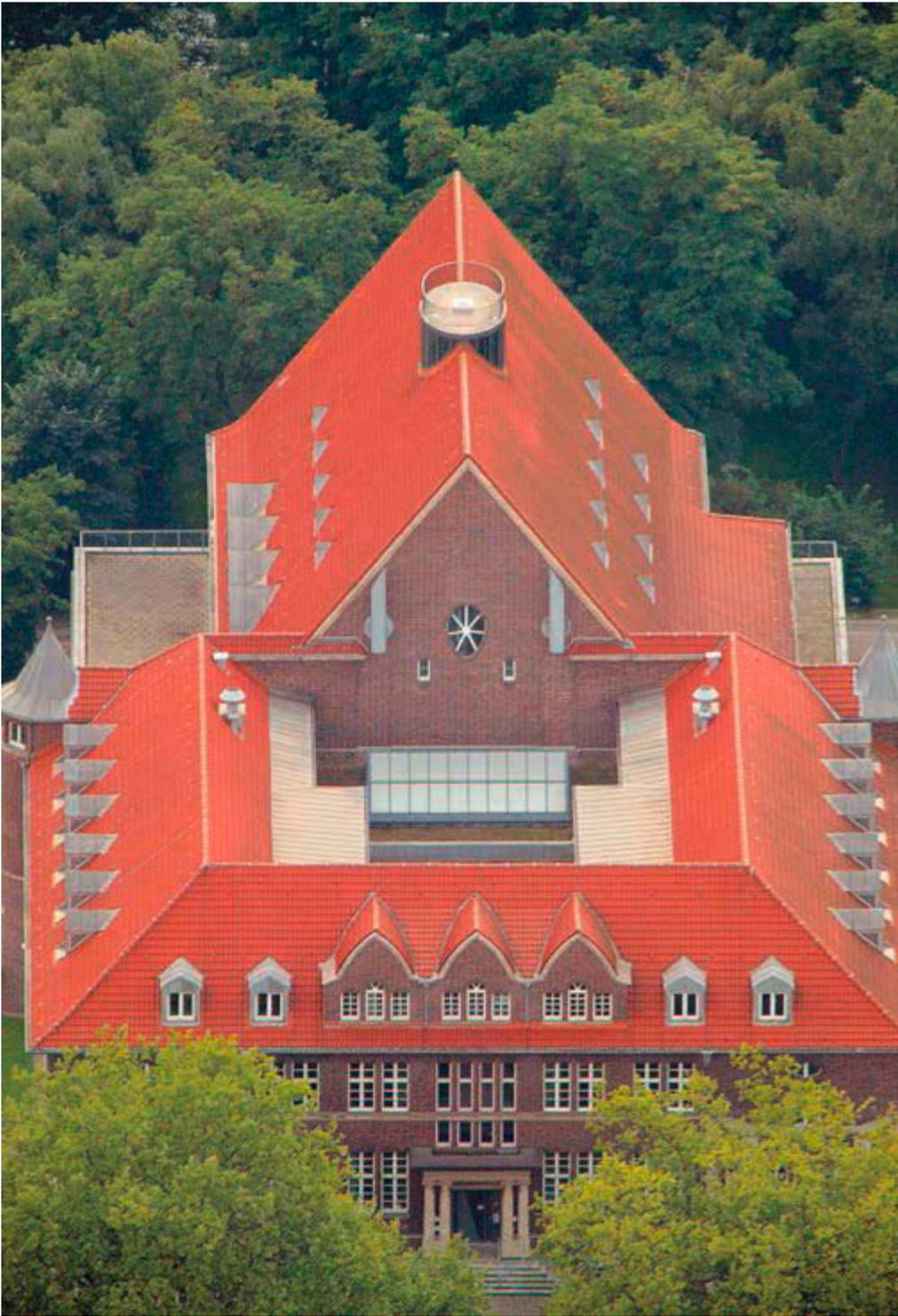
*Für viele  
Oberhausener,  
viele Besucher aber auch  
gelten der Friedensplatz  
als das schönste Ensemble  
und das Rathaus als eines  
der schönsten Gebäude  
der Stadt.*



*Seit ein paar  
Jahren ein Magnet ist das  
Großaquarium Sea Life,  
während das Stadion  
Niederrhein längst keinen  
zeitgemäßen Komfort  
mehr bietet und nach  
Neubau schreit.*





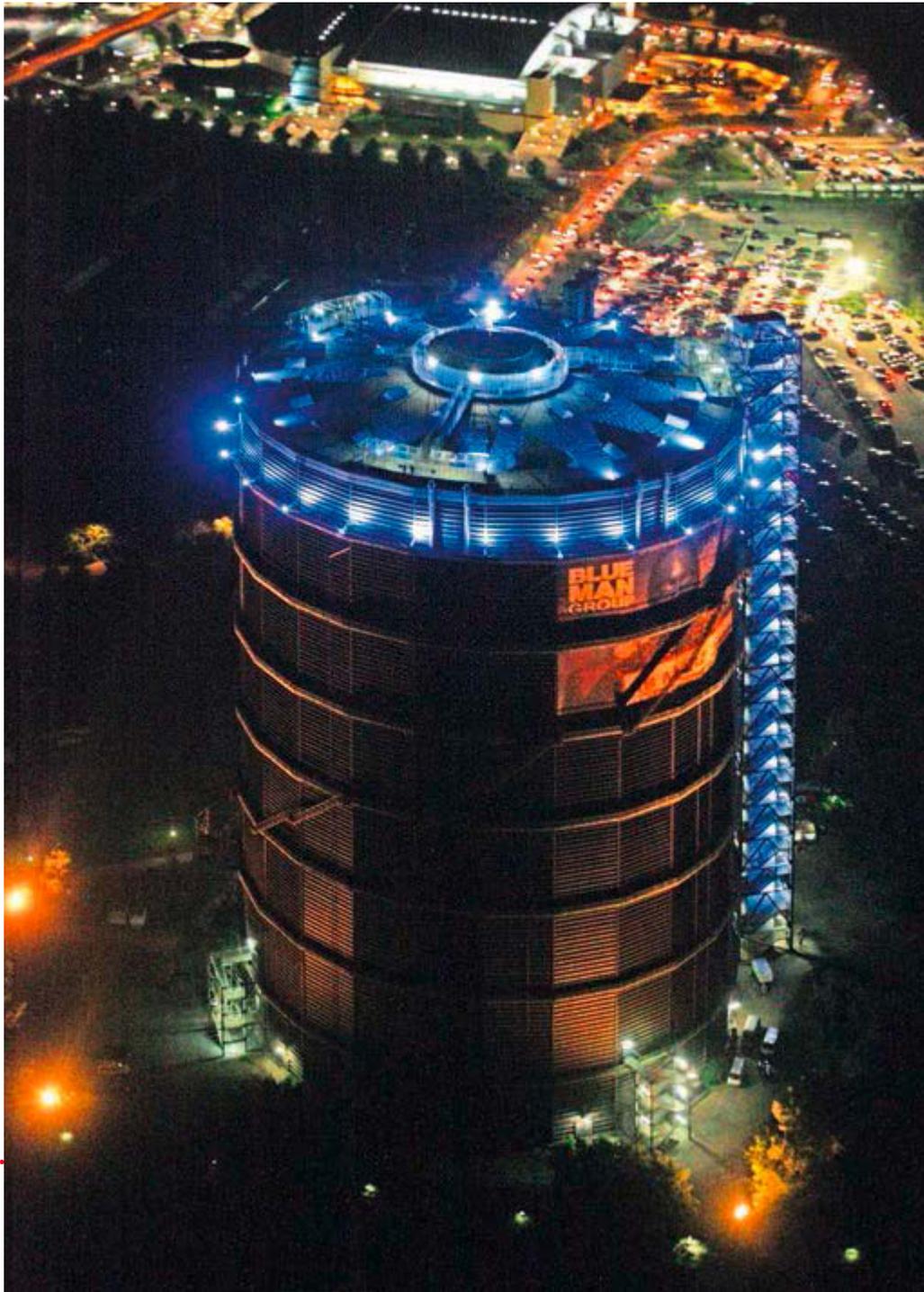


*Ein Beispiel für  
den Strukturwandel, aber  
auch für seine Tücken ist  
das TZU im ehemaligen  
Werksgasthaus;  
Monotonie in Beton:  
Die Siedlung zwischen  
Kamp- und Vestische  
Straße.*



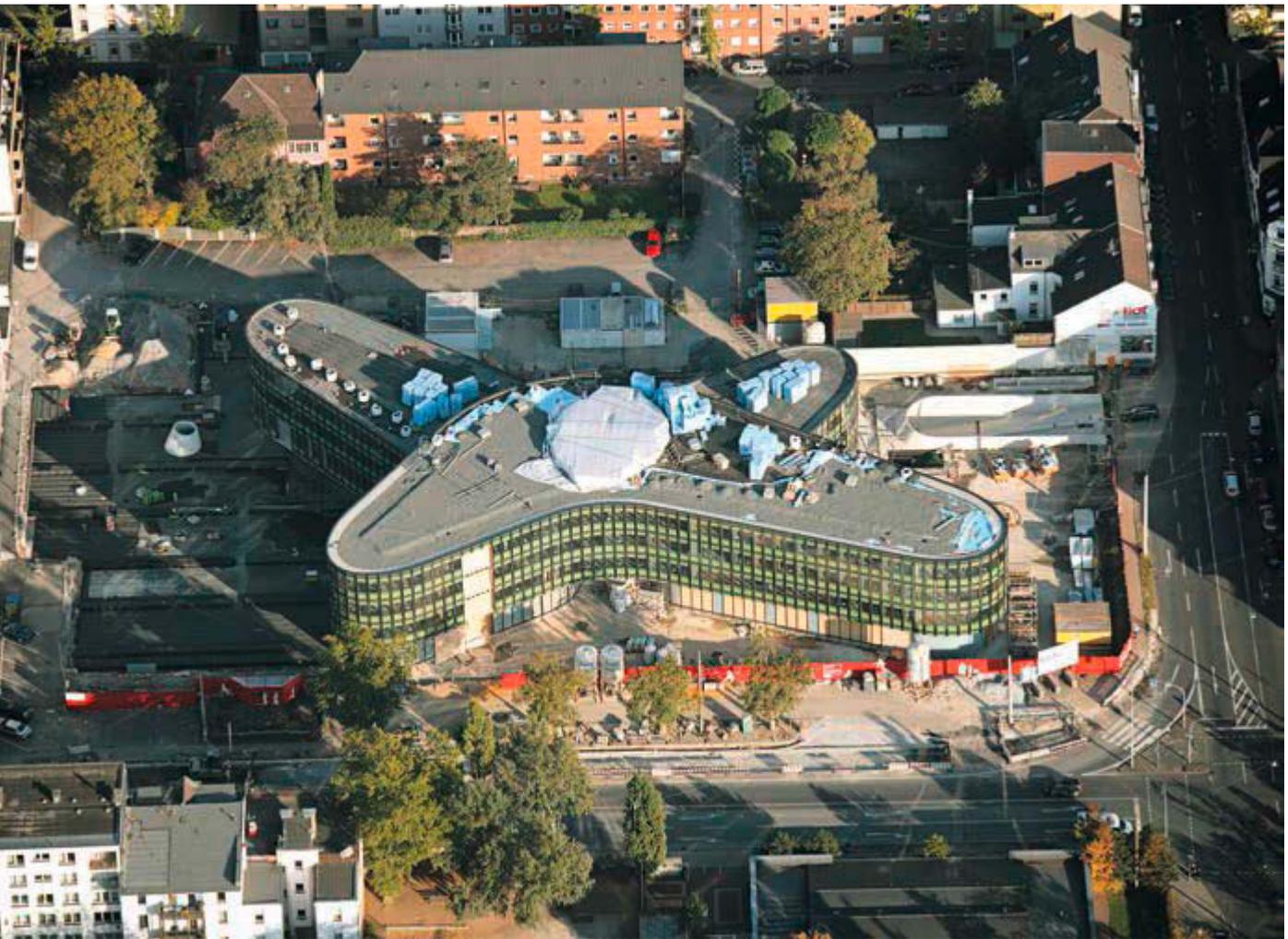
*Mit dem Schloss  
Oberhausen verfügt die  
Ludwig Galerie  
über ein klassisches  
Ausstellungshaus,  
der Gasometer dagegen  
dürfte die weltweit  
außergewöhnlichste  
Kunsttonne sein.*





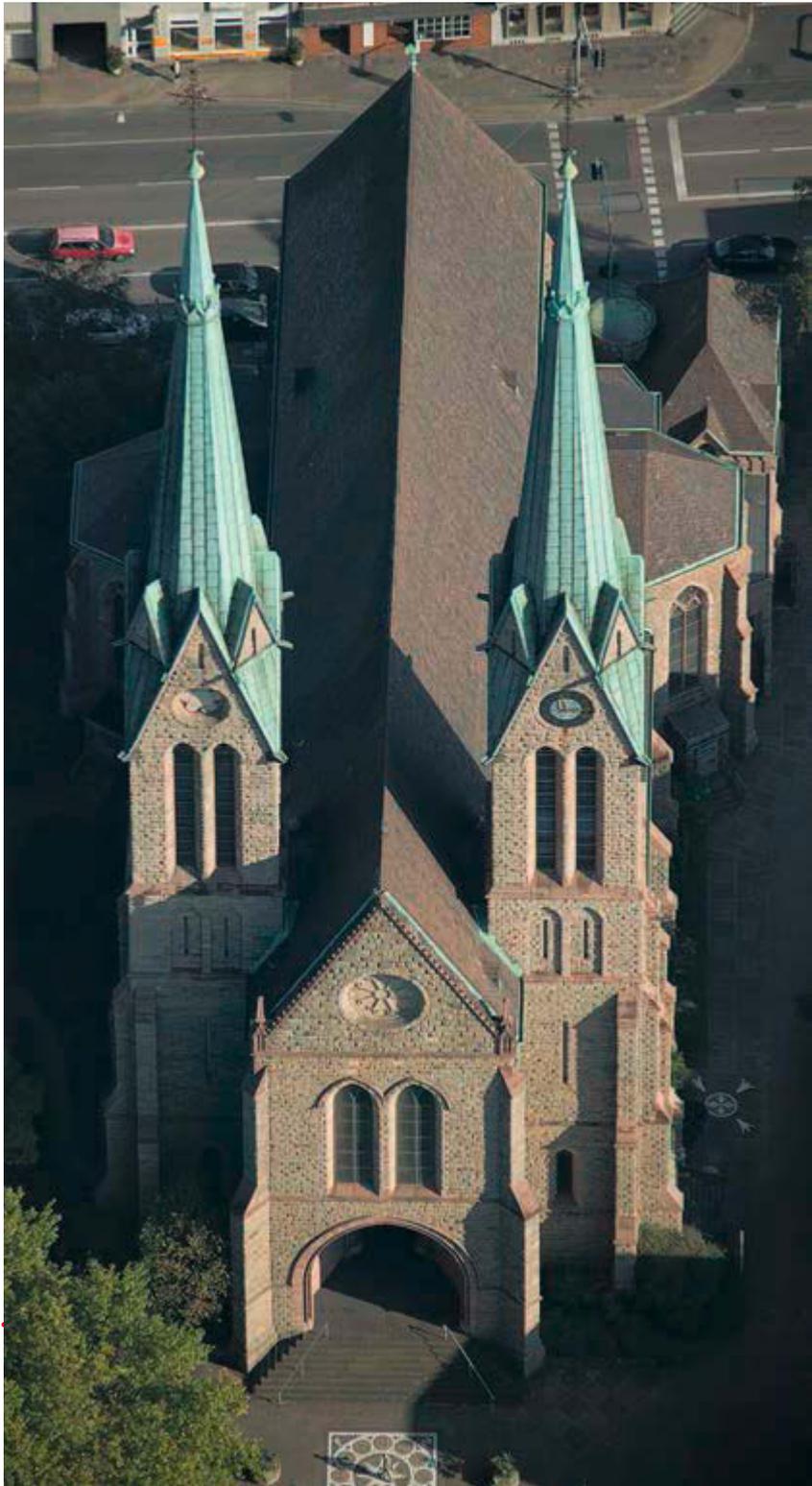


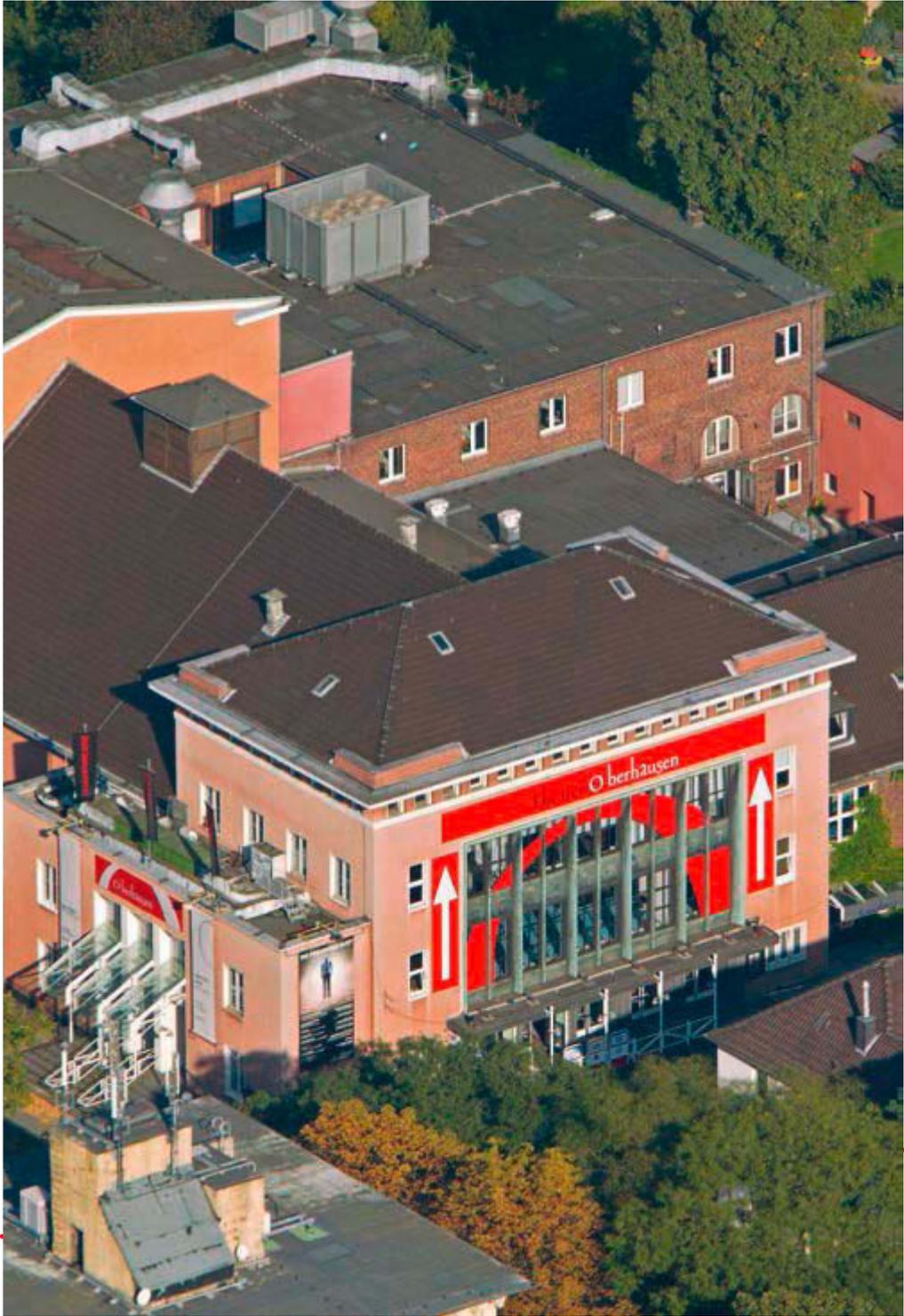
*Einmal City vom  
Altmarkt über das Bert-  
Brecht-Haus bis zum  
Amtsgericht, alle warten  
darauf, dass die sichelför-  
mige neue Sparkassen-  
hauptstelle bald gänzlich  
eröffnet ist.*



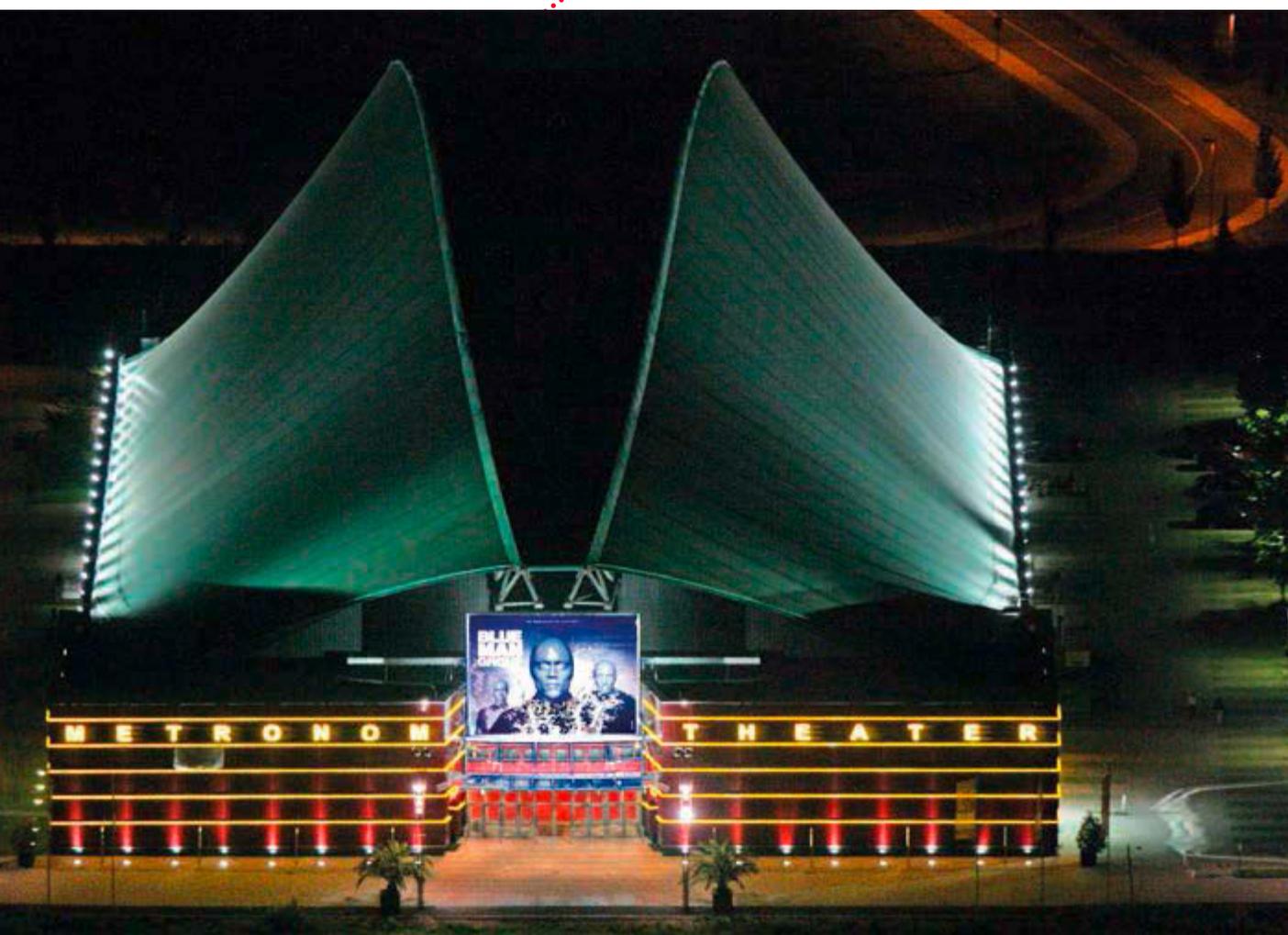
*Die Maschine kreist über dem Wasserturm und drei Bausteinen des vierteiligen TZU, um dann St. Marien Oberhausen zu entdecken, die einzige Kirche der Stadt mit zwei Türmen.*







*Im Musentempel an  
der Ebertstraße wartet  
man gespannt auf einen  
neuen Intendanten und  
hätte gern ein so  
zahlreiches Publikum wie  
das Metronom in der  
Neuen Mitte.*



*Kaum eine große Halle in Deutschland wird so erfolgreich vermarktet wie die König-Pilsener-Arena, die über eine bizarr bedeckte Haltestelle perfekt auch an den ÖPNV angebunden ist.*







*Mit dem Teleobjektiv  
so nah herangeholt, dass  
man meint, der Flieger  
wolle gleich auf dem  
Gasometerdach landen,  
dann doch besser auf den  
malerisch schönen Ruhr-  
wiesen in Alstaden.*



*Die älteste  
Bergarbeitersiedlung des  
Ruhrgebietes in Eisenheim  
und das Sterkrader Tor  
als jüngstes Großprojekt in  
der Stadt stehen für die  
Unterschiede im  
schrägen O.*





*Jetzt schön aus dem Cockpit schauen und dann suchen wir mal alle unser Omma ihr klein Häusken.*

*Ohne Eisenbahn  
gäbe es Oberhausen wohl  
nicht so, wie es heute ist,  
zum spielen schön am  
Bero Zentrum,  
ohrenbetäubend, aber als  
Wirtschaftsfaktor am Ran-  
gierbahnhof Osterfeld.*





*Früher Ruhrchemie, dann  
Celanese, heute Oxea –  
in Holten wird wechselvolle  
Erfolgsgeschichte in der  
Chemieindustrie  
geschrieben;  
der Olga-Park verdient  
noch Aufwertung.*





*Zwischenlandung: Hans Blossley überfliegt oft stundenlang die Region an Rhein und Ruhr und entlockt ihr faszinierende Motive aus der Vogelperspektive.*





*Das Johanniter-  
Krankenhaus in Sterkrade  
ist ein wichtiger Pfeiler im  
Gesundheitswesen der  
Stadt; St. Josef im Süden  
steht ehrfurchtgebietend  
für „Styrum bleibt  
Styrum“.*



Good bye



# Klosterfrauen fürchteten Ratten und Maulwürfe

*Vor 250 Jahren ging die  
St. Antony-Hütte in Betrieb*

VON DR. BURKHARD ZEPPELFELD  
(RHEINISCHES INDUSTRIEMUSEUM) UND  
HELMUT KAWOHL

Es ist das vielleicht bedeutendste stadthistorische Datum Oberhausens: Vor 250 Jahren, genau am 18. Oktober 1758, ging die St. Antony-Hütte in Betrieb - das von dem Münsteraner Domherr Franz Ferdinand von Wenge gegründete erste Hüttenwerk im späteren Ruhrgebiet. Es führte später zu Oberhausens Ruf als „Wiege der Ruhrindustrie“. Die Geschichte der St. Antony-Hütte beginnt aber schon um 1740: Franz Ferdinand von Wenge, der zu einer Adelsfamilie gehörte, deren Sitz Haus Portendieck in Essen-Schönebeck war, und der zunächst die Laufbahn eines Geistlichen eingeschlagen hatte, muss zu dieser Zeit darauf aufmerksam geworden sein, dass sich im Gebiet des Vestes Recklinghausen, genauer im Bereich zwischen Osterfeld und Buer Eisenstein fand. Das erste gesicherte Datum ist der 25. Februar 1741. An diesem Tag erhält der 1707 geborene von Wenge von der kurkölnischen Hofkammer in Bonn einen Mutschein verliehen - das Recht Raseneisenerz im Vest Recklinghausen abbauen zu dürfen.

Über größere hüttentechnische Kenntnisse verfügte Freiherr von Wenge vermutlich nicht, doch war er offensichtlich vermögend und risikofreudig genug, sich um die Ausbeutung und Nutzung des Raseneisenerzes zu bemühen. Am 13. Juli 1753 genehmigt ihm der Erzbischof von Köln die Errichtung einer Eisenhütte am Elpenbach in Osterfeld. Damit ist der Weg für den Hüttenbau frei, zugleich beginnt aber eine langjährige Auseinandersetzung zwischen von Wenge und dem Zisterzienserinnenkloster in Sterkrade, das ebenfalls am Elpenbach liegt.

Dieser Streit entzündet sich vorrangig an der Wassernutzung. Die Sterkrader Klosterfrauen beklagen sich über die erwartete Verschmutzung des Wassers durch das Waschen des Erzes und sehen auch ihre Forellenzucht gefährdet, auf die sie aus wirtschaftlichen Gründen angewiesen sind. Auch haben sie Angst vor einem Dammbruch am Elpenbach, verursacht durch Platzregen, Ratten



FOTOS (V): LVR, RHEINISCHES INDUSTRIEMUSEUM OBERHAUSEN

*Die Ausgrabungen des Rheinischen Industriemuseums förderten zahlreiche Grundmauern der ersten Eisenhütte des Ruhrgebiets wieder ans Tageslicht*

oder Maulwürfe. In einem solchen Fall fürchten die Zisterzienserinnen Schaden für das Kloster durch Schlammmassen sowie für die zwei zwischen Kloster und Hütte stehenden Mühlen. Noch 1753 versagt auf Antrag der Äbtissin von Wrede das Vestische Gericht in Dorsten den Weiterbau von Teich und Damm und verfügt den Abriss des bisher Gebauten. Der Prozess geht weiter durch die Instanzen. Ein Ortstermin 1754 bringt keine Einigung. Nach weiteren langwierigen Verhandlungen führt die Hofkammer in Bonn schließlich die Einwände des Klosters auf einen „dem weiblichen Geschlecht und bekanntlich besonders den Klosterfrauen durchgehend angestammten Eigensinn“ zurück und weist die Einsprüche ab.

Einwände werden aber auch nach Fertigstellung und Inbetriebnahme der Hütte noch erhoben: So beklagt sich das Kloster 1793, dass das Wasser durch das Erzwaschen ungenießbar ist. Auf kölnischer Seite gibt man sich daraufhin erstaunt, „dass sich das Vieh und die Bewohner Sterkrades nach so langem Betrieb der Hütte noch nicht an den veränderten Wassergeschmack gewöhnt hatten...“



*Von der alten Hütte steht heute nur noch das Direktorenwohnhaus mit seinen Anbauten*

1758 sind dann Hochofen, Formhaus, Kohlenschuppen, Wasserbauten und zwei Wohnhäuser errichtet und ausreichend Vorräte an Erz und Holzkohle angelegt, um die erste Hüttenkampagne - die Zeit, die ein Hochofen damals am Stück in Betrieb war - zu beginnen. Von Wenge betreibt die Hütte zunächst in Eigenregie. Ein Teil der nötigen Arbeitskräfte, insbesondere für Transport- und Hilfsarbeiten, steht in der Umgebung zur Verfügung. Den in der Nähe wohnenden Köttern (Anm.: Siedler mit kleinem Besitz und wenig Rechten) ermöglicht der Betrieb der Hütte einen Nebenerwerb, mit dem sie ihr eher kärgliches Einkommen aus der Landwirtschaft aufbessern können. Fachkräfte müssen allerdings aus anderen Revieren angeworben werden. Der erste Hüttenmeister Heinrich Lichlen kommt mit seinem Personal aus Fischbach bei Saarbrücken, wo die dortige Hütte in diesem Jahr still liegt. „Eisen-Ballas“, also Gewichte, und Pottwerk werden direkt vom Hochofen gegossen.

44

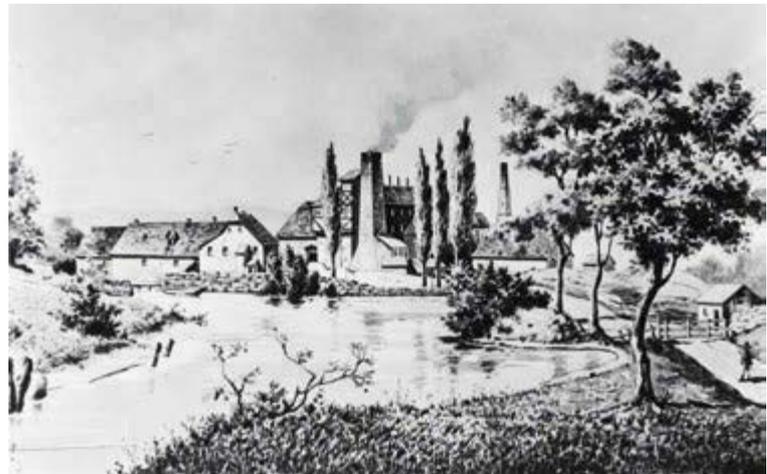
Unruhige Zeiten verzögern die zweite Hüttenkampagne. Auch setzen sich die qualitativ nicht besonders guten Produkte der ersten Hüttenkampagne nur zögerlich ab, und Holzkohle ist zudem nicht schnell genug zu beschaffen. Am 14. April 1762 startet dann

die zweite Hüttenkampagne, die am 29. August wegen Kohlenmangels endet. Zwischenzeitlich bricht zweimal die Achse des Wasserrades, der Hüttenmeister verlässt während der Kampagne die Hütte und kommt nicht wieder, es gibt Hungersnot und einen Mangel an Fuhrleuten. Die dritte Hüttenkampagne 1768 dauert knapp 70 Tage. Da die Qualität der Produkte schlecht und der Betrieb unregelmäßig sind, wirft die Hütte offensichtlich nicht ausreichend Profit ab. 1769 schreibt von Wenge die Hütte zur Verpachtung aus.

Von 1771 bis 1777 pachten die Herren Schwarz und Hund aus Bocholt die Hütte. Doch auch mit diesen Pächtern hat von Wenge keinen Erfolg und muss versuchen, den Pachtzins gerichtlich einzutreiben, was nicht gelingt. Bevor ein Gerichtsbeschluss zur Beschlagnahme von Waren und zur Räumung der Hütte ausgeführt werden kann, verschwinden die Pächter über

die damalige Grenze nach Bocholt und nehmen fast alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Die Hütte ist nicht mehr betriebsfähig.

1779 pachtet Eberhard Pfandhöfer die Hütte. Er stammt aus dem Siegerland und hat Erfahrungen durch seine Arbeit auf verschiedenen Hütten sowie Beziehungen nach Holland. Nach finan-



*Die St. Antony-Hütte 1834 nach einer Grafik von Weeser-Krell 1902*

ziellen Problemen kommen 1781 mit den Herren Diepenbrock, Doeinck und Reigers angesehene Hüttenfachleute aus Holland und dem Bocholter Raum als weitere Pächter hinzu. 1781 wird ein neu-

er Hochofen gebaut, 1783 scheidet Pfandhörer als Pächter aus, nachdem er 1782 die Hütte „Gute Hoffnung“ bei Sterkrade gegründet hat.

Hergestellt werden zu dieser Zeit auf der St. Antony-Hütte Gusswaren des täglichen Bedarfs wie Töpfe, Pfannen und andere Gefäße, Gewichte, Platten, Öfen, weiterhin Kanonenkugeln sowie ab 1803 auch Teile für Dampfmaschinen. Absatzgebiete sind die nähere Umgebung und Holland, später auch Dänemark und Russland. Nach Gründung der Hütte „Gute Hoffnung“ in Sterkrade und Inbetriebnahme der Hütte „Neu-Essen“ 1791 an der Emscher, die der Essener Fürstäbtissin Maria Cunegunda gehört, existieren dann drei Hütten in unmittelbarer Nachbarschaft von nur wenigen Kilometern und machen sich Erze und Brennstoffe gegenseitig streitig.

Franz Ferdinand von Wenge stirbt am 5. September 1788. Zu diesem Zeitpunkt arbeitet die St. Antony-Hütte seit einigen Jahren



*Gottlob Julius Jacobi (1770-1823), Hüttendirektor auf St. Antony ab 1797*

Dezember 1795 Eigentum der Fürstäbtissin, die die Hütte zum Betrieb aber an Pfandhörer verpachten muss - ein klassischer Kompromiss.

1797 flüchtet Pfandhörer verschuldet nach Holland und lässt die St. Antony-Hütte und die Hütte Gute Hoffnung zurück. Jetzt übernimmt Gottlob Jacobi neben der Hütte Neu-Essen auch die Leitung der St. Antony-Hütte und modernisiert sie. Er bezieht die

Wohnung des Hüttendirektors und 1799 ermöglicht ihm die Fürstäbtissin, ein Viertel der Anteile an beiden Hütten zu erwerben. Der königlich preußische Kriegs-, Steuer- und Berg- und Fabrikkommissarius Friedrich August Alexander Eversmann beschreibt 1804 in seinem Buch „Übersicht der Eisen- und Stahlerzeugung auf Wasserwerken in den Ländern zwischen Lahn und Lippe“ Gottlob Jacobi als „Mann von einer vollkommenen hüttenmännischen Kenntnis“ und schildert, dass der Hochofen 22 Fuß (= 6,90 m) hoch sei und an ihm vier Mann arbeiteten. Daneben seien auf der Hütte 8 Sandformer, 4 Putzjungen, 1 Platenformer, 9 Lehmformer, 16 Erzgräber, 32 Kohlenbrenner und Holzraider, 2 Putzknechte und 4 Tagelöhner beschäftigt - also insgesamt 80 Personen. 602.593 Pfund Gusswaren seien 1802 erzeugt worden.

1805 werden in Folge des Einflusses des napoleonischen Frankreichs alle kirchlichen Staaten in Deutschland aufgelöst. Die Essener Fürstäbtissin Maria Cunegunda zieht in ihre Heimat Sachsen zurück. Ihre beiden Hütten zählen als Privatvermögen und sie entschließt sich, sie zu verkaufen. Zwei Interessenten sind schnell gefunden: Franz und Gerhard Haniel, Kaufleute aus Ruhrort, die bereits zuvor Fuhrgeschäfte für die Hütten erledigt haben. Sie kaufen die Anteile der Fürstäbtissin und werden damit zu drei Vierteln Eigentümer der Hütten, an denen ihr Schwager Gottlob Jacobi - er hat eine Schwester der Haniels geheiratet - weiterhin ein Viertel besitzt.

Bis 1808 wird auch die Hütte „Gute Hoffnung“ weiter betrieben, steht aber dann zum Verkauf an. Helene Amalie Krupp, die bereits seit Beginn des Betriebs an dieser Hütte beteiligt war, verkauft sie an Heinrich Huysen, der aus einer Essener Bürgermeisterfamilie stammt. Eigentlich hätten die beiden Haniels gern die



*1864 holten preußische Soldaten an der St. Antony-Hütte Kanonenkugeln ab*

profitabel. Zwei Jahre später schreiben die Erben die Hütte zum Verkauf aus und es kommt zu einem regelrechten Vertragspoker. Wie fast zu erwarten, gibt es zwei Interessenten: Eberhard Pfandhörer und Fürstäbtissin Maria Cunegunda mit ihrem Hüttenmeister Gottlob Jacobi. Und die Erben verkaufen die Hütte 1793 an beide Interessenten - und zwar vollständig und nahezu gleichzeitig. Wieder klären Gerichte den Sachverhalt. Zwischenzeitlich vertreibt der Hüttenmeister der Äbtissin, Gottlob Jacobi, Pfandhörer gewaltsam von St. Antony, weshalb er vorübergehend in einem preußischen Gefängnis der Festung Wesel einsitzt. Letztlich wird die Hütte im

Hütte gekauft, doch können sie ihren Schwager Huysen - seine beiden Schwestern hatten die Haniels geehelicht - nicht aus dem Kauf heraushalten. So kommt es 1810 zum Zusammenschluss der St. Antony-Hütte, der Hütte Neu-Essen und der Hütte Gute Hoffnung zur „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huysen“.

In der Folge wird die Hütte „Neu-Essen“ an der Emscher zu einem Hammerwerk umgebaut und die Hütte „Gute Hoffnung“ modernisiert und ausgebaut, so dass die Produktion nach und nach hierhin verlagert wird. Die St. Antony-Hütte verliert damit zunächst an Bedeutung, 1820 wird der Hochofen ausgeblasen. Eine Papierfabrik entsteht auf dem Gelände, wird aber bis 1826 wieder stillgelegt. Von 1827 bis 1843 wird dann der Hüttenbetrieb auf St. Antony noch einmal aufgenommen. Danach wird dort kein Eisen mehr geschmolzen. Als Eisengießerei bleibt die Hütte aber noch bis zum 30. April 1877 als Teil der „Gutehoffnungshütte, Ak-



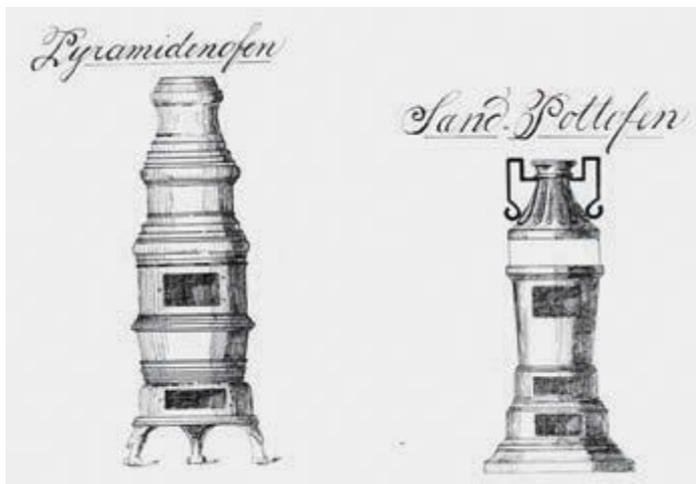
*Franz Ferdinand von Wenge (1707-1788),  
Gründer der St. Antony-Hütte*

haben, wohnen bis in die 1970er Jahre leitende Angestellte des Unternehmens - exklusive Gartennutzung eingeschlossen. In den Anbauten des Gebäudes und in den anderen Gebäuden des abgesperrten Geländes wohnen Arbeiter und Angestellte des Unternehmens.

Erst Ende der 1960er Jahre werden drei der vier verbliebenen Gebäude abgerissen. Allein das Wohnhaus des Hüttenleiters mit seinen Anbauten bleibt bis heute stehen.

In den 1970er Jahren wird das verbliebene Wohnhaus von der GHH zum Archiv umgenutzt. Die Anbauten werden zum 200-jährigen Bestehen der Hütte „Gute Hoffnung“ im Jahre 1982 in diese Nutzung einbezogen und präsentieren eine Werksausstellung. 1995 übernimmt das Rheinische Industriemuseum des Landschaftsverbandes Rheinland mit Unterstützung der Bürgerstiftung der Sparkasse Oberhausen dieses Ensemble und gliedert es in seinen Bestand ein. Das Archiv und Teile der Werksausstellung werden weiter geführt. Aus dem wertvollen Bestand an Fotografien werden wechselnde Ausstellungen gezeigt.

Anlässlich des Jubiläums 250 Jahre St. Antony-Hütte wird das Rheinische Industriemuseum im Mai 2008 in den Räumen des ehemaligen Direktorenwohnhauses an der Antoniestraße eine neue Dauerausstellung zur Geschichte der Hütte eröffnen - Oberhausen wird dann ein neues Museum bekommen. Den Besuchern werden dann auch die seit 2006 laufenden Ausgrabungen (siehe auch Jahrbuch „Oberhausen '07“) erstmals erläutert. Parallel dazu präsentiert die MAN, als Nachfolgeunternehmen der GHH, in den Räumen des Rheinischen Industriemuseums an der Hansastrasse eine Ausstellung zur Geschichte des Konzerns. Schließlich ist auch für dieses Unternehmen die Gründung der Hütte St. Antony die Geburtsstunde. Ein umfangreiches Begleitprogramm wird diese Ausstellungen im Verlauf des Jahres 2008 ergänzen. Mit Blick auf das Jahr 2010 wird der Landschaftsverband Rheinland weiter investieren. Im Jahr der europäischen Kulturhauptstadt Ruhr wird an der St. Antony-Hütte ein industriearchäologischer Park entstehen. Die Vorarbeiten laufen bereits.



*Öfen verschiedener Art konnten auf der  
St. Antony-Hütte hergestellt werden*

tienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb“ - so nannte sich das Unternehmen seit 1873 - in Betrieb.

Ein großer Teil der Gebäude auf dem Gelände der St. Antony-Hütte wird unmittelbar nach der Stilllegung abgerissen. Ein Werkstattgebäude, die Schmiede und die Lehmformerei werden zu Wohnzwecken umgenutzt. Das Wohnhaus des Hüttenleiters mit seinen beiden Anbauten bleibt ebenfalls stehen. So wird die St. Antony-Hütte zum Wohnort von GHH-Arbeitern mehrerer Generationen. Im Wohnhaus des Hüttenleiters, in dem mehrere Generaldirektoren der GHH wie Gottlob Jacobi, Hugo Jacobi (Geburtsort) und Wilhelm Lueg (als Hauslehrer) einige Zeit verbracht

KULTUR

## Das blaue Wunder

*Die Blue Man Group im Metronom-Theater ist die erfolgreichste Show, die Oberhausen je hatte*

VON MARC OLIVER HÄNIG

Blau ist die Farbe der Hoffnung gewesen, als sich mit der Blue Man Group eine Show-Sensation aus Amerika in Oberhausen ankündigte, wie es sie hier noch nicht gegeben hat. Als die ersten 150 000 Karten verkauft waren, Monate bevor das Metronom-Theater auch nur Premiere hatte, ärgerte sich die Konkurrenz in den Nachbarstädten dennoch nicht schwarz und wurde auch nicht grün vor Neid. Denn der Erfolg ist gut für das ganze Revier. Und steckt an: So tauchten die Blaumänner unter anderem bei der Loveparade in Essen auf und wurden zudem zum gern gewählten Motiv bei den Karnevalsuzügen zwischen Rhein und Ruhr.

Wichtig aber ist und bleibt auf der Bühne. Und was da genau passiert, das lässt sich so einfach gar nicht sagen, will man nicht das Unbeschreibliche zu beschreiben versuchen. Weil dem Deutschen jedoch ein ausgeprägtes Erklärungsbedürfnis innewohnt, gibt es gleich als Intro die Nachhilfe über ein Leuchtdisplay: „Dies ist eine Rock'n'Roll-Show!“ Das heißt, es wird laut. Sehr laut. Dankbar nimmt das etwas ratlose Publikum die - selbstverständlich blauen - Ohrstöpsel entgegen, die hier als „Gehörsturzverhüter“ verteilt werden. Was würde wohl als nächstes kommen?

Das weiß man nie, denn die Blue Man Group veranstaltet einen Mix aus Theater, Konzert, Pantomime, Comedy, Multimedia und Wissenschaftsrodeo. Time to start: Auch wenn erste Zuschauerreaktionen wie „voll geil“ oder „total cool“ beim stehenden Schlussapplaus sicherlich das Rezensionen-Raster des klassischen Schauspiels sprengen, geben sie doch auf eine unmittelbare Weise die Wirkung des erlebten Spektakels wieder. Die Show ist die Show!

„Wenn etwas in keine Schublade passt, dann ist es gleich Effekthascherei“, antwortet Matthias Messmer Kritikern. Er ist als Trainings-Direktor für die Ausbildung der Blaumänner verantwortlich und auch wenn er die Tricks selbst nicht beherrscht, „so weiß ich doch, wie sie aussehen müssen“. Funktioniert das dann live



FOTOS (S) WALLHORN

*Mit Mäusespeck fängt man Applaus: Der Weltrekord in der Disziplin „Marshmallows mit dem Mund schnappen“ liegt übrigens bei 33 – wetten, dass...?!*

und in Farbe, erkläre sich die Show intuitiv von selbst - oder auch nicht. Die mehr oder weniger unterschwellige Gesellschaftskritik erkennt, wer Augen hat zum Sehen und einen Mund zum Stauen. Den intellektuellen Anspruch wolle man jedenfalls nicht mit dem Holzhammer verabreichen, meint Messmer: „Wer eine Botschaft übermitteln will, soll ein Fax schicken.“ Deshalb der Rat des Blau-Machers an das Publikum: „Offen sein, sich drauf einlassen.“

Ja, worauf denn nun eigentlich? Vielleicht sollten wir ein wenig reisen. Die Blauen kommen nicht etwa von besungenen Bergen, sondern aus New York, New York, wo alles begann. Off-Broadway, wo Shows „Wie man die Welt rettet und die wahre Liebe findet in 90 Minuten“ heißen und wo Matt Goldman, Phil Stanton und Chris Wink das authentisch abgewrackte Astor Place Theatre betreiben. Den Ausgangspunkt einer Bewegung, die um die Welt ging. Um etwas zu erschaffen, „was wir selbst gern sehen würden“. Deswegen begreifen sie sich auch nicht als Künstler, aber doch von der Kunst inspiriert. In des Big Apples Kern, dem Museum of Modern Art, hatten sie sich vor rund 20 Jahren als Mitarbeiter des Catering-Services oft genug lustig gemacht über affektiertes



*Ganz schön behämmert: Trommelknochen ist die Übersetzung dieses Instrumentes, eines sogenannten Drumbones – eines (fast) ganz normalen PVC-Rohrs*

Gehabe vermeintlicher Kulturexperten, die bloß Lärm machen und vor den Bildern im Weg stehen. „Niemand interessiert sich wirklich für Architektur, Fotografie, Design und diesen Shit“, bedauert Chris Wink und spricht dabei mit einem ironischen Augenzwinkern absichtlich leise, „weil ich hoffe, dass es intellektuell und smart wirkt“. Manches sei eben unglaublich aufregend, anderes durchaus auch unglaublich langweilig, manches bedeutend, anderes wiederum nehme sich lediglich selbst wichtig. Elemente, die sich noch heute in den Shows wiederfinden, wenn beispielsweise Mäusespeck zum Kunstzweck wird oder banales Cornflakes-Kauen durch das Mikrophon verstärkt als Rhythmus-Maschine funktioniert. Zwiegespaltene Stimmen wie die von Hajo Sommers, Kleinkunstkönig und Ebertbad-Chef, merken indes an, dass „ein großes Spektakel ad absurdum zu führen nur im kleinen Rahmen funktioniert - und nicht, wenn man inzwischen selbst das große Spektakel geworden ist“.

Dabei waren die Ursprünge bescheiden. „Unsichtbar, isoliert, verloren in dem riesigen Ameisenhaufen, in dem wir leben.“ Sie wollten alles und konnten nichts. „Deshalb war die Blue Man

Group unsere einzige Berufsperspektive.“ Also musste etwas Neues erfunden werden, das jedenfalls will die Legende und die Logik hält Schritt: „Etwas zu machen, was man sich selbst ausgedacht hat, das hat man exklusiv und man ist automatisch der Beste darin“, lacht Matt Goldman. Der Baumarkt als Kreativmesse: Mit Paddeln zu bearbeitende Regenrinnen, PVC-Abflussrohre als Tuba-Trommel, eine 86-saitige E-Zither, Historisches wie das Cimbalon oder Kurioses wie ein Tubulum, das auf den Rücken geschnallt wird.

Die wollen nur spielen? Was die Band damit veranstaltet, das ergibt einen Grammy-nominierten Sound, der fetter als fett ist und sich zuletzt gar auf dem „Terminator“-Soundtrack wiederfand. Die Macher selbst bevorzugen die Bezeichnung „Tribal-Rock mit Spaghetti-Western-Einflüssen“, erleben wir doch eher die Parodie eines Rock-Konzertes. Sei's drum, live ist life, dargeboten von sieben Musikern mit mehreren Schlagzeugen auf verschiedenen Ebenen, dargestellt als heftig zuckende Herzlinie auf einem Riesen-EKG. Emo-

tion durch Energie. Welch komplexe Performance: Zusammen mit den explodierenden Farbelementen wird so ein sinnlich starkes, beinahe suggestives Gefühl erzeugt, dass den Zuschauer unmittelbar in seinen Bann zieht. Es kann natürlich auch an der 80000-Watt-Leistung der Lautsprecheranlage liegen...

Das Ganze wurde so einzigartig, dass man dem konformen Wunsch der Bühnenbranche nach Individualität bei den begehrten Tony-Awards nachkam und für die Blue Man Group als „Unique Theatrical Production“ tatsächlich eine eigene Preiskategorie erfand. Dabei sind zumindest die Einflüsse des post-modernen Varietés ausgewiesen: der Slapstick der Marx Brothers, Wim Wenders „Himmel über Berlin“, Yves Kleins Menschen als lebendige Pinsel, Jackson Pollocks abstraktes Gesamtwerk. Alles ist Pop, auch eine Adaption durch einen Gastauftritt bei den Simpsons. Ein Pop-Zitat in der Pop-Kultur. Schöne blaue Welt.

Für so ein Wunschkonzert braucht es viel Phantasie, dann kann auch die Philosophie nicht weit sein. Die Protagonisten stellen



*Wie Außerirdische muten die Blaumänner – hier mal in Rot – auf der Bühne des Metronom-Theaters an. Und spiegeln dabei doch unser Innerstes wider.*

Aspekte unserer selbst dar und halten dem Publikum so den Spiegel vor. Die Archetypen sind dabei der Superheld, der Außenseiter sowie das Kind in uns. Einer kriegt immer den Blues. Deswegen sind die blauen Lackschädel auch keine Masken, sondern symbolisieren vielmehr die nackte naive Wahrhaftigkeit. Nicht zu verges-

*Festival der Sinne: Laut und bunt, das ist die Blue Man Group – damit der Funke zum Publikum auch richtig überspringt*

sen: Kahl ist cool. Die erotische Komponente der phallischen Köpfe, an denen Freud sicher seine Freude gehabt hätte, wollen wir hier allerdings ebenso wenig weiter vertiefen wie den mystisch-religiösen Aspekt, der vom Kult her irgendwo einzuordnen ist zwischen Rocky Horror und Star Wars.

Plappern gehört allerdings nicht zum Handwerk. „Ich bin besser, wenn ich nicht spreche“, hatte schon der große Marcel Marceau erkannt. Stumm, doch vielsagend. Die Optik manipuliert derweil mit expressiver Kraft die Sinne. Tanzende Figuren im Stroboskopgewitter, ein faszinierend-fluoreszierender Wasserstrahl, der Mega-Wackelpudding - und plötzlich sind

die Blauberger mitten unter uns, während das Geschehen, das längst ein Happening ist, auf der Leinwand übertragen wird. Interaktivität ist das Konzept dieser Versuchsanordnung mit Publikum. Das wird erst mal von einem etwaigen Esoterik-Tick geheilt - sinnentleerend mit einem gregorianischen Urzeit-Karaoke. Was aber will uns diese Illusion der Animation sagen? Womöglich, dass wir im Internetzeitalter nach Wissen dürsten, aber in Informationen zu ertrinken drohen. Oder dass das weltweite Web gar nicht die größ-



*Verbindliches Finale: Wenn die Papiermassen und die Zuschauer ein großes Ganzes bilden, dann hat die Blue Man Group ihr Ziel erreicht – alle Menschen sind gleich*

te anzunehmende Verbindung aller Erdenbürger ist. Sondern die Kanalisation... So einfach wird ein jegliches in den komischen Kontext gerückt; von der Entschlüsselung des menschlichen Erbguts bis zu Zahnpasta oder Tupperware.

Ein weiteres Thema ist Transformation und damit schlagen wir die Brücke über den großen Teich. Der Wandel eines Industriestandortes also, über den längst Gras gewachsen ist. 2004 nach Berlin zu kommen, wo die Millionen-Schallmauer an Besuchern bereits nach einem Jahr gebrochen wurde, sollte ein nachgerade logischer Schritt sein - der vielen deutschen Fans wegen bei den Ablegern in den Staaten und nicht zuletzt auch, weil die Hauptstadt in Sachen Kunst und Architektur das Epizentrum Europas ist und soziologisch sowieso interessant wegen der Ost-West-Frage Thema nach der Wende. So wie sich auch im Ruhrgebiet Vergangenes in Zukünftiges verwandelte. War es nicht der Gasometer, auf dem weithin sichtbar mit einem XXXL-Plakat für die Blue Man Group geworben wurde? Denn auch im Pott steckt Potenzial, selbst wenn das, was wir hier im Revier Strukturwandel nennen, Matt Goldman vielmehr als Neu-Erfindung bezeichnet. „Die Geschichte von der Industrialisierung zur Informations-Revolution in relativ kurzer Zeit verhilft dem Areal zu enormem Potenzial.“

Ein Potenzial, das sich ausschöpfen lässt mit diesem gewaltigen Einzugsgebiet. Auch wenn Stage Entertainment - eines der führen-

den Unterhaltungs-Unternehmen - keine Quoten kommuniziert, lässt sich Sprecher Michael Rohde bereitwillig entlocken, dass die Nachfolge-Produktion des ebenfalls gut gelaufenen „Die Schöne und das Biest“ blaue Zahlen schreibt: „Die Blue Man Group ist die erfolgreichste Show, die wir in Oberhausen je hatten. Alle Erwartungen wurden übertroffen.“ Blumen für die Blue Man. Deren Captain Jonathan Taylor - ein Kalifornier in Sterkrade - gibt das Lob gern zurück und bekennt Farbe: „Es macht unheimlich Spaß, in dieser Region zu leben. Vor allem, weil das Publikum während der Show so mitgeht.“

Eine Stadt sieht blau. Zwangsläufig zog die Auslastung Zusatztermine nach sich. Ab der 150. Vorstellung

gab es am Musikweg 1 erstmals den Show-Samstag im Dreierpack - auch dies (als blaues Auge für Köln und Düsseldorf) ein Novum in NRW. Beim 250. Mal wurde zur Feier des Tages doch einmal der Buchhalter bemüht. Farben nach Zahlen: 3750 Liter wurden verplempert; 1250 Kilogramm Bananenmatsche; 9250 Marshmallows; 6450 Liter Wackelpudding; 2500 Trommel-Felle verschlissen; 950 Drumsticks; 630 Plektrums; 3333 Trommeln Buntes, um die Spritzer wieder aus den Kostümen zu entfernen; schlussendlich wurden 17500 Kilometer Luftschnangen (aus Recyclingpapier!) für das große, allumspannende Finale in den Saal geschossen - eine Strecke, die die Erfolgsshow in Oberhausen und Las Vegas verbinden könnte. Warum auch nicht? Findet selbst Mitgründer Phil Stanton: „Oberhausen im Grunde genauso wie Las Vegas - nur eben ohne Wüste und Glücksspiel.“ 2008 startet eine Europa-Tournee der Blue Man Group, die auch nach Afrika und Asien expandieren will. Man spricht ja nicht von ungefähr vom blauen Planeten...

Bleibe noch eines zu klären: Warum ist der Blaumann blau? „Puh“, lacht Chris Wink und wird rot. „Das Problem mit der Frage ist, dass wir keine adäquate Antwort haben. Die Farbe war vor dem Grund da - und bis jetzt ist uns noch nichts Geistreiches eingefallen.“ Übrigens: Matt Goldman, Phil Stanton und Chris Wink, die jahrelang ohne Zweitbesetzung aufgetreten sind, ziehen längst die Fäden im Hintergrund. Ihre blauen Köpfe sieht man nur noch in der Werbung glänzen, für Intel oder auch Swatch - und natürlich für Oberhausen.

# Historisches Klassenzimmer ist das Herzstück

***Oberhausener Schulmuseum stellt mehr als nur Geschichte vergangener Erziehung dar***

VON GUSTAV WENTZ

**K**lingt paradox: In den nächsten Jahren werden - mindestens im Land - zahlreiche Schulen mangels Masse, sprich: Schulkindern, geschlossen werden müssen, und in Oberhausen ist das noch gar nicht so alte Schulmuseum schon viel zu klein. Nun liegt die Zeit des hiesigen „Schulsterbens“ wohl schon deutlich hinter uns, wird aber - in schwächerer Zahl als im Land - auch die Stadt zwischen Ruhr und Rotbach erneut treffen. Was das mit dem Oberhausener Schulmuseum zu tun hat? Einiges - und vor allem mehr, als man auf den ersten Blick glauben möchte.

Am besten der Reihe nach: Im Sommer 2007 ist der Leiter des Verwaltungsbereichs Schule, Manfred Przybylski, 60 Jahre alt geworden. Mindestens die Hälfte seines Lebens ist der engagierte Verwaltungsmann mit dem Themenkomplex Jugend und Schule nicht nur beruflich vertraut, er ist ihm auch ans Herz gewachsen. Als sich zum Ende des vergangenen Jahrhunderts hin abgezeichnet und dokumentiert hatte, dass auch in Oberhausen Schulen geschlossen werden mussten (meist Grund- und Hauptschulen), wollte es Przybylski nicht einfach hinnehmen, dass damit eine mittlerweile über hundert Jahre alte Kultur der alltäglichen Schul-Pädagogik zu verschwinden drohte.

Ideen blieben natürlich erhalten, aber Przybylski hatte längst erkannt, dass pädagogische Ideen sich in Bauten, Mobiliar, Unterrichtsmaterial manifestiert hatten.

Das alles sollte auf dem Sperrmüll landen? Nein, dachte er und formulierte den Gedanken, die „alte Schule“ zu retten. Sie hatte, so sah nicht nur Przybylski das, Museumsreife im klassischen Sinn erreicht. Es schien ihm an der Zeit, Vergangenes aufzuheben, zu bewahren, zu zeigen. Damit es nicht der Vergessenheit anheim fiel. Nach zäher und beharrlicher Vorarbeit - Verwaltungsmühen mahlen bekanntlich selten schnell - war es geschafft: Am 7. Februar 2001 wurde das Schulmuseum Oberhausen eröffnet.



FOTOS: (R) JOPPEK

***Vor der historischen Unterrichtsstunde schlüpfen die Kinder in einheitliche Schulkleidung***

Dass es in der ehemaligen Tackenbergsschule untergebracht ist, gehört in zweifacher Hinsicht mit zur Konzeption der Einrichtung. Einerseits ist es eben eine ehemalige Schule, die die äußere Hülle bietet (gemeinsam mit dem gleichfalls dort untergebrachten Stadtarchiv übrigens, das mit dem Schulmuseum ansonsten nichts zu tun hat), andererseits zeichnete sich schon damals ab, dass das Stadtviertel Tackenberg sich hervorragend eignet für die damals gerade keimende und in ihrer Bedeutung neu eingeschätzte integrative Stadtteilarbeit.

Mit Olga Cahoj-Roosen hatte die Stadt genau die richtige Frau für ihr Projekt gefunden. Die Diplom-Designerin und Diplom-Pädagogin (Studium in Krefeld und Duisburg) verfügt nämlich über mehrere Eigenschaften moderner Museums-Manager: Sie entwickelt didaktische Konzepte, sie sammelt leidenschaftlich und mit sicherem Blick und Gespür für Qualität und Klasse, und sie kann diese Arbeit in den Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher Entwicklungen stellen.

Das wird am augenfälligsten im „Historischen Klassenzimmer“, das das Herzstück des Schulmuseums darstellt. Nicht nur kleine



**100 Jahre Bildungsgeschichte: Zahlreiche Exponate aus der Schulzeit vergangener Generationen**

Grundschul Kinder machen große Augen, wenn sie das Zimmer betreten. Bänke und Tische, die kein anderes Sitzen zuließen als mit geradem Rücken und Blick nach vorn, Lehrerpult auf erhöhtem Podest, ein Stock, der nicht nur zum Hinweisen diente, sondern auch zur körperlichen Züchtigung, hölzerne Stellagen mit Hilfsmitteln zum Erlernen von Lesen, Schreiben, Rechnen, Bildkarten mit Darstellungen von Leben und Arbeit in früheren Jahrhunderten, der Kanonenofen in der Ecke, der noch in den fünfziger Jahren zur Grundausstattung gehörte. Ältere Besucher staunen auch - und schmunzeln oft, ganz nach dem Motto: So war es.

Auf Kinder, so beobachtet die Museumsleiterin immer wieder, übt der Raum einen zunächst verstörenden Einfluss aus. Den nimmt sie ihnen mit selbstgeschriebenen kleinen Rollenspielen, zu denen die Kinder in Kostüme schlüpfen. Von denen Olga Cahoj-Roosen auch eins anzieht. Als „Fräulein Grimmig“ steht sie dann vor der Klasse, und die Kostümierung nimmt schnell die kurze Furcht vor dem scheinbar Neuen, das in Wahrheit das reale Alte ist. Mit dem Verteilen von Fleißkärtchen (den einst üblichen Heiligenbildchen) für die richtige Beantwortung kindgerechter Fragen wird das nicht zu dicke Eis gebrochen. Und wenn schließlich ein Kind von ihr zum „Schulrat“ oder zur „Schulrätin“ ernannt wird und in entsprechender Aufmachung auftritt, herrscht alsbald Fröhlichkeit. Zwei bis drei Grundschulklassen pro Woche kommen zur alten Tackenbergsschule, tauchen für einen kleinen Vormittag in die Vergangenheit ein, lernen dabei auch was über die Geschichte

ihrer Stadt. Alle Einrichtungsgegenstände stammen aus Oberhausen und den „Stamm-Städten“ Sterkrade und Osterfeld. Eine Karte, die das Stadtgebiet von Sterkrade in den Grenzen von 1926 zeigt, gehört zu den interessantesten Stücken der Sammlung. Ebenso übrigens wie ausgestopfte heimische Tiere, eine beachtliche Sammlung aufgespießter Insekten, Schautafeln und Modelle zum Steinkohlebergbau oder zur Hüttenindustrie.

Wer mit dem Begriff „Strukturwandel“ wenig anzufangen weiß: Hier begreift er ihn, spätestens wenn er hört, dass junge Oberhausener auf einen Förderturm oder einen Hochofen zeigen und fragen: „Was ist das denn?“ Was das ist, wissen Ältere noch, was sich hinter der einst geübten Methodik des Lehrens und Lernens verbirgt, eher selten. Auch darum kümmert sich Olga Cahoj-Roosen. Wenn sie vor älteren Besuchern aus der - gleichfalls im Archiv einer hiesigen „Lehranstalt“ gefundenen - „Acte der

Localschulinspektion“ von 1892 die Regelung der körperlichen Züchtigung vorliest, verblasst schnell der Schimmer romantischer Erinnerung. Sie erklärt die Grundzüge der so genannten „Schwarz-



**Schülerinnen und Schüler der Grundschule Alsfeld bei ihrem Besuch im Schulmuseum auf dem Tackenberg**

en Pädagogik“, die nichts im Sinn hatte als die Erziehung zum obrigkeitgläubigen Untertanen, zum Brechen kindlicher Neu- und Wissensgier. Und verweist dabei auf die im Treppenhaus hängende „Ahnengalerie“ großer Pädagogen der Menschheit, beginnend bei Sokrates und Platon, nicht aufhörend bei Pestalozzi und Montessori. Der Blick über den Oberhausener Tellerrand also fehlt nicht. Dazu pas-



*Im Rollenspiel mit „Fräulein Grimmig“ (Olga Cahoj-Roosen) erfährt die Klasse, wie der Unterricht vor 100 Jahren stattgefunden hat*

st übrigens, dass die Gemeinde Freital aus Sachsen vor einigen Jahren einige Ausstellungsstücke beisteuerte, die einen kurzen Blick auf DDR-Pädagogik erlaubt: Vitrinen mit Uniformteilen und verschiedenen Medaillen der Organisationen der Jungen Pioniere und der FDJ.

Eine besondere Vorliebe der tatsächlich „internationalen“ Frau (in der ehemaligen CSSR geboren, nach der Beendigung des „Prager Frühlings“ geflüchtet, sie beherrscht acht Sprachen und neben deutschen, tschechischen und slowakischen Wurzeln hat sie auch österreichische und ungarische Vorfahren) gilt der Hanse. Über die Thematik der spätmittelalterlichen Handelsorganisation hat sie - im Rahmen des Projektes „Hanza in Education“ - enge Verbindungen zu Danzig geknüpft, so auch Zugang zu speziellen Themen der Aufarbeitung des Feldes NS-Diktatur gefunden. Der aus Danzig stammende Literatur-Nobelpreisträger Günter Grass zählt zu ihren Bekannten. Ein Dankschreiben von Grass, was sich auf ihre Arbeit bezieht, hängt im übervollen Büro.

Übervoll ist das Schulmuseum mittlerweile in der Tat. Nicht nur Schulen wissen mittlerweile, wo sie entbehrlich gewordene

Stücke abgeben können, auch Bürgerinnen und Bürger geben Bücher, Hefte, Zeugnisse und anderes altes Schul-Utensil bei ihr ab. Vieles kann gar nicht mehr ausgestellt werden, weil es an Platz fehlt. Bücher zum Beispiel liegen bei ihr darum abholbereit. Gebrauch machen davon immer wieder mal vor allem Oberhausener mit Migrationshintergrund. Weil Olga Cahoj-Roosen das Schulmuseum im Sinne der „Community Education“ (Gemeinwesenorientierte Bildung) in das Netzwerk des Stadtteils Tackenberg verankert, führt sie in diesem Zusammenhang auch konkrete Projekte durch. Allwöchentlich gibt es beispielsweise Treffen mit Migrantinnen - der Kreis der bildungs- und kulturinteressierten Frauen gab sich den Namen „Mus-école“. In regelmäßigen Abständen finden außerdem für alle interessierten Bürgerinnen und Bürger „Museumsgespräche“ zu aktuellen Bildungsfragen statt.

Wer eine Führung im Schulmuseum buchen möchte (kostenfrei natürlich), kann dies nach telefonischer Voranmeldung (Telefon 66 97 75, E-Mail: [schulkultur@oberhausen.de](mailto:schulkultur@oberhausen.de)) tun. Führungen zum Thema „Erziehung und Bildung im Wandel der Jahrhunderte“ sind für Kinder, Jugendliche und Erwachsene montags bis donnerstags zwischen 10 und 16 Uhr, freitags zwischen 10 und 13 Uhr zu vereinbaren.

## Ein neues Dach für das „zweite Wohnzimmer“

*Die Osterfelder Polsterei Bolder restauriert nicht nur die Couch, sondern auch den noblen Oldtimer*

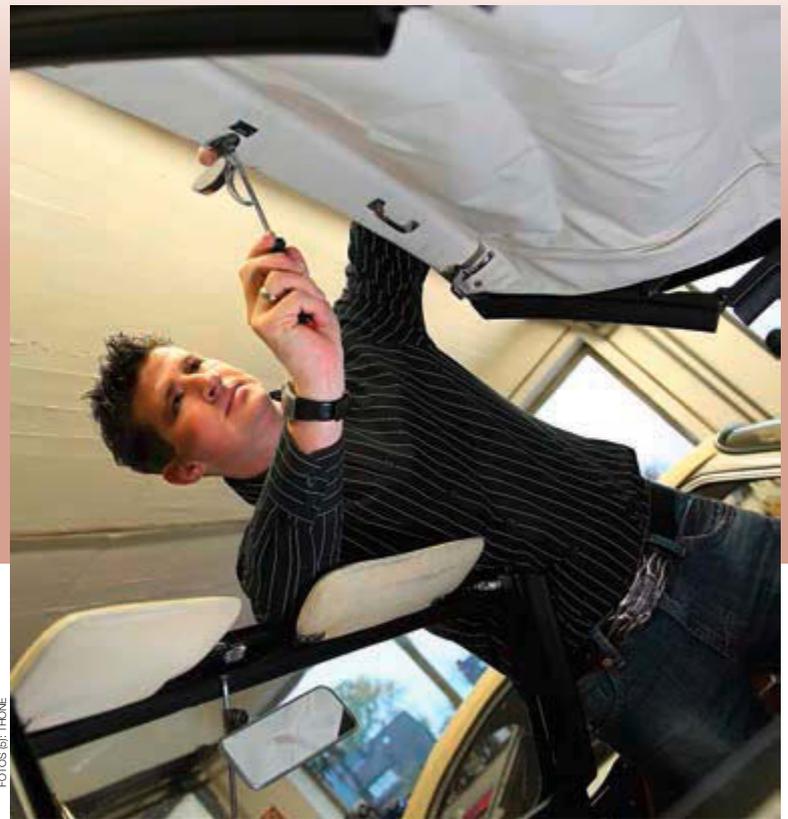
VON CHRISTIAN DUYF

Nun sollen es also die Fußmatten sein, auf denen Romy Schneider sich einst unfreiwillig mit Brandlöchern verewigte. Wie einst sollen sie nach ihrer Restaurierung aussehen und dazu beitragen, den Mercedes 600 der Schauspielerin, die als Kaiserin der Herzen Millionen zu Tränen rührte, im Glanz seiner besten Tage erstrahlen zu lassen. Auftragnehmer: Die Polsterei Bolder aus Osterfeld.

Aufträge wie dieser sind es, die Timo Grothe strahlen lassen. Sie sind Beleg dafür, dass gerade auch die Liebhaber unersetzlicher Oldtimer ihr Vertrauen in den Fachbetrieb für die Erneuerung von Möbel- und Fahrzeugpolstern und allen sonstigen modischen Accessoires des Autos - von der Fußmatte bis zum Dach-Himmel - setzen. Geschieht nichts Unvorhergesehenes, wird Grothe 2008 von seinem Vater ein florierendes Gewerbe übernehmen.

In der Szene der Oldtimer-Fahrer gilt die Polsterei als verlässlicher Partner für die, die den nicht-technischen Part ihres in die Jahre gekommenen Schmuckstücks restaurieren lassen wollen. „Wir haben uns einen Ruf erkämpft, der uns Kundschaft aus einem weiten Radius sichert“, sagt der Sattlermeister. Sattlermeister - ein Begriff der in die Irre führt. „Mit Pferde-Sätteln hatte ich nur mal in der Meisterschule zu tun“, erzählt Grothe schmunzelnd. Aber immerhin, wenn Auto-Kraft in Pferdestärken wiedergegeben wird, warum soll der, der dem Sitz einen Edel-Bezug aus Leder maßschneidert, nicht auch Sattlermeister heißen?

Dabei fing vor 55 Jahren alles mit der weitverbreiteten Not der Menschen im Nachkriegs-Oberhausen an. Auf der Siepenstraße gleich gegenüber des heutigen Louise-Schroeder-Seniorenwohnheims gründete ein Onkel von Timos Mutter, Gerhard Bolder, eine Polsterei. „Ob es nun der Küchenstuhl oder das Sofa war - ein Neukauf war viel zu teuer, weshalb die Möbel zur Restaurierung in die Polsterei gegeben wurden, wo sie neue Fütterungen und Bezüge



FOTOS ©: THONE

*Falt- und Schiebedächer für Oldtimer sind eine Spezialität der Polsterei Bolder*

erhielten“, erzählt Grothe. Man merkt, dass es auch für Timo Grothe eine fremde Welt ist, für ihn, den 1976 geborenen. Der Betrieb aber hat den Ort seiner Gründung nie verlassen, ist noch heute auf dem Grundstück in Osterfeld beheimatet.

Das Wirtschaftswunder der späten 50er- und 60er-Jahre brachte den ersten Wandel. Mit dem Käfer wurde das Auto plötzlich Massenware „und sehr viele wollten den mit einem Faltdach nachrüsten“, sagt Grothe - ein neuer Markt, den der Onkel rechtzeitig erkannte und ihn als sein Betätigungsfeld beanspruchte. 30 bis 40 Autos hätten damals auf dem Hof gestanden. Gerhard Bolder musste ausbauen, das Klein-Unternehmen wurde um eine größere Halle erweitert. Ein Schritt, der das Unternehmen zukunftssicher machte, denn mit dem Beginn des Massenkonsums industriell gefertigter Produkte verfielen ab den 1970er-Jahren die Preise für Möbel so sehr, dass niemand sich mehr die Mühe machte, eine Couch in der Polsterei fit für die nächsten 20 Jahre machen zu lassen.

Das Geschäft mit den Oldtimern blieb - und ganz nebenbei avancierte das altherwürdige Familien-Unternehmen zum Sport-Label: Sei es das Segel der Surfer, die praktische Umhüllung für die empfindliche Ski-Bindung, die Pferddecke oder einfach nur die hochwertige Sporttasche: Die Polsterei bediente in den 70er- und



*Timo Grothe ist noch selbst produktiv im Betrieb tätig, bei kniffligen Aufträgen sind seine Nähkünste gefragt*

80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts den Markt. „Bis zu 40 Näherinnen waren für uns tätig“, erzählt Grothe, nun deutlich lebendiger. Denn es markiert die Zeit, in der er, der künftige Leiter des Unternehmens, den Großteil seiner Kindheit auf dem auf den ersten Blick so unscheinbaren Hinterhof auf der Siepenstraße verbrachte. Längst war Timos Vater, Norbert Grothe - heutiger Geschäftsführer und Inhaber der Polsterei - in das Geschäft eingestiegen und sondierte den Markt nach den Wünschen und Bedürfnissen der Kundschaft. Den Beginn der Globalisierung konnte er zwar nicht aufhalten, zumindest aber bewahrte er zusammen mit Gerhard Bolder die Polsterei vor dem Absturz. „Die Eigen-Produktion solch hochwertiger Sportartikel rechnete sich wegen der großflächigen Billig-Produktion im Ausland natürlich nicht mehr.“

Die Zeit der Sportartikel endete in den 90ern, die Restauration der Oldtimer-Polster blieb wie bereits nach dem (vorübergehenden) Ende der Möbel-Restauration abermals als Konstante - zugleich kamen der Polsterei zwei Trends zugute: Zum einen die Bereitschaft, zumindest hochwertigere Möbel restaurieren zu lassen, zum anderen die Auffassung vieler des Autos als „zweites Wohnzimmer“. Weil das genauso gemütlich sein soll wie die eigenen vier Wände, muss eine Individualisierung her: Edle Lederbezüge für die Sitze, gern auch ein ganz eigenes Farbkonzept für die Innenausstattung. „Heute halten sich Möbel und Autos wieder die Waage“, sagt Timo Grothe.

Es ist ein Job, der ihm große Freude bereitet - obwohl für den 31-Jährigen lange nicht klar war, ob er in die Fußstapfen von Großonkel und Vater würde treten wollen.

„Für viele mag es eine Traumvorstellung sein, Tag für Tag mit Oldtimern arbeiten zu können und alte Möbel originalgetreu zu restaurieren. Für mich aber war das nie etwas Besonderes. Ich bin ja damit groß geworden.“ Nach dem Besuch der Realschule entschied er sich zunächst für eine Ausbildung als Bürokaufmann - nicht etwa im eigenen Unternehmen, sondern in einem Autohaus. „Schließlich hatte ich schon 16 Jahre Ausbildung im eigenen Betrieb hinter mir.“ Die Distanz aber weckte die Leidenschaft insbesondere für Autos neu. „Man muss sich spezialisieren und für die Möbel haben wir drei Möbelpolsterer als Experten“, erzählt Grothe.

Autos also, es folgte eine zweijährige Ausbildung zum Fahrzeuginnenausstatter des künftigen Chefs bei Bolder. „Eine sehr spannende Zeit“, erinnert sich Grothe. Durch die gezielte Ausbildung bekam er einen neuen Zugang zu dem, was er als Schüler nur oberflächlich betrachten konnte. „Allein schon, was man beim Nähen alles modellspezifisch beachten muss, ist eine Menge. So habe ich realisiert, welch spannende Aufgaben mein Beruf bietet.“



*Das junge Sattlerteam gestaltet eine Motorrad-Sitzbank*

Ein Job, der Geduld erfordert. „Man muss sehr penibel sein, wenn man das Leder für einen Autos näht. Wenn ich nicht zufrieden bin, mache ich die Naht durchaus fünf oder sechsmal wieder auf, bis das Ergebnis so aussieht, wie ich mir das vorgestellt habe“, erzählt Grothe. „Aber man sagt mir auch nach, ein recht geduldiger Mensch zu sein.“

Hinzu kommt nicht selten eine detektivische Herausforderung: Schließlich wollen Oldtimer-Fahrer ihrem Schatz auf vier Rädern



*Maßarbeit ist auch beim Anpassen eines neuen Teppichs für diesen alten Porsche gefragt*

meist keine individuelle Note verleihen, sondern in erster Linie den Originalzustand erhalten. Das allerdings sei oft leichter gesagt, als getan. „Es kommt nicht selten vor, dass wir eine Restauration anhand von alten Schwarzweiß-Fotos oder eines uralten Verkaufsprospektes vornehmen müssen.“ An diese Materialien zu kommen, erfordere oft hohen Recherche-Aufwand.

In besonderer Erinnerung geblieben ist dem Sattlermeister denn auch ein Opel des Baujahres 1934. „1,2 Liter, Typ 1290. Ich weiß es noch genau.“ Nur anhand von Bildern galt es, das Stoffdach originalgetreu zu restaurieren. Eine Arbeit, die Zeit erforderte: Von April 2004 bis Januar 2005 dauerten die Arbeiten. Dass sich in solch langen Zeiträumen eine ganz besondere Beziehung zu den Oldtimern anderer aufbaue, sei da nur ganz natürlich. „Man will sich am liebsten gar nicht mehr davon trennen, wenn man erst einmal so viel Arbeit reingesteckt hat.“ Freilich ist es auch auf der anderen Seite kaum anders: „Selbstverständlich schauen die Besitzer regelmäßig vorbei. Erstens um zu schauen, ob die Arbeiten auch nach ihren Vorstellungen verlaufen und zweitens wohl auch, weil sie ihre Autos ein wenig vermissen.“ Besuchsstunden wie im Krankenhaus - da sage noch einer, das Auto wäre nicht der Deutschen liebste Kind...

Klar, dass bei so viel Emotionalität auch die Bilderwand nicht fehlen darf: Im Büro der Polsterei sind unzählige Fahrzeuge nebst den stolzen Besitzern in schöner Umgebung zu bestaunen. „Das gibt es immer wieder, dass uns die Besitzer oft Monate nach der Restaurierung eine Karte mit einem Dankeschön und einem Bild des Autos zuschicken.“ Kaum anders diejenigen, die ihrem Wagen oft nach dem technischen Tuning in der Polsterei an der Siepenstraße ein Innenraum-Lifting erstellen lassen. „An erster Stelle steht immer noch der Wunsch, die Sitzflächen mit einem hochwertigen

Leder ausstatten zu lassen.“ Selbstverständlich nicht nur im konventionellen Schwarz, sondern in allen erdenklichen Farben und nicht selten auch in Kombinationen. „Letztens habe ich noch schwarzes Leder mit knall-oranger Stoff kombiniert“, sagt Grothe.

Letzter Schrei: Das sei das Einnähen von Tribals und Logos in die Sitze - das Familienwappen für den Ledersitz sozusagen. „Deswegen haben wir uns ja auch eine Maschine zugelegt, mit der wir diese Stickereien produzieren können“, sagt der Sattlermeister. Ganz wie früher eben: Ein innovatives Familienunternehmen.

Umso erstaunlicher, dass ausgerechnet der designierte Chef selbst den schier unendlichen Spielereien für das eigene Traumauto wenig abgewinnen kann. „Wenn ich das mal habe, werde ich wohl bescheiden sein. Etwas feineres Leder für die Sitze, das reicht mir völlig.“

Anders sieht es bei den Oldtimern aus: Längst ist auch Timo Grothe auf den Geschmack gekommen und stellt bei einem MG B Cabrio von 1973 in seiner Freizeit mit viel Hingabe den Originalzustand wieder her. „Das Originalleder habe ich bereits vernäht und auch ein originalgetreues Verdeck habe ich eingebaut. Das Hobby gönne ich mir einfach.“

Wen wundert es da noch, dass Falt- und Schiebedächer für Oldtimer künftig einer der Geschäfts-Schwerpunkte im Fahrzeugbereich der Polsterei Bolder werden sollen? „Stützpunkthersteller für



*Qualitätskontrolle an einem Sitzmöbel für eine Designer-Boutique in Budapest*

diese Dächer zu werden, ist unser nächstes Ziel“, sagt Grothe. Nur zu gern würde er die Zeiten wieder aufleben lassen, die er nur aus Erzählungen kennt: Die goldenen 1950er und 1960er eben, wo 30 bis 40 Autos auf dem Hof auf ein neues Dach warteten.

## Kirche und Küche, Himmel und Erde

***St. Bernardus: Wie eine Kirchengemeinde ihr Gotteshaus behielt und ein Gastronom eine neue Heimat fand***

VON MICHAEL NICOLAS

Wenn Koch Stefan Opgen-Rhein frühmorgens seinen Arbeitstag antritt, lassen ihn Herd und Kühlschrank kalt. Er geht durch die Küche nach nebenan, in den Gastraum. „Das Schönste ist die Stille“, sagt er, und blickt die langen Tische entlang - in Richtung des Kreuzes. Dort wo der 38-Jährige heute für Gesellschaften seine feinen kulinarischen Kreationen aufischt, wo Gäste auf ausgesucht edlem gastronomischen Mobiliar bequem Platz finden, standen früher einfache Holzbänke in einem Kirchenschiff. Eine Kombination aus Kapelle und Küche, so könnte man knapp umreißen, was sich seit der Eröffnung im April 2007 in der Kirche St. Bernardus an der Dorstener Straße in Sterkrade abspielt. Wobei man „abspielen“ durchaus auch wörtlich nehmen darf, denn neben Hochzeitsgesellschaften und Firmenbelegschaften feiern hier auch die Gemeinde und die „Ü30“-Kirche, gibt es Kabarettauftritte, Lesungen und Konzerte.

Michael Ludwig würde selbstverständlich niemals von sich behaupten, das Wasser teilen zu können. Aber die Idee, das Kirchenschiff zu teilen, ohne die Gemeinde zu spalten, die stammt vom ehemaligen Propst an St. Clemens. Die Grundlage war die Neustrukturierung im Bistum Essen und damit verbunden die Einstufung von St. Bernardus als sogenannte „weitere Kirche“. „Anfang 2005 hieß das für uns: Es gibt kein Geld mehr“, erzählt Barbara Morr, Vorsitzende des Fördervereins St. Bernardus, „es war klar: von irgendwelchen Gebäuden müssen wir uns auf jeden Fall trennen.“ Das Pfarrheim aufgeben, oder die Ende der 1920er Jahre erbaute, unter Denkmalschutz stehende Kirche? Viel wurde diskutiert, in der Sterkrader Gemeinde, bis Propst Ludwig den Mitgliedern seine Idee vorstellte - und im Bistum bald darauf ebenfalls auf offene Ohren und Wohlwollen für seine Idee stieß.

Bei Stefan Opgen-Rhein hatte es Ludwig nicht schwer: „Er hat mich einfach gefragt: ‚Könntest Du dir vorstellen, in einer Kirche



FOTOS: JOPEK (4), PRIVAT (1)

*Heute eine Kombination aus Kapelle und Küche: Die Kirche St. Bernardus an der Dorstener Straße*

zu kochen?'. Ich habe gesagt: ‚Ich bin Caterer, ich kann überall kochen.‘“ Doch dann fällt ihm noch was ein: „Stimmt gar nicht, damals hat der Propst noch ‚Sie‘ zu mir gesagt.“ Mittlerweile duzen sich die beiden, und auch der Kontakt des Kochs zu den Gemeindegliedern ist in anderthalb Jahren Planungs- und sieben Monaten Bauzeit sehr eng geworden. Schließlich haben alle kräftig mit angepackt, um den Umbau zu bewältigen: die Bänke demontiert, 30 Kubikmeter Erde ausgeschachtet, damit der Estrich verlegt werden konnte... Einen von Hause aus bescheidenen Mann muss Stefan Opgen-Rhein in dieser Hinsicht besonders erwähnen, weil der das selbst nie tun würde: „Ohne Küster Czeslaw Pytko hätte es nicht funktioniert“, sagt der Koch. Das Architekturbüro „zwo+architekten“ hat das Kirchenschiff durch eine außergewöhnliche Glaskonstruktion in zwei Bereiche gegliedert, und doch nicht wirklich getrennt: Man kann von einem in den anderen Teil blicken und erkennt trotzdem, dass es sich um zwei Räume mit unterschiedlicher Nutzung handelt - wiederum verbunden durch eine Glastür. Auch für die beiden Architekten war der Umbau von St. Bernardus so etwas wie ein Start in eine neue Zeit: Seit der Verwirklichung haben sich Peter Lammsfuß und Roman Schröder weiteren Kirchenbauten mit ihren außergewöhnlichen Ideen gewidmet.



*Hochzeitgesellschaften finden heute in der St. Bernardus-Kirche einen festlichen Rahmen für ihre Feier*

Insgesamt hat der Umbau in Sterkrade rund 630.000 Euro gekostet. Die beiden Gemeinden St. Bernardus und St. Clemens haben ihn frei finanziert. Zwei Konzepte legte der Herr der Kochtöpfe gemeinsam mit seiner Frau zu Anfang für den Gastro-Umbau vor, man entschied sich für den zweiten, mit insgesamt 80.000 Euro teureren Entwurf. Inzwischen sei man für Einrichtung und Ausrüstung „beim Dreifachen gelandet“, seufzt Opgen-Rhein zum Beispiel mit Blick auf die edle Theke, die in dieser Form eigentlich nicht geplant war, und angesichts einer perfekt eingerichteten und ausgestatteten Küche im ehemaligen Pfarrbüro. Doch da hellt sich seine Miene sogleich wieder auf. „Wir werden im ersten Jahr schon kostendeckend arbeiten“, lacht der Koch verschmitzt, so als sei ihm ein dicker Stein-Pilz vom Herzen gefallen.

Nicht nur ihm: Auch die Gemeinde ist mit der Vermietung an den Koch und der Möglichkeit, eigene Veranstaltungen zu präsentieren, einen großen Schritt weiter gekommen auf dem Weg, die Kosten für den Kirchenbau selbst zu tragen. Ein gelungenes Beispiel, wie aus dem Spardiktat im Bistum - immerhin müssen hier insgesamt 70 Millionen Euro eingespart werden und jede dritte Kirche kann finanziell nicht mehr gehalten werden - eine Chance er-

wachsen ist. Eine einmalige Chance, denn eine solche Kombination aus Kirche und Küche sei bislang tatsächlich einmalig, im Bistum, im Land, sagen Barbara Morr und Stefan Opgen-Rhein. Die Gemeinde und der Gastronom haben dafür eine wunderbare Formel gefunden: „St. Bernardus - Veranstaltungen zwischen Himmel und Erde“ steht auf dem gemeinsamen Logo.

Das Pfarrhaus nebenan hat der Koch gleich mit gemietet, hier wohnt Mitarbeiterin Susanne Wätzold, quasi mit Blick in die Kochtöpfe. Noch hat der Familienbetrieb seinen Hauptsitz in Duisburg, die Opgen-Rheins sind dort Pächter der Kasinobetriebe der Telekom AG. Doch angesichts der Bernardus-Kirchen-Küche und des stark expandie-



*Stilvoll speisen „zwischen Himmel und Erde“*

renden Catering-Bereichs unter dem schönen Namen „Aufgetischt“ soll's bald schon wieder die Heimatstadt Oberhausen sein. „Zurück zu den Wurzeln“, freut sich der Mann mit umfangreicher Erfahrung in der Sterne-Gastronomie, und übernimmt auch noch das Kasino in der neuen Sparkassen-Hauptstelle in Alt-Oberhausen.



*Spannung bei einem guten Essen garantiert das Krimi-Mahl*

Zurück zu St. Bernardus, wo es inzwischen viele Vorbestellungen und Wartelisten für „Feier“-Tage in der Kirche gibt. Die Gemeinde nutzt die Räumlichkeiten ebenfalls, für Veranstaltungen, wie eingangs erwähnt. Aber es sei auch wichtig, dass es weiterhin einen Punkt gebe, „wo die Gemeinde sich treffen kann“, darauf habe man von Anfang an Wert gelegt, und jetzt sogar in der ehemaligen Sakristei Gruppenräume eingerichtet, sagt Barbara Morr: „Wir wollen hier Leben reinbringen.“ Die Absprachen mit dem Koch seien dabei kein Problem, ganz im Gegenteil gebe es Ideen für gemeinsame Veranstaltungen wie Jazz-Frühshoppen, Lesungen oder Kirchen-Kabarett, in denen auch Küche und Theke eine Rolle spielten. Aber eine rein gastronomische Einrichtung mit festen Öffnungszeiten, ein Restaurant, soll der vordere Teil der Sterkrader Kirche nicht werden - auch wenn Stefan Opgen-Rhein oft gefragt wird, ob man denn nicht mal „einfach so“ bei ihm in St. Bernardus Essen gehen könne. „Man muss sich immer dieser Räumlichkeiten bewusst sein“, sagt

der Veranstaltungsgastronom. Das ist er wohl, nicht nur, weil er die morgendliche Stille in St. Bernardus zur Meditation und zur Einstimmung auf einen Arbeitstag nutzt, der eigentlich immer länger als acht Stunden dauert. Sondern auch, weil er mit Anfragen besonders vorsichtig umgeht. St. Bernardus sei irgendwie schon eine „In-Location“, aber eine Schlagerparty mit 600 Leuten habe er trotzdem abgelehnt. Und eine Hochzeit „mit Stripper“ komme eben auch nicht in Frage, hat der 38-Jährige mit dem rot gefärbten Wuschelschopf so seine Moralvorstellungen. Eitel Sonnenschein, „zwischen Himmel und Erde“? Es scheint so: Die Gemeinde hat ihr Kirchengebäude behalten, der Koch und Caterer eine neue Heimat gefunden: St. Bernardus. Apropos Sonnenschein: Den Außenbereich würden die Vorsitzende des Fördervereins und der Pächter gerne noch gestalten - bei den guten Verbindungen „nach oben“ sollte gutes Wetter bei Veranstaltungen im Sommer wohl kein Problem sein...



*Koch Stefan Opgen-Rhein und seine Mitarbeiterin Susanne Wätzold, die im Pfarrhaus nebenan wohnt*

## Geschichte wird gemacht

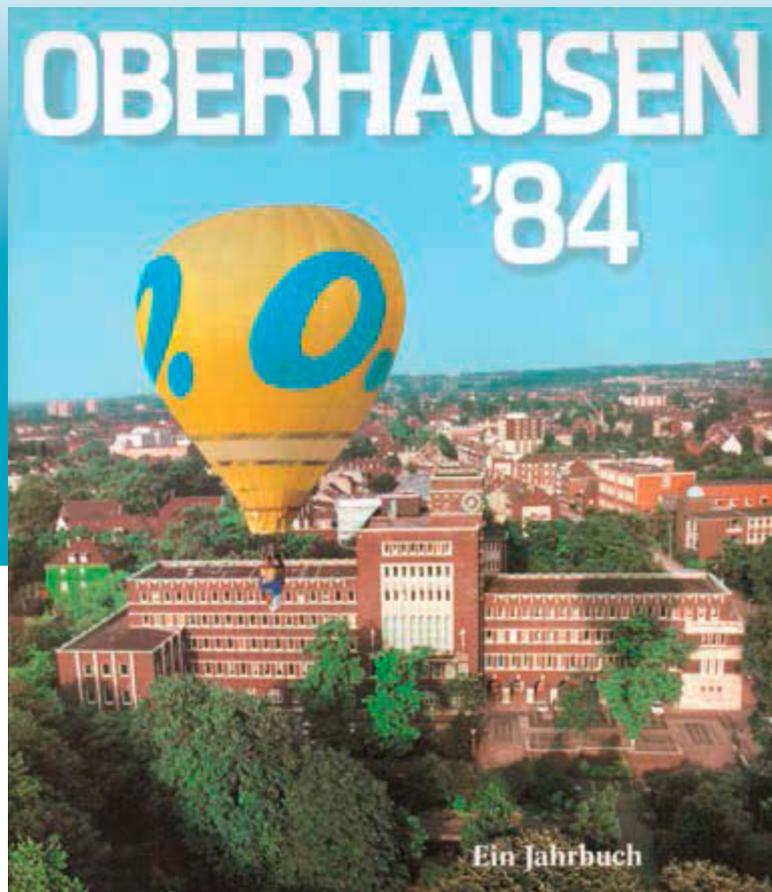
***Jubiläum für das Jahrbuch:  
Eine Chronik des Vierteljahr-  
hunderts - wie alles begann  
und was bisher geschah***

VON MARC OLIVER HÄNIG

**O**BERHAUSEN '08. Das 25. Jahrbuch – so steht's jetzt stolz auf dem Einband dieses Druckerzeugnisses, ein Novum seit nunmehr einem Vierteljahrhundert. Da stand bisher bescheiden: „Ein Jahrbuch“. Natürlich hat sich dabei auch die Jahreszahl verändert seit „OBERHAUSEN '84“, mit ihr aber auch die Stadt, um die es geht. Und so soll es sein, sind so doch stetig neue Inhalte garantiert. Geschichte und Geschichten also in und aus der Wiege der Industrie, aus der sich im Reifeprozess namens Strukturwandel längst ein strammes Universaltalent entpuppt hat: Kultur und Sport, Gastronomie und Tourismus, Dienstleistung und Gesellschaft - in dieser Stadt ist alles drin und somit auch in diesem Jahrbuch.

Nennen Sie es, wie Sie wollen: das kleinste Stadtarchiv der Welt, ein Almanach für alle, die Chronik des Vierteljahrhunderts. Sämtliche bisher erschienenen 25 Bände im Regal nebeneinander gestellt ergeben schon eine stattliche Spannweite, weit über 500 Themen wurden von A wie Adler Osterfeld über Skurriles wie Orchideenzucht, Papageieninstitut, Stutenmilch bis Z wie Zwangsarbeiter in Oberhausen abgehandelt. Gleich in der ersten Ausgabe wurde Gewichtiges behandelt wie 225 Jahre Ruhrindustrie oder die Kurzfilmtage; damals Westdeutsche, heute Internationale - Geschichte wird gemacht.

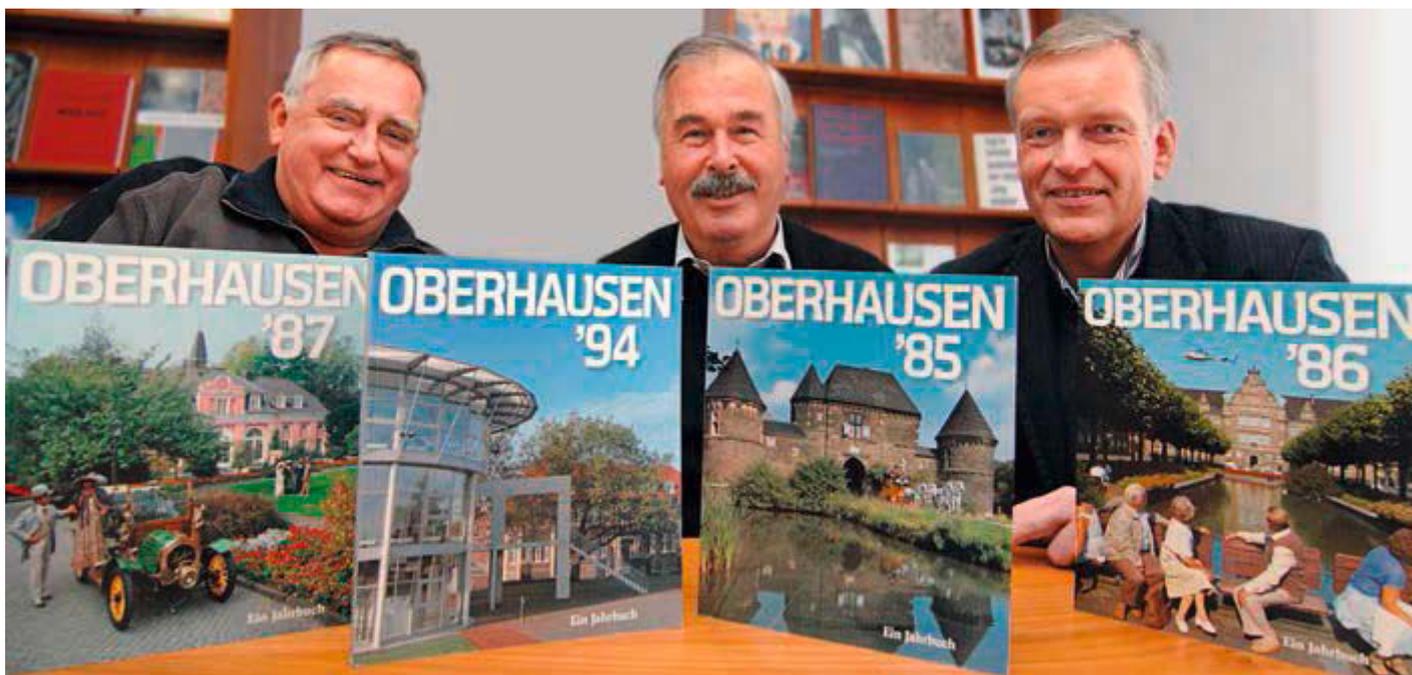
Der Umschlag dieses 84er-Jahrgangs zeigt vor der Rathauskulisse einen Heißluftballon, der mit Sondergenehmigung im Grillopark aufsteigen durfte und im Prä-Digitalzeitalter mit dem Charme ehrlichen Handwerks als offensichtliche Montage zu erkennen ist - inklusive nachträglich aufgepinseltem schrägen O. als Identitätsstifter. Gleichzeitig schließt das Motiv aber auch einen Kreis zum aktuell vorliegenden Werk, das ebenfalls einen Ballon zeigt, wenn gleich vorm Gasometer, und mit einem Doppeldecker namens „Roter Baron“ dazu noch ein weiteres bekanntes Flugobjekt. Doch vom In-die-Luft-gehen später mehr...



*Der Titel des ersten Jahrbuches: Mit dem Ballon ging es damals nach oben*

Lassen wir lieber endlich die Macher zu Wort kommen: Betriebsbesuch beim Unternehmen Printmanagement von Ha-Jo Plitt. Herausgeber, Kunstverleger, Mensch. Mit am Tisch: Helmut Kawohl von der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH und ein besonnener Mann des Ausgleichs und der Vermittlung zwischen Freunden des Frotzeln; denn da ist ja auch noch ein prächtiger Poltergeist namens Michael Schmitz, seines Zeichens (m-s) lokaler Kulturredakteur bei der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung und schon so lange den schönen Künsten verschrieben, dass sie eines Tages wenn schon nicht die Schaubühne selbst, dann wenigstens bitteschön die Theaterklausur nach ihm benennen müssten.

Wie kann man sich das vorstellen, wenn die drei Herren, zwei dabei der ersten Stunde, gewissermaßen als Zeitzeugen berichten sollen und wollen, was bisher geschah? Genau, ein herzlich heilloses Durcheinander voller Weißt-du-noch-Anekdoten, mit unterbrechen und übertreiben, mit überbieten und unterjochen - wie bei einem Klassentreffen. Da weiß ja irgendwann auch keiner mehr, wie das damals eigentlich so ganz genau gewesen war und wer mit wem... „Die Luise“, sagt der Ha-Jo und meint die altherwürdige Oberbürgermeisterin Albertz als ursprünglichen Auftragsgeber zu



*Das „Dreigestirn“ des Oberhausener Jahrbuches:  
Michael Schmitz, Ha-Jo Plitt und Helmut Kawohl (v.l.)*

benennen, weswegen er auch gleich unterbrochen wird, denn „da war die Luise längst tot“. Drum werden ein paar Amtsträger jener Jahre durchkonjugiert, der Schwarz, der Meinicke, bis man sich schließlich auf Friedhelm van den Mond einigt, was der Blick ins Vorwort des Erstlings dann auch bestätigt. Eine Dokumentation wie jene beim Nachbarn Mülheim sollte es sein, wo die einheimischen Ereignisse schon seit den Fünfzigern fleißig, aber ausbaufähig aufgezeichnet wurden. „Es war gar nicht schwer, ein besseres zu machen“, da herrscht mal Einigkeit.

Chronisten der ansässigen Tageszeitungen sollten für journalistische Qualität und stilistische Vielfalt bürgen, um „eine Art Oberhausener Archiv zu schaffen“. Eine wertvolle Arbeit. Aber leider auch eine kostspielige Angelegenheit. „Wir hatten ja damals keine Anzeigen“, sagt Plitt und es geht schon wieder los. „Hatten wir doch“, sagt Schmitz. „Naja, vielleicht drei.“ „Nee, nee, das waren schon ein bisschen mehr.“ - Es ist einfach, sich vorzustellen, wie spannend die Redaktionskonferenzen zuweilen gewesen sein mussten und es noch sind. Wieder sorgt der Blick ins Buch für Klarheit.

Aha, es gab sehr wohl Anzeigen, jedoch nicht eben gar so viele und die auch noch im Block zusammengefasst erst ganz am Ende. Übrigens, etliche Inserenten halten einem Up-Date stand: Rück, Gentsch, auch WAZ und NRZ sind weiterhin präsent am Platze und selbst Schotte's Kneipe kennt man noch. Der wichtigste Unterstützer bleibt jedoch die Stadtparkasse, mittlerweile über die Bür-

gerstiftung, nicht zuletzt auch als Großabnehmer eines beträchtlichen Teils der Auflage - die liegt seit jeder konstant bei 7500 Stück. Auch die Stadt selbst ordert im großen Stil. Das Jahrbuch wird gern für repräsentative Zwecke eingesetzt und auch schon mal ehemaligen Oberhausenern nach Brasilien oder Israel per Air-Mail nachgesendet.

Apropos: Wir wollten ja noch mal nach den Sternen greifen und erzählen, wie Helmut K. seine Faszination vom Segelfliegen kuriert hat. In dem er nämlich, so will es die Legende, für eine lange ersehnte Geschichte über eben dieses Gleitmittel vor Ort recherchierte, und zwar in der Luft - bis ihm diese weglieb und es blümeranter und blümeranter wurde... „Wir haben immer Actionsachen gemacht“, bestätigt Kollege Plitt. Mal mit Kutschen, in Oldtimern, den Ballons, im Hubschrauber oder ganz aktuell im „Roten Baron“. „Aber das kann man ja nicht ewig durchhalten.“

25 Jahre - ein langer Weg, ein stolzes Ziel. Formulierten Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und Oberstadtdirektor Dieter Uecker damals in ihrem Glückauf zum Geleit doch so hoffnungsvoll, „... das Begonnene in den nächsten Jahren fortzusetzen“, so versprechen die drei Herausgeber - an Lebensjahren selbst immerhin Ende 40, Ende 50 und Ende 60 -, das Stück Heimatgeschichte noch bestimmt fünf Jahre fortschreiben zu wollen.

„Die 25 war ja erst mal ein gewaltiges Ziel und da möchten wir schon ein bisschen jubiliere“, sagen sie, „danach müssen wir mal sehen, wie es weitergeht“. Es wird weitergehen, liebe Leser, es wird.

Zu viel Herzblut steckt in dem Projekt. Mit Begeisterung wird der kapitalen Köpfe gedacht, die im Jahrbuch als Porträt verewigt sind. Der erste dieser Reihe war Heinz Schleußer anno '91. Helmut Kawohl erinnert sich, war es doch als Nachfolger des ehemaligen Stadtprespresprechers und Mitinitiators Friedhelm Fox sein Einstieg in die Runde. Da war der Landesfinanzminister eigens zum ausgedehnten Interview in die Stadt seines früheren politischen Wirkens angereist und der Fotograf „um ihn herumgesprungen wie der Teufel um die arme Seele“ - und dann hatte die Kamera den Dienst versagt. Ein Porträt ohne Porträt? „Muss er wohl noch mal wiederkommen.“ Musste er. Tat er aber gern, der Heinz Schleußer. „Normal ist das nicht möglich“, lacht Ha-Jo Plitt, „aber man kannte sich ja“. Woher? Vom Skat spielen beim Fritz am Altmarkt, der heimlichen Stadthalle. „Das war eine Kneipe, wie es heute keine mehr gibt.“ Allgemeine Zustimmung am Tisch und sowieso eine gute Überleitung. Von morgens elf bis abends elf dauerte der „Termin“ mit Ex-RWO-Chef Hermann Schulz in der nächsten Gaststätte. „Weil du immer zwischendurch eingeschlafen bist“, neckt Helmut Kawohl seinen Mit-Streiter m-s. Letzte Ausfahrt Taxi.

Hilmar Hoffmann, Claus Theo Gärtner, Kalli Feldkamp, Bärbel Höhn, bei der das Aufnahmegerät seinen Geist aufgab - große Namen, große Geschichten. Zum Gärtner hob im Sportwagen von PS-Fan Plitt der Turbo bei 260 Sachen Richtung Westerwald ab, dass auf der Rückbank Spucktüten zur Serienausstattung erklärt wurden. Vor Ort wurde es dann wieder mal etwas länger, weil der TV-Privatdetektiv immer wieder einen Korb neues Bier aus dem Keller holen gehen musste... „Nee, nee“, lässt die Widerrede nicht lange auf sich warten, „der hat doch frisch gezapft“.



**1985 wurde Oberhausen mit der Postkutsche auf alten Wegen neu entdeckt**

Wie auch immer, die fertigen Seiten heiligen die Mittel. Und manchmal, was bei einem jährlichen Periodikum nun nicht gerade ein Leichtes ist, gibt es auch mal etwas ganz exklusiv. Wie zum Jahrbuch '96 das Interview mit Eddie Healey. Ein Interview mit Eddie Healey? Gewiss. Der Centro-Entwickler lässt eigentlich gar nicht mit sich reden, nicht mal daheim in England und erst recht nicht in Deutschland. Denkste!



**Der „Oberhausener Jung“ Claus Theo Gärtner, dem im Jahrbuch '95 das Porträt gewidmet war**

Das Ende vom Lied, pardon Gespräch: Der nicht eben hochgewachsene Healey redete und redete und redete und warf sich plötzlich sogar auf die Knie, um bei einer seiner epischen Episoden einen gehörigen Größenunterschied anschaulicher darzustellen. Michael Schmitz verrät an dieser Stelle exklusiv sein Talk-Geheimnis: „Nicht viel fragen, besser erzählen lassen.“

Noch so ein Coup: Das Jahrbuch '94 wurde quasi zum Kunstkatalog, denn über Beziehungen hatte man Andreas Gursky gewinnen können. Der Meisterschüler von der Kunstakademie Düsseldorf stellt unter anderem im Museum of Modern Art in New York aus und hat mit einer zeitgenössischen Aufnahme das teuerste Foto aller Zeiten (einem Sammler war Anfang 2007 das Motiv „99 cent“ stolze 3,3 Millionen Dollar wert) geschossen. Dieser Gursky machte seinerzeit sogar einen Rückzieher, beziehungsweise wollte er zunächst - doch nicht mit Ha-Jo Plitt! Die Bilderstrecke „Horizonte“ veredelte Oberhausen jedenfalls ungemein.

Überhaupt gehören zu guten Geschichten auch immer schöne Bilder, Credo verpflichtet. Da wären zum einen die Cover: die Burg, das Schloss, der Kanal. Da sind aber vor allem ganze Fotostrecken. Panorama-Impressionen, Momentaufnahmen, Streifzüge, Visionen und andere Licht-Bilder von erstklassigen Lichtbildnern. Das passt alles zusammen. Doch wie geht das alles zusammen? Wie wird das Jahrbuch das Jahrbuch? Jetzt wird es richtig lebhaft in der Runde. Definitionsversuche: „Wir sind ein Verlag mit drei Spinnern.“ Keine Widerrede. Was wird benötigt? Erfahrung, klar. Handwerkszeug, sicherlich. „Aber am wichtigsten sind stahlharte Nerven.“

Erst fangen sie ganz langsam an. Beim Ha-Jo im Garten oder auch mal im Falstaff werden Ideen, auch angetragene, entworfen und verworfen. 20 bis 25 Themen passen in ein Produkt. Engpässe hat es nie gegeben, eher zu viel Stoff. „Diese Stadt ist immer in Bewegung“, weiß Helmut Kawohl, „das gibt auf jeden Fall genug Material her.“ Die Mischung macht's, erklärt er, aus der Abbildung aktueller Entwicklungen sowie dem der Stadtgeschichte verpflichteten Teil, wie ihn beispielsweise bis vor kurzem noch der frühere WAZ-Lokalchef Dietrich Behrends passgenau beisteuerte.

Aber dann: Zu jedem Thema wird der passende Schreiber gesucht, auch hier gilt das „Man-kennt-sich“-Prinzip. Manchmal kennt man sich sogar etwas zu gut, denn über den Sommer vergisst so

mancher seinen Auftrag und es bedarf frühestens im Frühherbst der freundlichen Erinnerung und spätestens im Spätherbst der höflichen Ermahnung. Der Flirt mit der Deadline ist eine alte Journalistenkrankheit und ein pünktlich abgegebener Artikel so selten



*Stimmungsvoll wie von Malerhand: Mit Oldtimern fürs 87-er Buch im Revierpark Vonderort*

wie Schnee im August. Dabei ist Strategie Schmitz nicht selten, um genau zu sein: immer der letzte Drücker. „Ihn ins Boot zu holen, war ein großer Fehler“, grummelt Plitt. „Das merken wir immer im November“, grummelt Kawohl. Dann müssen wieder alle lachen, denn der Gemeindegeldgeber gibt zu bedenken: „Et kütt, wann et kütt - und et hat noch immer jut jejang!“ So sei es. Und dass es „dieses Jahr besonders heikel“ gewesen sein soll, zieht auch nicht. „Das ist es doch jedes Jahr.“

In den letzten Wochen, wenn im Endschliff an Überschriften und Bildunterschriften gefeilt wird, immer in Absprache und Rücksprache, „dann kann man nichts anderes mehr machen“. Der erste Advent ist der Stichtag, samstags zuvor geht's in den Buchhandel und noch einen Tag davor ist die offizielle Vorstellung in der Presse und beim OB. Der bekommt traditionell das erste Exemplar. Danach wird „eine Gans gegessen und zusammen angestoßen“. Und dann? Ja, dann geht's schon wieder von vorne los mit Ideen sammeln, Autoren finden, Texte anmahnen und freundlichem Frotzeln - bis es wieder heißt: „OBERHAUSEN '09. Das 26. Jahrbuch“.

## Zeche Concordia: Vor 40 Jahren war Schicht im Schacht

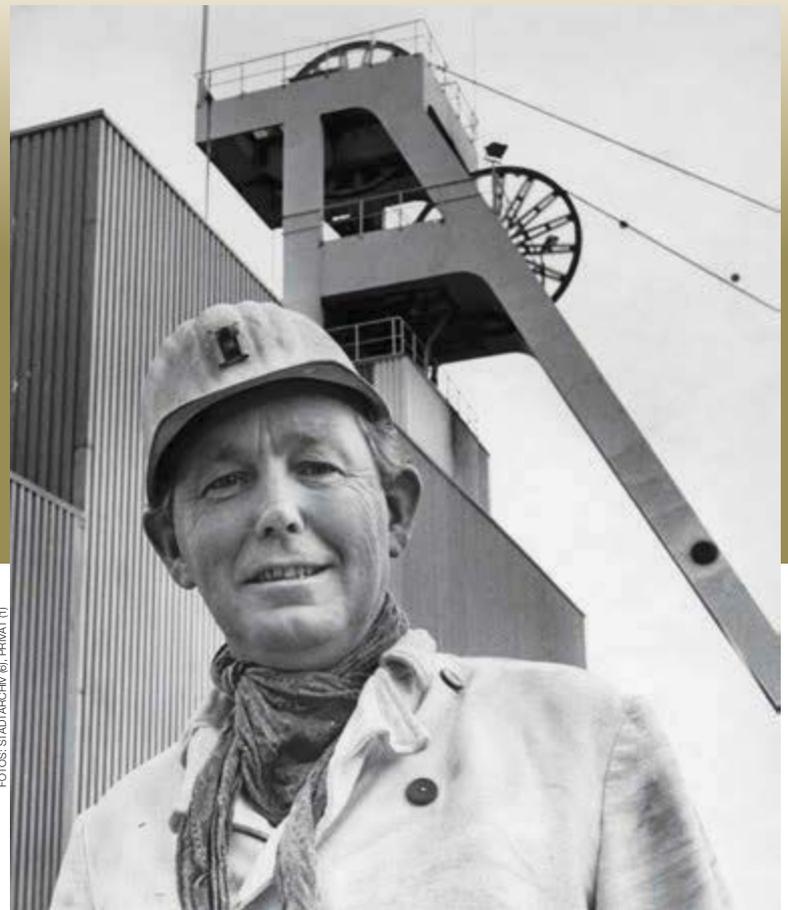
*Wie Bergarbeiter von „Helden der Nation“ zum Spielball wirtschaftlicher Interessen wurden*

VON FRIEDHELM VAN DEN MOND

Über 100 Jahre hatte die Zeche Concordia mit ihren Schächten II/III und IV/V das Stadtbild nicht nur von Lirich, sondern auch von Alt-Oberhausen geprägt. Wo sich heute das Bero-Center, das Berufsförderungswerk und die Hans-Sachs-Schule befinden, eingefriedet durch eine hohe Mauer, stand der Schacht II/III. Dort, wo die Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage, der Wertstoffhof der WBO und andere gewerbliche Nutzungen die Flächen in Anspruch nehmen, förderte Concordia IV/V. Die ehemaligen Bergehalden, meistens noch brennend, nahmen große Flächen des heutigen Gewerbegebietes Eisenhammer ein. Noch im Oktober 1963 mussten die Bürger Lirichs durch das zuständige staatliche Bergamt in Duisburg zur Kenntnis nehmen, dass keine Möglichkeit bestehe, die rauchende und stinkende Halde zu beseitigen. Die Anwohner mussten sich damit abfinden.

Unerwartet, am 8. Mai 1967, unterrichtete der Vorstand der Concordia-Bergbau AG die Stadt Oberhausen über seinen Plan, dem Aufsichtsrat die Stilllegung der Schachtanlagen II/III und IV/V zu empfehlen. Für die Stadt Oberhausen und den Rat der Stadt brachen harte und bewegte Zeiten an. Concordia - diese Stilllegung kam überraschend. Zwar hatten wir Bergleute längst gemerkt, dass wir nicht mehr die unverzichtbaren Aufbauhelfer der Nachkriegszeit waren. Gerade waren in Oberhausen im März 1967 auf den Zechen der HOAG-Bergbau AG vier Feierschichten und bei der Concordia AG und der Hibernia AG (Zeche Alstaden) drei Feierschichten verfahren worden. Absatzprobleme, ja das war bekannt, die gab es. Aber das war doch nur vorübergehend, so dachten die meisten von uns.

Was hatte man mir, der ich 1947 als 15-jähriger auf der Zeche Alstaden begonnen hatte, nicht alles erzählt. Aus allen Bundesländern waren Menschen für den Bergbau angeworben worden. Das Land Bayern war dankbar für jede Tonne Kohlen aus dem Ruhrge-



FOTOS: STADTARCHIV (6); PRIVAT (1)

*Ehrenbürger Friedhelm van den Mond, der Autor dieses Beitrags, war von 1979 bis 1997 Oberbürgermeister der Stadt Oberhausen und lange Jahre selbst als Bergmann tätig*

biet. Vor den Zechentoren hatten sich in den vergangenen Jahren schon vor Beginn der Morgenschicht lange Schlangen von den Lkw der Kohlenhändler gebildet, die im sogenannten Landabsatz die Kohlen direkt von der Zeche selbst abholten. Es gab den Bergarbeiter-Wohnungsbau. Unsere Löhne hatten sich von der Zeit vor der Währungsreform - ich verdiente 1948 als 16-jähriger 6,42 Reichsmark für eine 8-Stundenschicht Untertage - auf eine anständige Höhe im oberen Drittel der Lohnskala eingependelt.

Noch 1955 versuchte die Concordia-AG durch die Schaffung finanzieller Anreize, das Nachwuchsproblem zu beseitigen. Für jeden jugendlichen Bergmann bis zum 19. Lebensjahr legte die Zeche ein Sparbuch an. Für jede verfehrene Schicht wurde darauf eine D-Mark überwiesen. Familien, die einen Bergmann aufnahmen, erhielten neben dem frei zu vereinbarenden Wohn- und Kostgeld einen monatlichen Zuschuss von 25 DM.

1959, die ersten Feierschichten waren da, hatte sich die Situation geändert. Oberhausener Betriebsräte hatten den Bundeskanzler aufgefordert, konkrete Maßnahmen zur Beseitigung der Kohlenkrise zu ergreifen. Alleine in Oberhausen hatten die rund 20 000



*Prägte das Bild der Stadt Oberhausen: die Zeche Concordia – hier auf einer Postkarte um die Jahrhundertwende*

Bergleute 720 000 Feierschichten verfahren und dabei einen Lohnausfall von 14 Mio. DM erlitten. Die Lage hatte sich also geändert, es gab eine Kohlenkrise, aber doch, so meinte sicher nicht nur ich, keine Strukturkrise und schon gar nicht einen Strukturwandel. Es wurden doch schließlich ausländische Arbeitskräfte für den Bergbau angeworben. Auf den Zechen Osterfeld und Jacobi waren seit 1957 zahlreiche italienische Mitarbeiter im Untertagebetrieb tätig.

Andererseits, die Zeche Graf Bismarck war am 30. September 1966 stillgelegt worden. Aber hier, so dachten mit mir viele Bergleute, wollte doch die Eigentümerin, die Deutsche Erdöl AG, einfach nur die hohe Stilllegungsprämie vom Rationalisierungsverband des Steinkohlenverbandes mitnehmen. Für uns, die im Bergbau Beschäftigten, war die Lage unübersichtlich. Wir sahen auf der einen Seite die aktuelle Situation mit den ersten Stilllegungen. Die ersten Feierschichten hatten wir ja am Ende der 60er Jahre schon kennen gelernt, und auch aktuell war so etwas nicht unbekannt.

Am 26. September 1959 hatten wir mit 60 000 Bergleuten einen „Marsch auf Bonn“ angetreten. Dabei wurde ein Härteausgleich durchgesetzt, der ab der fünften Feierschicht gezahlt wurde. Dieser deckte rückwirkend ab Februar 1958 etwa 75 Prozent des Nettolohnverlustes ab. Weiter war, nicht zuletzt auf Grund des

Druckes gewerkschaftlicher Aktionen, in den Folgejahren ein Netz sozialer Sicherungen zustande gekommen.

Wenn es also auch bereits seit längerem kriselte, es ging ja zwischenzeitlich auch immer wieder aufwärts. Die Absatzlage für die Kohle war schon 1960 wieder deutlich besser geworden. An der Ruhr wurden plötzlich wieder Bergleute gesucht. Da gab es auch den Montanvertrag, der die Bundesrepublik verpflichtete und damit die Ruhrzechen, die Staaten der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl mit Kohle zu beliefern. Weiter kam dazu: Sollten sich denn in den zurückliegenden Jahren alle Experten geirrt haben? Im Glückauf-Verlag in Es-



*Fördertürme, Eisenbahnschluss, Güterwagen: Die Zeche Concordia 1965 – noch „unter Dampf“*

sen war 1948 ein Buch erschienen: „Der Ruhrbergbau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“. Dort war ausführlich dargelegt, welche Fördersteigerung alleine erforderlich war, um durch den Export von Kohle mindestens 3 Milliarden zu erzielen. Nur mit diesen Erlösen aus dem Kohleexport könnten Nahrungsmittel im-

portiert werden, um die 14 Millionen Menschen, die als Folge des verlorenen Krieges in den Westen geströmt waren, zu ernähren. Im Einzelnen war dargelegt, wie die Belegschaft aufgestockt werden müsse, wie viel Wohnungsbau erforderlich sei, welcher Strombedarf, wie viel neue Ledigenheime und so fort. Dies alles sollte falsch gewesen sein? Ja, es war falsch. Nur hatten es die wenigsten im Bergbau Beschäftigten gemerkt. Die Bergarbeiter waren von „Helden der Nation“ zum Spielball wirtschaftlicher Interessen geworden. Der Verdrängungswettbewerb der heimischen Steinkohle durch Importkohle und Heizöl war in vollem Gange. Für die Politik der Bundesregierung bedeutete dies keine Krise der Energiewirtschaft. Der Ölboom verringerte die Sorgen um eine Energielücke, vor der alle Gutachter seit langem gewarnt hatten.

Die Bundesregierung hatte diesen Problemen im Bergbau durchaus nicht tatenlos zugehört. Neben den Hilfen für die betroffenen Bergarbeiter waren die Subventionen für die Unternehmen enorm gestiegen. Das Gesamtvolumen der Beihilfen für den Steinkohlebergbau war von 40,5 Mio. DM im Jahre 1958 auf 2 981,6 Mio. DM im Jahre 1968 gestiegen. Für anstehende Stilllegungen durfte je stillgelegter Tonne Jahresförderung Kohle 12,50 DM öffentliche Hilfe in Anspruch genommen werden. Für die Concordia-Bergbau-AG, die im Durchschnitt der letzten fünf Jahre über 1,5 Mio. Tonnen Kohle gefördert hatte, bedeutete dies einen Anspruch auf mindestens 18,75 Mio. DM. Dass die Eigentümer vieler Zechen dies benutzten, um sich vom Bergbau zu trennen, kann man ihnen aus heutiger Sicht kaum verdenken.

Trotz allem, für die Bergleute der Concordia und für die Stadt Oberhausen kam die Ankündigung im März 1967, die gesamte Anlage Ende Mai 1968 zu schließen, wie ein kalter Schlag. Concordia, mit rund 3500 Mitarbeitern, war einer der großen Arbeitgeber. Dazu kam, dass die Concordia-Zechen zu den leistungsfähigsten Bergwerken gehörten. Mit dem Beschluss zur Stilllegung gab es aber nicht nur die Sorge um einen neuen Arbeitsplatz. Der überwiegende Teil der Belegschaft hatte auch eine Werkswohnung. Wie sollte es in Zukunft bloß weiter gehen? Diese Frage stellten sich nicht nur die Beschäftigten, diese Frage stellten sich auch Rat und Verwaltung der Stadt. Der Stadtteil Lirich, über einhundert Jahre durch den Bergbau der Concordia geprägt, sah alle Zukunftschancen

schwinden. Entsprechend groß waren der Schock, die Empörung, der Wille zum Widerstand.

Am 11. Mai 1967 gab es ein Gespräch zwischen einer Oberhausener Delegation und Heinz Kühn, dem Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen. Heinz Kühn teilte mit, dass aus Sicht



*Auf dem Altmarkt demonstrierten im Mai 1967 Zehntausende gegen die Stilllegung. Der Aufschrei einer ganzen Stadt hieß: „Rettet Concordia!“*

der Landesregierung eine Stilllegung wegen der schwerwiegenden Folgen für die Betroffenen und für die Stadt Oberhausen nicht zu verantworten sei. Die Landesregierung werde aus diesen Gründen bei der Aktionsgemeinschaft Deutscher-Steinkohlen-Revier ein Veto gegen die Schließung der Zeche Concordia einlegen.

Am 20. Mai 1967, nach einer Sondersitzung des Rates, fand nach einem Umzug auf dem Altmarkt eine große Kundgebung statt. Etwa 10.000 Menschen demonstrierten gegen die Stilllegung. Hauptredner war Heinz Oskar Vetter, damals 2. Vorsitzender der IG Bergbau. Allen Reden und Resolutionen gemeinsam war: „Sichern Sie die Arbeitsplätze der Bergleute. Es sind in Oberhausen

und in den Nachbarstädten keine Ersatzarbeitsplätze vorhanden. Die Stilllegung darf nicht nur von finanziellen Überlegungen abhängig gemacht werden. Es geht um die Menschen.“

Es zeichnete sich aber schnell ab, die Schließung von Concordia war nicht aufzuhalten. Am 7. August 1967 fasste der Aufsichts-



*Protest gegen die Stilllegung der Zeche Concordia mit der damaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz (Mitte), 1967*

rat der Concordia Bergbau AG mit sechs zu fünf Stimmen den Beschluss, die Bergbaubetriebe zu schließen. Das Ende des Concordia-Bergbaus sollte zum 31. März 1968 erfolgen.

Auf vielen Ebenen gab es unterschiedliche Aktivitäten als feststand, dass sich die Stilllegung nicht aufhalten ließ. So eröffnete die Volkshochschule schon im September 1967 im Bergarbeiterheim an der Liricher Straße erste Kurse, in denen die Bergleute auf eine Umschulung für Metallberufe vorbereitet wurden. Die Kenntnisse in Deutsch, Rechnen, Fach- und Staatsbürgerkunde wurden dabei aufgefrischt.

Die Stadt Oberhausen nahm Verhandlungen über den Ankauf der im Besitz der Concordia befindlichen Gewerbe und Industrie-flächen auf. Der Mangel an solchen Flächen hatte in der Vergangenheit des Öfteren die Neuansiedlung mittelständischer Betriebe verhindert. Es war durchaus nicht so, dass die politisch Verantwortlichen in der Stadt die Monostruktur nicht hätten ändern wollen. Alle diese Bemühungen scheiterten aber immer wieder an den Montankonzernen. Diese waren die Eigentümer der dafür geeigneten Flächen. Aus Angst, die Ansiedlung neuer Betriebe könn-

te zu einer Abwanderung der Beschäftigten bei Kohle und Stahl führen und das allgemeine Lohnniveau anheben, hatten sie bisher jeden Kaufwunsch der Kommune abgelehnt.

Die IG Bergbau und der Betriebsrat verhandelten über einen Sozialplan. Im Januar 1968 wurden für diesen Sozialplan 9,5 Mio.

DM zur Verfügung gestellt. Die Arbeitsverwaltung bemühte sich ebenfalls bereits im Vorfeld um Weiterbildungs- und Umschulungsmaßnahmen. Eine Reihe von Angestellten begann ein Pädagogikstudium und wurde Lehrer, andere wechselten in den Straßen- oder Tiefbau.

So kam es, das am 22. März 1968, als die Förderung eingestellt wurde, bereits eine Vielzahl von Belegschaftsmitgliedern eine neue Arbeitsstelle gefunden hatte. An diesem Tag, dem 22. März 1968, erhielten von den noch insgesamt 2.865 Arbeitnehmern 1.700 ihr Kündigungsschreiben zum 31. März. Unter ihnen waren 845 Bergleute, die das 45. Lebensjahr bereits überschritten hatten. Die noch verbliebenen Beschäftigten wurden noch einige Zeit zum Ausrauben der Betriebe, zu Abbrucharbeiten und dem Verfüllen der Schächte benötigt. Eine zentrale Wasserhaltung, um das zufließende Grubenwasser kurz zu halten, musste ebenfalls noch eingerichtet werden.

Alle diese großen Probleme, die durch die Stilllegung bei den Betroffenen, der Stadt und im Ortsteil Li-



*Am Concordiahaus vorbei führte 1967 der Protestzug in Richtung Innenstadt*

rich entstanden waren, konnten den Kurs der Concordia-Aktie aber nicht beeinflussen. Lag der Kurs im Mai 1967 noch bei 120 Punkten, so war er am 23. April 1968 bei 200 Punkten. Immerhin eine

Steigerung im Jahr der Schließung um 67 Prozent. Auf der Hauptversammlung am 19. Juli 1968 konnte der Aufsichtsratsvorsitzende den versammelten Anteilseignern zwar noch keine Angaben über die Zukunft machen, aber er versicherte den Aktionären, dass ihre Anteile in voller Höhe erhalten blieben. Weiter wurde mitgeteilt, dass das Unternehmen auf Grund der geringeren Mitarbeiterzahl nicht mehr unter die Montan-Mitbestimmung falle. Am gleichen Tag waren nach Mitteilung des Arbeitsamtes noch 200 ehemalige Mitarbeiter als Arbeitssuchende gemeldet.

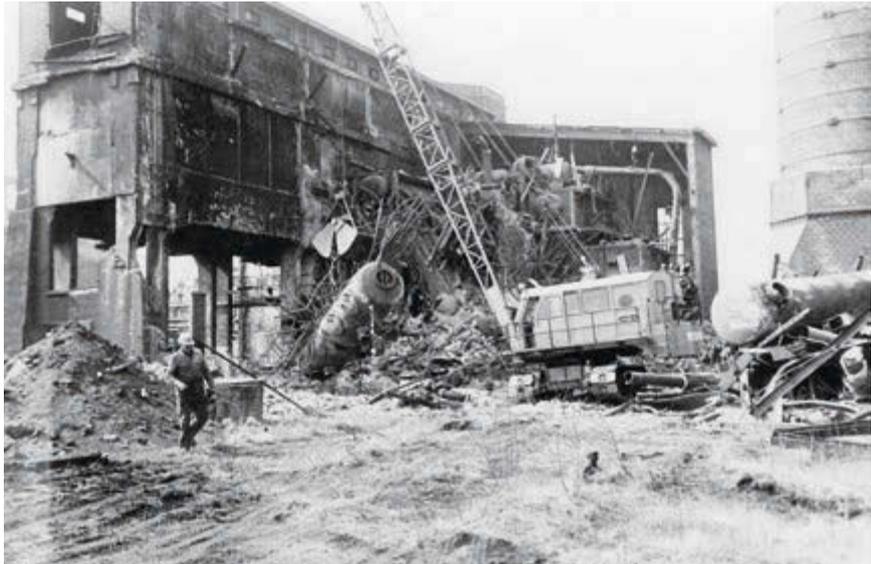
Da die Concordia AG großen Grundbesitz in Oberhausen besaß, erwartete sie von einer Veräußerung dieser Flächen den Zufluss bedeutender Mittel. So kam es nach zügigen Verhandlungen am 18. Dezember 1968 zum Abschluss eines Kaufvertrages zwischen der Stadt Oberhausen und der Eigentümerin über 328.326 m<sup>2</sup> Fläche nördlich des Rhein-Herne-Kanals. Damit war die Stadt zum ersten Mal nach Jahrzehnten in der Lage, eine eigene Wirtschaftsförderung zu betreiben.

Der Ankauf weiterer Flächen in der Nähe des Hauptbahnhofes ließen in der Folgezeit die Pläne für das Bero-Center, den Neubau der Hans-Sachs-Berufsschule und das Berufsförderungswerk reifen. Als erstes wurde mit den Erdarbeiten für das Bero-Center am 13. Februar 1970 auf dem Gelände der ehemaligen Schachanlage II/III begonnen. Auf anderen Flächen des ehemaligen Betriebsgeländes gingen die Abrissarbeiten zügig weiter. So wurde im Januar 1970 die ehemalige Brikettfabrik an der Rombacher Straße abgerissen. 1972 begannen die Umbauarbeiten des ehemaligen Kraftwerks der Concordia-AG zur Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage.

Es würde zu weit führen, die in den folgenden Jahren durchgeführten Maßnahmen auch nur ansatzweise hier aufzuführen. Abtragen der ehemaligen Bergehalden, Erschließung der neuen Gewerbegebiete Buschhausen und Eisenhammer, Ausbau der Bebel- und Concordiastraße, Neubau City-West, Neubau Berufsförderungswerk und Hans-Sachs-Schule, nicht zuletzt die Modernisierung der Wohnungen in Lirich unter Erhaltung der Sozialstruktur - eine Vielzahl von Maßnahmen war die Folge. Deutlich wird aber an diesen Stichworten, welche Veränderungen die Schließung der Zeche Concordia für die Oberhausener Stadtentwicklung hatte. Dabei sind die Veränderungen in der Sozialstruktur nicht einmal angesprochen.

Wenn ich ein Fazit aus den Ereignissen von vor 40 Jahren ziehe: Der Beschluss Concordia stillzulegen, besser gesagt zu schließen oder, wie Bergleute auch sagen, den Deckel drauf zu machen, war seinerzeit ein schwerer Schlag für die Stadt. Für unmittelbar Betroffene, nicht für die Aktionäre, erschien der Beschluss zur Stilllegung zum Teil sicher eine Katastrophe.

Mit Mut, Ausdauer und der dem Menschen im Ruhrgebiet eigenen Zähigkeit wurden aber die meisten Probleme gemeistert. Man kann rückblickend sogar sagen, so schlimm es 1968 auch war, eigentlich war es ein Probelauf für die Dinge, die als Folge des



*Abbruch des Maschinenhauses der Zeche Concordia im März 1969*

Strukturwandels, der ja zeitweise ein regelrechter „Strukturbruch“ war, in den kommenden Jahren noch auf die Stadt und ihre Menschen zukommen sollten.

Eine letzte persönliche Anmerkung: Ob die beabsichtigte Aufgabe des Bergbaus in der Bundesrepublik - Concordia war ja ein Mosaiksteinchen - volks- und energiewirtschaftlich sinnvoll ist, ich bezweifle es. Der Energiehunger einer globalisierten Welt und die Entwicklung der Energiepreise, besonders beim Erdöl, das den heimischen Bergbau in Bedrängnis brachte, verstärken diese Zweifel.

Gleichwohl, die Menschen in Oberhausen haben die Probleme, die sich vor 40 Jahren mit der Schließung der Zeche Concordia ergaben, gelöst. Die Menschen, die nach uns kommen, werden dies ebenfalls tun. Der uns vertraute Bergmannsgruß „Glückauf“ wird ihr Handeln aber wohl nicht mehr begleiten.

## Vom Köstersfeld ins Buschfeld

**Die Sterkraderin Silke von Eynern ist nach Südafrika ausgewandert und hat dort eine Farm aufgebaut, ihre Gäste sind bedrohte Tiere – und Touristen**

VON MICHAEL NICOLAS

Wenn man an so einem typisch-trüben Oberhausener Novembertag aus dem Fenster dem Regen beim Deprimieren zusieht, dann beneidet man Silke von Eynern - zumindest um ihre neue Heimat, und meist auch noch um ihre neue Lebensaufgabe. Denn die Szenerie des dunklen Novembers hat die Sterkraderin hinter sich gelassen. Sie lebt in Südafrika, und dort ist es auch im November gern mal mehr als 20 Grad Celsius warm. Tiere und Touristen sind zum Lebensmittelpunkt der Ex-Oberhausenerin geworden, die „Bambelela Wildlife Care & Guest Farm“ zu ihrem Hauptwohnsitz. Die betreibt die 39-Jährige nämlich seit drei Jahren in der Nähe von „Bela Bela“, dem wegen warmer Mineralquellen in der Region früher „Warmbaths“ (Warmbad) genannten, rund 100 Kilometer von Pretoria entfernten Ort in der südafrikanischen Provinz Limpopo. Mit „sonnigen Buschfeld-Grüßen von Bambelela“ meldet sich Silke von Eynern heute per Post oder E-Mail bei ihren Eltern in Sterkrade oder anderen Freunden und Bekannten in der Stadt, in der sie aufwuchs.

Dass sie einmal, wie sie selbst sagt, „a la Daktari“ auf einer Tierfarm leben würde, dass sie von der deutschen Großstadt in den südafrikanischen Busch ziehen würde, dass sie von der Industriekauffrau zur Primatologin und Natur- und Artenschützerin werden würde, das alles wurde ihr wirklich nicht in die Wiege gelegt. „21 Jahre meines Lebens hatte ich noch nicht einmal ein Haustier“, erinnert sie sich, erst in Südafrika bekam sie ihren ersten „tierischen Freund“, einen Hund. „Viele, die mich von damals kennen, können sich das alles hier nur schwer vorstellen.“ Und es war auch eher Zufall: „Mit dem ersten misshandelten Affen, der vor rund zweieinhalb Jahren zu mir gebracht wurde, bin ich eher ungeplant und zufällig in die Primatologie gerutscht“, meint sie rückblickend.

Die ersten Lebensjahre verliefen in geordneten, keineswegs außergewöhnlichen Bahnen: Sie kam als Silke Behse im Sterkrader



FOTOS ©: PRIVAT

**Für die oft nur wenige Monate alten Affenbabys ist Silke von Eynern eine Ersatzmutter**

Johanniter-Krankenhaus zur Welt, wuchs am Köstersfeld auf, wo ihre Eltern heute noch wohnen, ging zur Hirschkampfschule, danach aufs Freiherr-vom-Stein-Gymnasium und die Friedrich-Ebert-Realschule. Anschließend folgte eine Ausbildung, die sie heute „Oberhausen-Klassik“ nennt: Sie wurde Industriekauffrau bei MAN GHH. Dort habe ich meinen Mann Jochen kennen und lieben gelernt“, erinnert sie sich. Durch dessen Dienstreisen sah sie zum ersten Mal Land und Leute auf dem afrikanischen Kontinent. Freundliche Menschen, gesundes, sonniges Klima, gute Infrastruktur und faszinierende Fauna und Flora - „der Beschluss, hierher auszuwandern, kam relativ schnell. Nach dem Kauf einer Farm hatten wir zunächst geplant, uns hier später zur Ruhe zu setzen. Aber später kam dann viel früher.“

1997 starb Jochen von Eynern plötzlich, „und meine Zukunft im afrikanischen Busch war auf einmal gar nicht mehr so sicher“, blickt Silke von Eynern zurück. „Meine Familie lebt auch heute



*Auch der junge Nashornbulle scheint sich auf der „Bambelela“- Farm wohl zu fühlen*

noch in Oberhausen, und man rechnete fest mit meiner Rückkehr. Aber das Schicksal hatte wohl andere Pläne mit mir. So kam es, dass ich meine Farm für den Tourismus öffnete.“ Mittlerweile ist „Bambelela“ so zu einer gemeinnützigen und selbst-finanzierenden Pflege- und Aufzuchtstation für Wildtiere geworden. Mit einem Team aus Studenten und Praktikanten nimmt Silke von Eynern hier verwaiste und verletzte Tiere auf, vom Raubtier wie Löwe und Luchs, Adler oder Falke, bis zum Zebra und zur Antilope. Immer wieder gibt es auch Einsätze außerhalb, wie kürzlich, als ein Bambelela-Team zur Rettung einer jungen Giraffe ausrückte - erfolgreich übrigens. Außerdem dient die Farm als Zwischenstation für Paviane. Ganz besonders liegen Silke von Eynern aber die Grünmeerkatzen am Herzen, eine Primaten-Gattung, deren DNA zu 92 Prozent mit der menschlichen übereinstimmt. Sie werden, trotz des Verbots, immer wieder als Haustiere gehalten, gelten aber auch als ideal für Tierversuche, weil ihre inneren Organe fast identisch mit denen des Menschen sind. Vor 100 Jahren traf es sie besonders

schlimm: Zu jener Zeit wurden sie als lebende Zielscheiben zur Einstellung von Gewehren benutzt. Die Population der geselligen Tiere, die in Gruppen zusammen leben, ist seit damals von mehreren Millionen Exemplaren auf heute geschätzte 250 000 zurückgegangen.

„Pinkgesichter“ nennt Silke von Eynern die kleinen Grünmeerkatzen, die meist ab November auf die Farm gebracht werden. Ihre Mutter haben sie durch Feuer, Raubtiere, Unfälle an Überland-Stromkabeln oder durch Menschenhand verloren. Bis 2005 wurden Paviane und Grünmeerkatzen gar als „Unkraut“ bezeichnet - und waren per Gesetz zum Abschuss freigegeben. Das ist mittlerweile anders, dennoch blühe wegen der hohen Arbeitslosigkeit in Südafrika der zwar illegale, aber lukrative Haus- und Labortierhan-



*Krabbelspaß mit den Löwen-Babys*

del. „Grünmeerkatzen sind wild und bleiben wild“, stellt Silke von Eynern fest. Alle ihre Emotionen zeigten sie durch Bisse: Wenn sie „happy“ sind, beißen sie, wenn sie traurig sind, beißen sie, „und wenn sie ärgerlich sind, dann beißen sie nur noch fester.“ Ein aus-

gewachsener Affe wiegt zwischen drei und acht Kilogramm, „und die Zähne können über drei Zentimeter lang und sehr spitz sein“, hat die Ersatzmutter gelernt. Die Pfleger ersetzen die tierischen Mütter der wenige Monate alten Affenbabys, sind 24 Stunden für sie da, ziehen sie mit Milch und gewöhnlicher Babykost auf. Und abends gibt's Hörschenwindeln, denn anfangs schlafen sie bei den Pflegern im Bett. Wenn sie dem Affenkindergarten entwachsen, werden sie in einem großen Freigehege in die Gruppe der älteren Tiere integriert, bevor sie dann wieder ein Leben in freier Wildbahn führen können.

Ihr Bamblela-Projekt finanziert die ehemalige Sterkraderin mittlerweile auch über Sponsoren und Spendengelder. Die touristische Seite ihrer Station - es gibt drei Gästehäuser mit Platz für zwei bis acht Personen und zahlreiche Themen-



*Die geselligen Grünmeerkatzen liegen Silke von Eynern ganz besonders am Herzen*



*Faszinierende Augenblicke im afrikanischen Busch*

führungen in die Umgebung - würde Silke von Eynern gerne noch ausbauen. Ebenso die Aufzuchtstation und das Projekt Patenschaften. Sie hat's schon mal ausgerechnet: Ein Gehege kostet rund 50 000 Rand. Das sind umgerechnet etwa 5 000 Euro, die sie für einen solchen Bau aufbringen muss. „Manchmal wünsche ich mir, ich wäre in Oberhausen und könnte die Schüler meiner alten Schulen oder meine Arbeitskollegen vom Affen-Projekt bei Bamblela begeistern. Wenn nicht wir, wer kümmert sich denn sonst noch um die Grünmeerkatzen?“ Doch wo sie die Zeit zur Reise nach Oberhausen hernehmen soll, weiß sie nicht so recht, wo gerade jetzt wieder viele Tiere auf ihre Farm gebracht werden.

Wer mit Blick auf das meist trübe Herbst- und Winterwetter in Oberhausen die ehemalige Sterkraderin mal im warmen Südafrika besuchen möchte, kann sich im Internet von den Sonnenseiten ihres Lebens auf dem anderen Kontinent überzeugen: Auf der Seite „[www.bamblela.org](http://www.bamblela.org)“ gibt's jede Menge Informationen über die Station, die Gästehäuser, einzelne Projekte und in kurzen Abständen aktuelle Infos über Ereignisse und Vorhaben.

SPORT

## Auf dem Weg zu neuen Ufern

*Traditionsverein Rot-Weiß Oberhausen scheint die Kurve Richtung Zukunft zu kriegen*

VON GUSTAV WENTZ

Wenn was in Scherben gefallen ist, gilt mittlerweile selbst Archäologen das Kitten nur noch als zweitbeste Lösung. Authentischer ist die Ausstellung von Fragmenten; für einen Neuanfang können diese als Hinweis dienen, ein wenig auch als Hilfe. Im Herbst 2005 schien der Fußballverein Rot-Weiß Oberhausen zusammengebrochen zu sein. Der überstürzte Abschied der Führungsriege komplettierte den wenige Monate zuvor „geschafften“ Abstieg aus der 2. Bundesliga. Das Jammern war groß. Mittlerweile lugt wieder die Sonne hervor, und das Kleeblatt grünt.

Ein Rückblick: Im September 2005 sah das Aushängeschild des Vereins arg zerdeppert aus. Geld fehlte, die Mannschaft auf dem Rasen wirkte ramponiert, die Mannschaft außerhalb des Rasens war weg. In zäher Kleinarbeit gelang es Männern - überredet und auf den Weg gebracht von Thomas Dietz - wenigstens, wieder binnen weniger Monate einen funktionsfähigen Vorstand samt Aufsichtsrat zu installieren. Dirk Buttler gab den Vorsitzenden, Thomas Dietz den Sportleiter, Thorsten Binder kümmerte sich um die Organisation, Hajo Sommers um die Außendarstellung. Im Aufsichtsrat versammelten sich um Hartmut Gieske und Klaus Wehling weitere honorare Männer. Zwar war der erneute sportliche Abstieg nicht zu verhindern, doch entwickelte sich neben dem „Abarbeiten von Baustellen“ (das war ein vorzugsweise und ständig gebrauchter Begriff jener Ära) schon eine stattliche Reihe von Ideen.

Die zentrale Idee hieß „Identifikation mit der Region“. Und sie wurde ab dem Sommer 2006 umgesetzt. Mit Trainer Hans-Günter Bruns holten die Verantwortlichen nicht nur einen höchst renommierten ehemaligen Nationalspieler, sondern auch einen Mann, der für die Zusammenstellung des Kaders die Devise ausgab: „Es gibt genug gute Spieler links und rechts der alten B 1.“ Der Erfolg ist im Fußball immer an der Tabelle abzulesen: Am Ende der Saison war der Wiederaufstieg in die Regionalliga geschafft - mit einer



FOTOS: BOGEHOLZ (8), MICHELIS (1)

*Anweisungen von Cheftrainer Hans-Günter Bruns für RWO-Stürmer Julian Lüttmann*

jungem Mannschaft voller Oberhausener, Duisburger, Bottroper, Essener, Wattenscheider. Die alte B 1 ließ grüßen.

Neue Liga, neue Herausforderung. Die ist gewachsen, denn der Deutsche Fußball-Bund strafft seine Ligastruktur, will den beiden eingleisigen höchsten Spielklassen schon ab der Saison 2008/2009 eine eingleisige Dritte Liga folgen lassen. Was bedeutet: Aus zwei mach eins, was weiter bedeutet: In der laufenden Saison ist jedes Spiel eine Art Endspiel, denn nur die ersten zehn der angetretenen 19 Mannschaften qualifizieren sich dafür, der Rest verschwindet zwar nicht in der Bedeutungslosigkeit, rutscht aber ab auf die Landesebene, steht nicht mehr im ungleich stärker beachteten Fokus des bundesweiten Fußballs. Die Kleeblätter der Spielzeit werden weiter von Bruns trainiert, der weiter auf den eingeschlagenen Weg setzt - und Erfolg hat.

Ständig ist im Fernsehen und in der überregionalen Presse vom „überraschend starken Aufsteiger Rot-Weiß Oberhausen“ die Rede. Der hatte gleich zum Auftakt für einen gewaltigen Paukenschlag gesorgt und den Erzrivalen Rot-Weiß Essen in dessen Georg-Melches-Stadion mit 4:1 besiegt. Das ging zwar nicht immer so weiter, aber die Oberhausener bewiesen im Laufe der Hinrunde, dass sie sich vor keinem Gegner verstecken müssen, dass sie mithalten können. Auf einem Qualifikationsplatz standen sie fast immer, wobei Bruns warnt: „Die Liga ist unglaublich ausgeglichen. Manche sagten zwischendurch, wir könnten längst schon Zweiter sein, ich sa-

ge, wir hätten auch Zwölfter sein können.“ Rein sportlich gesehen gilt es also, die Konzentration zu halten. Oder wie Kapitän Benjamin Reichert mal sagte: „Von uns guckt keiner auf das Ende. Wir sehen immer nur das nächste Spiel.“ Es ist bekanntlich das schwerste.

Reibungslos hatte sich kurz vor Beginn der Saison ein sorgsam vorbereiteter Wechsel im Vorstand vollzogen. Nachdem Dirk Buttler relativ früh wegen Arbeitsüberlastung die Segel hatte streichen



*Das neue Führungsgremium: Sportdirektor Jürgen Luginger, Vorsitzender Hajo Sommers und Vorstandsmitglied Thorsten Binder (v.l.)*

müssen, war Thomas Dietz im Vorstand kommissarisch Vorsitzender geworden. Das ist ein harter und vor allen Dingen zeitraubender Job, und er bat darum, ein wenig kürzer treten zu dürfen. Im Ebertbad wählten die versammelten Mitglieder ein neues Führungsgremium: Hajo Sommers ist seither Vorsitzender („Präsident“ mag er sich gar nicht gern nennen lassen), Thorsten Binder ist geblieben, und der Dritte im Bunde ist mit Jürgen Luginger ein alter Bekannter: Fast zehn Jahre lang hatte er sich als Spieler zum Publikumsliebling entwickelt, hatte als Co-Trainer gearbeitet, musste auch mal als Interims-Chef-Coach ran. Nun also - nach einem Jahr als Trainer beim KFC Uerdingen - ist „Lugi“ Sportdirektor. Auch das ist ein Mosaikstein im Zukunftsmodell der Rot-Weißen.

Thomas Dietz übrigens wechselte in den Aufsichtsrat und war wesentlich mit daran beteiligt, dass der Verein im Herbst einen „Wirtschaftsbeirat“ vorstellen konnte. Der soll zusätzliche Kontakte zu möglichen und vorhandenen Sponsoren knüpfen und pflegen, denn dass es ohne solche Mittel im Profifußball nicht geht, ist

hinlänglich bekannt. Als im Oktober ein Sponsorentreffen im Metronom-Theater („Blue Man Group“) veranstaltet wurde, begrüßte der Verein nicht weniger als 160 Frauen und Männer. Das war nicht nur Pflege von Sponsoren, sondern auch beste Akquise, denn es ergaben sich gute Kontakte, die nun sorgfältig erweitert und ausgebaut werden sollen.

Bemerkenswert am „neuen“ SC Rot-Weiß fanden und finden auch jene, die das Geschehen rund um den Fußball, rund um den Verein bislang eher aus der Distanz verfolgen oder verfolgt haben, mindestens dreierlei. Da ist der schon geschilderte Weg mit Trainer Bruns und der jungen Mannschaft, da sind aber auch die im Sommer eröffnete Fußballakademie und die Fan-Kultur. Letztere findet große Beachtung auch bei großen und längst im Profigeschäft etablierten Vereinen und deren Fanclubs. Es gibt keine Randalen, son-



*Markus Kaya erzielte den RWO-Führungstreffer beim 4:1 - Auftaktsieg in Essen im Sommer 2007*

dern oft überraschende Aktionen, die mit dem Verein und der Mannschaft durchgeführt werden: Ob mit der Behinderten-Fußballabteilung der Lebenshilfe trainiert wird oder ob es Vereinen und sogar Hobbygruppen aus der Umgebung ermöglicht wird, mit den Bruns-Kickern zu spielen - das ist Ausdruck gegenseitigen Respekts, großen Wohlwollens aller Beteiligten und lässt den Aspekt des Miteinander in einem gebührenden Licht erscheinen.



Angestoßen vom Oberhausener Alt-Internationalen Jürgen Sundermann und angetrieben auch aus Politik und Verwaltung der Stadt, ist die Fußballakademie ein bundesweit nahezu einzigartiges Projekt der Verzahnung zwischen einem Fußballverein und der Schule. Betreut wird es vorbildlich von der Gesamtschule Alt-Oberhausen und RWO-Verantwortlichen wie Jürgen Luginer, Torwart-Trainer Manfred Behrendt und Geschäftsführer Gerd Kehrberg, der seit August das Team hinter dem Team verstärkt.

Ein Punkt allerdings bleibt rätselhaft: Allen Erfolgen zum Trotz bleibt die Zuschauer-Resonanz zwar nicht hinter den Erwartungen zurück (ist auch besser als in den Vorjahren), ist aber dennoch überwiegend mager. Natürlich ist die Regionalliga-Anstoßzeit (samstags um 14 Uhr) alles andere als zuschauerfreundlich, und natürlich sorgt die Fußball-Dichte im Ruhrgebiet und am Nieder-

*Große mannschaftliche Geschlossenheit zeichnet das RWO-Team aus, das unbedingt in die neue Dritte Liga will*

rhein für außerordentliche Konkurrenz. Aber Kritik gibt es in jüngerer Zeit vermehrt auch an der Spielstätte. Das Stadion Niederrhein ist älter als ein Dreivierteljahrhundert, erfüllt auch nach den letzten Umbauten (die schon ein Jahrzehnt zurückliegen) kaum die Anforderungen, die Besucher heute an ein modernes Stadion stellen. Darum ranken sich Hoffnungen um die Planungen für den von der Emschergenossenschaft projektierten Emschersportpark. In dessen Rahmen könnte das bisherige Kleinstadion zu einem Leichtathletik-Stadion ausgebaut, das alte Stadion Niederrhein in eine Fußball-Arena umgebaut werden. Dann wäre man der Zukunft einen gewaltigen Schritt näher.

## Mein Freund, der ...

**Hugo Baum – Jugend- und Sozialpolitiker, Karnevalist, dekoriertes „Sprücheklopfer“, Christ, geselliger Familienmensch und vor allem Antifaschist**

VON MICHAEL SCHMITZ



*Eine Stimme, die sich unermüdlich für Kinder und Jugendliche erhebt, und ein Original, das in unserer Stadt immer seltener wird: Hugo Baum*

Vor rund zweieinhalb Jahren begann ein Artikel in einer Oberhausener Tageszeitung wie folgt: „Es ist nicht auszuschließen, dass er seine Gäste zum Feiern heute wie folgt begrüßen wird: ‚So alt wird kein Schwein‘. Das ist nicht zu bestreiten, aber richtige Bäume, die haben sich in dem Alter, das kein Schwein schafft, zu voller Pracht entwickelt. Hugo Baum wird heute 80. Achtzig? Werden seine Gäste kaum glauben, wenn er sie nach eigener Aussage wieder so an die Tische setzt, dass die beieinander hocken, die sich nicht besonders mögen, damit sie nicht so lange bleiben und die Feier für ihn nicht so teuer wird. Bei solch hinreißenden Sprüchen verweilen alle meist länger als geplant, trinken auch mehr, den ehemaligen Jugend- und Sozialdezernenten der Stadt kostet das alles etliche Euro mehr und doch empfindet er eine diebische Freude über seinen Ulk.“

Diesen Mann zu beschreiben, zu porträtieren gar hieße, die Quadratur des Kreises zu beherrschen. Es gibt wenige Menschen mit so vielen, so unterschiedlichen wie vermeintlich widersprüchlichen Facetten auch, deren Bild sich trotzdem zu einem faszinierenden Ganzen fügt und gleichwohl so schwierig zu formen ist. Daher wird es sich in den folgenden Zeilen auch allenfalls um einen Versuch handeln.

Er wird am 23. Juni 1925 geboren, als ein Kind der Innenstadt, auf der Moltkestraße, später Humboldtstraße. Vater Hugo Baum ist streng preußisch geprägt, hat als Jude vor Verdun gekämpft und sagt immer: „Ich bin immer davon gekommen, weil ich nur Einssechsfundfünfzig groß bin. Die Kugeln sind immer über mich hinweggeflogen.“ 1916 französische Gefangenschaft, 1919 Flucht über die Schweiz. Später wird er seine Körpergröße noch mal als Rettung anführen. November 1938 kommt er ins KZ Dachau, auf dem Weg dahin schlagen die Nazischergeren wahllos auf die Deportierten ein, Vater Baum: „Ich habe kaum etwas mitgekriegt, weil ich so klein war.“

29904 ist die Lagernummer von Vater Baum, Ende 1938 wird er auf Antrag seiner Frau Bernhardine entlassen, darf nach Hause, sein Fronteinsatz im ersten Weltkrieg rettet ihm wohl das Leben. Vergeblich hatte die Gestapo Bernhardine Baum bedrängt, sich scheiden zu lassen, hält ihre Kinder stattdessen mit Hausierertätigkeiten über Wasser. Diszipliniert lebt die Familie von der Sozialhilfe, zwei ältere Schwestern, Hugo, dem ein Arzt Ernährungsmängel attestiert. Einen Monat lang gewährt das Sozialamt täglich einen halben Liter Milch extra. Bis heute vergisst Hugo Baum einen Tadel des Vaters nicht, als er selbst bei der HOAG, der Vater bei den Stadtwerken arbeitete: „Du gehst später aus dem Haus und hast den längeren Arbeitsweg, du kannst nicht pünktlich sein.“ Dieser Satz schreibt sich in Hugos Selbstverständnis. Ich habe selten einen Menschen kennengelernt, der so überpünktlich ist.

Der Vater ist, so würde man es heute mit einem belasteten Begriff bezeichnen, „Konvertit“, vom jüdischen zum katholischen Glauben übergetreten, wird am 26. Juni 1939 in der Herz Jesu-Kirche getauft. Die Mutter, gelernte Modistin, ist katholisch, natürlich wird auch Hugo jr. katholisch getauft. Zündstoff für das Veedel. Auf

der Humboldtstraße spielen die Kinder gemeinsam, an der Ecke Moltkestraße - die heutige Hermann-Albertz-Straße - fängt die Raulerei an. Die einen auf dem Weg zur evangelischen Moltkeschule, die anderen zur katholischen Marktschule. 56 sind sie in der Klasse, Ordnung, strenges Lernen, keine Mädchen, es gibt eigens einen Zaun auf dem Schulhof. Er ist wie jeder Junge, klagt dem Vater,

„Hugo, dein Vater stammt von Jesus ab“, sagt damals sein Messdiener-Kaplan. Und er hat dann draußen seinen Freunden erzählt: „Mein Vater stammt von Jesus ab, aber er ist Jude. Das fanden die nicht so toll.“ Er darf, das wurmt den kleinen Hugo damals kaum weniger, nicht in die Hitlerjugend. Neidisch hat er abseits gestanden und zugesehen, wie die Jungs ihre Abenteuerspiele machen,



dem leidenschaftlichen Pfeifenraucher, auch schon mal Tabak aus der Grobschnitt-Dose für die Nikolauspfeife, scheidet für 15 Pfennig zweieinhalb Stunden Kohlen oder Schnee.

Im NS-Jargon ist Hugo ein Mischling ersten Grades, als das braune Verbrechen die Macht übernimmt, wird seine schulische Laufbahn auf das Minimum reduziert. Die bereits vollzogene Aufnahme an das Staatliche Gymnasium wird aufgrund der Nürnberger Rassengesetze wieder rückgängig gemacht: „Mir sind Bildungs- und Entwicklungschancen verwehrt worden, die ich gerne gehabt hätte. Das war später noch für mich eine bittere Pille, weil ich viele Grundlagen nicht besessen habe wie Fremdsprachen, höhere mathematische oder naturwissenschaftliche Kenntnisse. Vieles musste ich mir mühsam über ein Selbststudium aneignen. Darin liegt vielleicht auch die Ursache für mein praktisches Handeln.“

*Ich kriege einen dicken Hals, wenn jemand Vorurteile wegen einer anderen Religion hat*

*In seinem Gartenhaus an der Straßburger Straße hat Hugo Baum mit viel Akribie eine Ahnengalerie seiner Familie zusammengestellt*

obwohl er von HJ'lern vor dem Jugendheim der Herz Jesu-Kirche geschlagen wird. Er ist wehrunwürdig, auch Landwirtschaft ist ausgeschlossen: „Ich durfte nicht in den Reichsnährstand. Sie hatten Angst, dass wir die Menschen vergiften.“

Später aber wird er von seiner Firma sogar für die Heimatflak vorgeschlagen. „Das war was Besonderes, ich wollte sein wie meine Freunde. 45 ist sein 1888 im Saargebiet geborener, 1915 nach Oberhausen umgezogener Vater, als ihn die Nazis aus dem Verwaltungsdienst entlassen: „Er war es

nicht wert, im öffentlichen Dienst zu arbeiten. 45 Jahre später bekam ich die Chance, in der Verwaltung Führungsaufgaben zu übernehmen. Unfasslich, wie sich die Dinge entwickelt haben.“ Hugo Baum erklärt es 1979 in seiner Dankesrede an den Stadtrat, der ihn

soeben zum Jugend- und Sozialdezernenten der Stadt gewählt hat. Ein steiniger Weg ist es bis dahin, zumindest auf den ersten Etappen. Es braucht seine Zeit, bis der von der HJ verschmähte Hugo begreifen soll, was sich hinter seiner Aussperrung verbirgt: Rassenhass, Intoleranz: „Daher rührt meine Toleranz bis auf den heutigen Tag, außer gegenüber Intoleranz. Ich kriege einen dicken Hals,

wenn jemand Vorurteile wegen einer anderen Religion hat. Ich selbst habe zum Beispiel nie verstanden, was die Soziokulturellen eigentlich wollen, aber ich habe dafür gekämpft, dass sie es dürfen.“

1940 macht er sein Landjahr, von 1941 bis 1944 absolviert er bei der GHH eine Ausbildung zum Industriekaufmann. Im November 44 wird er auf Weisung der Gestapo in ein Arbeitslager im Harz eingewiesen, aus dem er im März 45 flüchtet. Eine Schwester, inzwischen 86, lebt noch, die älteste ist mit 35 an Krebs gestorben.

Ab 1945 ist Hugo Baum Angestellter bei der GHH, auf Druck der Amerikaner. Denn bei der Hütte saßen noch viele der alten Nazis, die wollten

Hugo eigentlich nicht wiedereinstellen. Von 1947 bis 1961 ebenfalls Angestellter bei der HOAG, der Hüttenwerke Oberhausen AG, einer Legende der montanindustriellen Geschichte in Oberhausen. Dass keine Straße unserer Stadt bis heute ihren Namen trägt, für den geschichtsbewussten Baum ein Unding. Als zum Abriss des Schornsteines der damaligen Drahtstraße 2 von Thyssen Niederrhein - in dieses Unternehmen war die HOAG übergegangen - der seinerzeitige städtische Verwaltungschef meint: „Wir reißen die Geschichte der Stadt ab“, da läuft Hugo Baum mehr als nur die Galle über. Immerhin ist er mit 23 bereits stellvertretender Leiter der HOAG-Werkküche gewesen

Es ist nicht einfach, den 82-Jährigen an seine Biografie zu ermahnen. Immer wieder schweift er ab, ein Döneken folgt dem anderen, beim Slivowitz ist es ähnlich.

Aber Geschichtsbewusstsein, das Bekenntnis zur eigenen Stadt, das sind für Hugo Baum ernste Themen. Deswegen beispielsweise ist es auch das Rheinische Industriemuseum in Altenberg, das Hugo Baum mit Ehefrau Marianne gelegentlich besucht, um die Erinnerung an die Hütten- und Bergbauanlagen wachzuhalten. Und natürlich die Gedenkhalle. Viele Male hat er dort oder in Schulklassen seine Erfahrung mit dem Nationalsozialismus weitergegeben, auch bei den Multilateralen Jugendbegegnungen der Stadt.

Wenn er da was bewirken kann, sieht er das als Erfolg, Niederlagen hat es natürlich auch gegeben, aber bei Wahlen oder beim beruflichen Aufstieg habe er das nie als negativ empfunden: „Misserfolge waren für mich Ansporn, was Neues anzufangen. Als andere in meinem Alter ihre ersten Rentenanträge stellten, habe ich meine Bewerbung zum Beigeordneten der Stadt geschrieben. Mein Vater war dort 1934 wegen Unzumutbarkeit aus dem Dienst entfernt worden. Für ihn wäre es unvorstellbar gewesen, wenn er noch hätte erleben können, dass ich in dieser Stadt, die dann natürlich eine ganz andere war, Beigeordneter werden würde.“

Sein schwarzes Elternhaus hat Hugo Baum geprägt. Von 1931 bis 1934 ist er in der Katholischen Jugend, bis 1947 dann in der Pfarrjugend, deren Führung in der Herz Jesu-Gemeinde Alt-Oberhausen er nach dem Krieg übernimmt, 16 Jahre ist er Messdiener.

Sein Pfarrer Kampert - der spätere Stadtdechant - meint, bei seiner Begabung müsse er in die Politik gehen. Hugo Baum tut dies, wird 1946 Mitglied des links-katholisch geprägten Zentrums, sitzt für die Partei von 1956 (als Nachfolger damals des verstorbenen Otto Pannenbäcker, die Aufnahme in den Stadtrat unterschreibt damals

der Vater des Chronisten) bis 1961 im Stadtrat, bis sich das Zentrum zerlegt. Einige Jahre ist er politisch nicht aktiv, dann tritt er 1964 in die SPD ein, fasziniert von Willy Brandt. Beruhigt auch von Herbert Wehner, der 1959 die religionsfeindlichen Passagen in Godesberg aus dem Programm der SPD genommen hatte. 1966, da ist er schon über zehn Jahre mit seiner Marianne verheiratet, sind Sohn Dieter (heute 54) und Tochter Margret (48) schon geboren. Im gleichen Jahr macht sich der heute zweifache



*Misserfolge waren für mich Ansporn, was Neues anzufangen*

Großvater erstmals selbstständig, er geht als Teilhaber in eine Firma, die Unternehmen über Organisationsabläufe berät. Zuvor war er seit 1961 beim Kölner Gerling-Konzern, wo er für die gesamte Organisation zuständig ist. Spätestens da dürfte er auch vom „bazillus carnavalis“ angesteckt worden sein, von dem er bis heute nicht geheilt ist, natürlich ist die Heimatgesellschaft des Eulendor-Ritters die KG Weiß-Grün HOAG.

1968 macht er sich selbstständig als Betriebsberater, reist durch deutsche Lande. Auf einer Rückreise vom Saarländischen Rundfunk plagt ihn ein Gedanke. Zuhause, dann ein Kronen-Bier. Kurz vor Mitternacht ist er in Oberhausen. Hubert Ripken, der damals das Kolpinghaus an der Paul-Reusch-Straße gastronomisch führt, will gerade dichtmachen. Doch seinen Kolpingbruder Hugo, der der Familie sogar mal zwei Jahre vorsitzt, bis er nach Meinungsverschiedenheiten austritt, lässt er nicht trockenem Mundes aus der Gaststätte. Immerhin hat der von Saarbrücken bis Oberhausen gelitten. Zwei Kronen-Export, dann fährt Hugo heim.

Mildes Bier, guter Schnaps, halbtrockener Wein, Dinge, die er nicht verachtet, seit jungen Jahren nicht. „Hugo, du trinkst zuviel Alkohol“, sagt ihm sein Vater mal, „gestern hast du zwei Flaschen Bier hintereinander getrunken.“ Hugo: „Das habe ich von dir.“ - „Hast du schon wieder getrunken?“, fällt der Vater auf die sich anbahnende Witzelei rein. Denn die Baumschen Vorfahren stammen aus Zell an der Mosel, sind im Weinbau beschäftigt gewesen. „Meinst du, die haben nur Wasser getrunken?!



Du hast Glück gehabt, diese Gene haben eine Generation übersprungen, mich haben sie erwischt.“ Der Vater machtlos: „Mach’, dass du ins Bett kommst.“

1969 wird Hugo Baum SPD-Stadtverordneter, die damalige Oberbürgermeisterin, die legendäre Luise Albertz, bietet ihm die

Geschäftsführung der Stadthalle an. Dem Einwand aus der Partei „Stadtrat oder Halle“ begegnet der damalige Fraktionschef Willi Meinicke auf bekannt klare Weise: „Dummes Zeug, Du machst beides.“ Der Chronist erinnert sich noch an seine frühen Jahre, als er mit anderen Studenten von der Stadthallen-Terrasse pünktlich zum Zapfenstreich des Personals verjagt wurde, während

kein Feierabend galt, wenn die Oberhausener Polit-Bonzen dort zechten. Dem damaligen Stadthallenchef Hugo Baum sei es heute verziehen.

Zehn Jahre lang erlebt und erleidet Hugo Baum die Größen des Showgeschäftes bis hin zu Udo Jürgens, dann ist ob einer Änderung der Gemeindeordnung sein politisches Mandat mit der Tätigkeit des Geschäftsführers der heutigen Luise-Albertz-Halle nicht mehr zu vereinbaren. Heinz Schleußer und Hilde Praetorius, die profilierte Kultur- und Sozialpolitikerin aus dem eher linken SPD-Lager, bieten ihm das Jugend- und Sozialdezernat an, einen Bereich, in dem er bis dahin u.a. als Ausschussvorsitzender aktiv gewesen ist. Hugo zu den beiden: „Seid ihr besoffen, ich soll städtischer Beischläfer werden?“ Baum, seit 1946 Mitglied der IG Metall, von 1955 bis 1957 zweiter Vorsitzender des DGB Oberhausen, wird gewählt. Ein Praktiker im Verwaltungsvorstand.

Später wird ihm auch das Sportamt zugeteilt. Spötter in der SPD-Fraktion gibt es reichlich. Der damalige Fraktionsgeschäftsführer Hans Jansen: „Wie kann man einen zum Sportdezernenten machen, der glaubt, im Wasserball ist doch Wasser drin?“ Die Berufung als Sportdezernent sollte aber fortan nicht selten für Furore sorgen. So wird er, der als junger Mann ziemlich schnell laufen konnte und sogar bei Hans Raff trainiert, der Willi Wülbeck entdeckte, Mitglied im Sportausschuss des Deutschen Städtetages, gibt den Anstoß zur Errichtung des ersten Oberhausener Golfplatzes auf dem Gelände der ehemaligen Schachtanlage Jacobi. „Da haben sie in der SPD gedacht: Jetzt spinnt er völlig.“ Aber SPD-Rats-

herr Alfred Ecker begreift die Idee eines Volksgolfplatzes, der heute zu den schönsten Freizeitanlagen der Stadt zählt.

Und Hugo Baum wird, als ein Initiativkreis ein geheimes damals von der WAZ veröffentlichtes soziokulturelles Nutzungskonzept für das Gelände der ehemaligen Zinkfabrik Altenberg vorlegt, vom damaligen Oberstadtdirektor das Projekt anvertraut. In der Hoffnung wohl, dass Hugo Baum für den Abriss der alten Fabrikgebäude sorgen wird: „Ich kam ja aus der alten Industrie. Da bin ich nun einige Abende durch die verwaisten Hallen gegangen und habe gedacht, das wäre was für Arbeit, Sport und Kultur. Ich hatte was mit Ausbildungsmaßnahmen im Kopf, etwas anderes, als es dem Initiativkreis Altenberg vorschwebte.“ Und dann lässt Hugo Baum mit seiner Feststellung in der Beigeordnetenkonferenz die Bombe platzen: „Ich bin der Meinung, Altenberg muss erhalten bleiben. Der Oberstadtdirektor ist fast vom Hocker gefallen. In der Fraktion habe ich mühsam eine Mehrheit gebildet, weil ich mit dem Pfund Ausbildung und Qualifikation gewuchert habe.“ Mit all dem ist er dann beim seinerzeitigen NRW-Städtebauminister Zöpel

*Wer Kindern hilft,  
der hilft der ganzen  
Gesellschaft*

und dessen Abteilungsleiter, dem späteren IBA-Chef Karl Ganser, vorstellig geworden.

Mit Erfolg. Die Geburtsstunde der Jugendberufshilfe übrigens, dem heutigen Zentrum für Ausbildung und Qualifikation (ZAQ), seit Jahren der größte Ausbildungsbetrieb der Stadt, wo Jugendliche etwas lernen, die sonst kaum eine Chance haben. Altenberg war gerettet, angesichts der hohen Giftbelastungen zwar zwischenzeitlich noch mal gefährdet, blieb aber erhalten. Eine Zeit, in der Hugo Baum übrigens von so genannten Alternativen mit einem an NS-Symbolik heranreichenden Plakat, beinahe identisch in der Gestaltung mit der seinerzeitigen Diffamierung von Carl von Ossietzki, übelst gedemütigt wurde. „Man meinte, ich gehörte ins Gefängnis, weil ich 1000 Menschen vergiftet hätte.“

Dass es ohne die Kreusselhalle, die er seinerzeit Gerburg Jahnke und ihrem Theater zur Verfügung gestellt hat, ohne die es möglicherweise die „Missfits“ nicht gegeben hätte, vergessen, die Gruppe „Gegengift“ spuckt Gift und Galle. Was dann das K 14 zur wunderbaren und heftigen „Ehrenrettung“ des Altenberg-Dezernenten veranlasste und eine bis heute enge Verbundenheit Baums mit den K 14-Machern begründete. In der Fabrik an der Lothringer Straße treffen sich Soziokulturelle der Urgeneration einmal im Monat zum Schmausen und Schwätzchen. Saisonbedingt kocht einer aus der Runde, mal Gans, mal Matjes, Hugo und Marianne Baum sind dabei. Nebenbei, damit die Ruhrwerkstatt über dem Keller bauen kann, bezahlte Hugo Baum Eisenträger aus eigener Tasche. Er organisiert eine Katastrophenschutz-Übung, über dem Keller wird der Schornstein teilweise abgerissen, der Keller mit den Trägern stabilisiert, dann wird gebaut, mit Zuschussgeldern für Sportstätten. „Wer Kindern hilft, der hilft der ganzen Gesellschaft. Man kann junge Leute begeistern, wenn man ihnen Abenteuer anbietet, die Frage ist nur, für welche Zwecke, spielt Hugo Baum erneut auf die NS-Zeit und die Hitlerjugend an.

Bei aller bedingungslosen Aufrichtigkeit verfügt Hugo Baum auch über eine Portion Schlitzohrigkeit, die selbst Konrad Adenauer vor Neid hätte erblassen lassen. Als er Beigeordneter wird, darf sich Hugo Baum ein Büro aussuchen. Er brauche nur einen Schreibtisch, ein Diktiergerät und einen Kühlschrank. Im Schrank ist eine Kühlbox ohne Gefrierfach. Der Oberstadtdirektor meint, er selbst hätte da immer Joghurt drin gehabt. Hugo Baum kontert: „Da passt keine Flasche Schnaps rein. Ich muss doch Gästen einen kalten Schnaps anbieten können.“ Er bekommt den Kühlschrank, aber ohne Gefrierfach.

Dann geht der damalige Stadtkämmerer Karl Bourscheid in Pension, für dessen Nachfolger Willi Schmitz wird das Büro renoviert,

dieser Kühlschrank steht wochenlang auf dem Rathausflur. Irgendwann ist er weg und eines Morgens kommt Willi Schmitz bei der Fahndung nach seinem Kühlschrank zum Gegenüber Hugo Baum, was der denn für einen habe. Baum zeigt ihn, Schmitz: „So einen hatte ich auch mal, jetzt habe ich nur noch eine Kühlplatte.“ Der Hausmeister wird mit der Suche nach dem geklauten Kühlschrank beauftragt, kommt mit Karteikarten in Baums Büro: „Das ist er, der war früher in Bourscheids Büro, jetzt steht er bei dir.“

Baum: „Ich habe natürlich sofort den Oberstadtdirektor angerufen, dass der Kühlschrank bei mir aufgetaucht ist und er ausgetauscht werden kann. Das sei nicht mehr nötig, meinte der, Willi Schmitz habe einen neuen bestellt. Das Rathaus ist voller guter Geister.“ Als Hugo Baum 1989 in Pension geht, fragt der Oberstadtdirektor noch mal nach der Sache mit dem Kühlschrank. Hugo Baum antwortet: „Die ist so geheimnisvoll, die weiß nicht einmal ich.“

Ähnliches gibt es, also viele Jahre zuvor bei der HOAG für einen Umbau, für den Hugo Baum zuständig ist, 500.000 Mark fehlen. Baums Chef und der Revisor stellten irgendwann fest, dass diese Kosten auf die Produktionsbetriebe verlagert worden sind. Ob er das gemacht habe, wird er gefragt. „Dann müssen Sie alle Belege prüfen.“ - „Das sind 400.000“, erhält Baum als verzweifelte Antwort. Jahre später spricht sein damaliger Chef ihn darauf an: „Wie haben Sie das seinerzeit gemacht?“ - „Wissen Sie, ich bin so lange von der Hütte weg, das ist mir entfallen. So ist er später ruhig dahin gegangen und musste das Wissen um dieses Geheimnis nicht mit ins Grab nehmen.“

Dass Hugo Baum seinem früheren Vorgesetzten dahin noch nicht gefolgt ist, hat er sicherlich seiner durchweg positiven Lebenseinstellung, aber auch seiner Familie zu verdanken. Denn vor elf Jahren wird in seiner Blase einer der aggressivsten Krebstumore festgestellt, den sich der Arzt damals vorstellen kann. Tumor entfernen oder die Blase komplett, beides riskant, der Arzt rät zur Totalen. Die Familie auch und deren Rat beugt sich der Vater. Der Chirurg vollbringt ein Meisterwerk, zaubert aus einem Stück Dünndarm eine neue, künstliche Blase.



*Ich muss doch Gästen  
einen kalten Schnaps  
anbieten können*

Es wäre auch schade gewesen. Um vieles. Nicht nur um eine Stimme, die sich ebenso unermüdlich wie schwergewichtig für Kinder und Jugendliche erhebt, weil sie deren Lärm für Zukunftsmusik hält, nicht nur um ein Original, das in unserer Stadt ja immer seltener wird, nicht nur um einen Zeitzeugen, der jungen Menschen noch von der NS-Zeit berichten kann, nicht nur um einen Mann, der nach der schweren Erkrankung gern seinen inzwischen verstorbenen Bestatter



Hennes Conrad vorstellte und seiner Marianne seinerzeit zur Verlobung ein heute noch wunderschönes Arzberger Porzellan schenkte, „damit du auch bleibst“.

Im Januar 1947, bei der Fahrt mit der Straßenbahn zur Hütte, sieht Hugo die damals

18-jährige Kinderpflegerin, die gerade eine zweite Ausbildung zur Kindergärtnerin macht. Kollegen im Bus sagen zu ihm: „Die kannst vergessen, die weiß nicht, ob sie heiß oder kalt ist.“ Ein knappes Jahr später sehen sie sich wieder bei der Nikolausfeier in St. Johannes Evangelist. Er ist der Nikolaus. „Der Knecht Ruprecht wollte sie verhaften. Ich habe gesagt: Die nicht.“ Im Januar 1948 treffen sie sich zum ersten Mal, „seitdem erträgst Du mich“. Marianne, 1928 in Oberhausen geboren: „Ja, es bleibt mir ja nichts anderes übrig.“

1952 wird geheiratet. Die Baums wohnen jetzt im eigenen, mit viel Eigenleistung gebauten Siedlungshaus an der Straßburger Straße. Marianne, Tochter eines GHH-Angestellten, der noch am 9. April 1945 in der Wohnung durch Artilleriebeschuss umkommt, gibt ihren Beruf als Kindergärtnerin bei der Bergbau AG Oberhausen auf. Ihre Mutter stammte aus einer klassischen Bergmannsfamilie. Zwei Kinder kommen, Sohn Dieter macht Abitur, studiert Raumplanung, ist bei der Stadt beschäftigt, gewissermaßen der Architekt des Oberhausener Radwegenetzes. Tochter Margret hat nach der Mittleren Reife Floristin gelernt, sich dann zur Industriekauffrau umschulen lassen, arbeitet seither für ein Energieunternehmen.

Zwei Enkeltöchter sind im Studium an der Ruhruni in Bochum. Anja, die ältere, 23 Jahre jung und eher still, ist mit ihrem Biologiestudium fast fertig. Die jüngere hat vor kurzem mit dem Chemiestudium begonnen. Sie ist das, was man einen Feger nennt. Aber

genau nicht in dem gemeingültigen Sinn. Oma Marianne rauft sich das graue Haar, wenn die 20-Jährige von ihrem liebsten Hobby, der Höhenklettere, erzählt. Der Klettergarten im Kaisergarten ist für ihre Klasse Kinderkram, da betreut sie gern. Ansonsten hangelt sie sich in anderen Höhen, bei der Jugendkirche Tabgha ist sie aktiv, bei den Pfadfindern. Beide sind, auf ganz unterschiedliche Weise, unverschämt attraktiv, ganz besondere Schönheiten, von einer optischen Ausstrahlung, die vor allem ein Charakter zeichnet.

Seiner Familie verdankt er alles, sagt Hugo heute, Marianne trocken zurück: „Danke, Du bist auch noch hier.“ Schüttelt wie so oft den Kopf über ihren Mann, der weise ist und sich wehrt, erwachsen zu werden. Der ein lebenskluges Menschenbild ist, aber auch verrücktes Kind im Manne bleiben will. Fast konterkarrierend wirkt dazu seine Erkenntnis: „Alle wollen alt werden, aber keiner will alt sein.“ Das habe wohl was mit dem körperlichen Vergehen zu tun, „und wenn dann noch der Kopf dazu kommt“. Über 40 Jahre Terminkalender hat Hugo Baum zuhause liegen, heute noch kann er sagen, wann er wo war. 35 Jahre lang hat er seine monatlichen Ausgaben genau festgehalten: „Ich kann heute noch zu meinem Apotheker sagen, wann ich wie viel bei ihm ausgegeben habe.“ Das Haushaltsgeld für die Frau ist da ausgenommen. Hugo rechnet nicht nach, Marianne prasst nicht. Obwohl es ihnen ja durchaus komfortabel geht.

Winterfest überdachte Terrasse, Garten, Hugos Hobby. Sein Traumberuf wäre es gewesen, Gärtner in einem Kloster zu werden. Nach der geschlechtsspezifischen Besetzung frage ich lieber nicht. Die Erklärung gibt er selbst: „Als ich erfahren habe, dass dort nur ein Paar Schuhe unter dem Bett stehen darf, habe ich den Traum

wieder aufgegeben.“ Ein kleines Gartenhäuschen, dort hängen Fotos, die Ahnengalerie, Musikanlage, flüssige Nahrung. Mobiliar aus vergangenen Zeiten, Nostalgie.

Der Untergrund an der Straßburger Straße symbolisiert den besonderen Wandel. Als Mutter Baum 1979 stirbt, acht Jahre nach ihrem Mann,

da stellt sich die Frage: „Was machen wir mit dem alten Kohlenkeller?“ Marianne fackelt nicht lange: „Eine Bar“. Dort richten die beiden Jecken seit 1980 das traditionelle Narrenfrühstück zu Altweiberfastnacht aus, ab neun Uhr in der Früh gibt es hier frischgezapftes Pils und Kaffee, Sekt und Wasser, Cevapcici, Brötchen, Käse, Frikadellen. Kaum ein Prinz Karneval von Groß-Oberhausen hat seither nicht den Weg in die Kellerbar gefunden, für das Kinderprinzenpaar kauft Marianne kleine Geschenke, nicht selten könnte das Frühstück mit einem Abendessen enden. Falls Hugo mit seinem nicht enden wollenden Gespött bis dahin nicht alle Gäste verjagt hat.

*Alle wollen  
alt werden, aber keiner  
will alt sein*

Mutter Baum, selbst närrisch in jeder Faser, die zur Karnevalszeit gar den Hund mit einem Schleifchen dekorierte (die Enkeltochter setzt es fort), klatscht wahrscheinlich seit 1979 von ihrem Platz im Himmel begeistert Beifall über die Idee dieser so anderen Kellerbar. Seit dem Tod von Hennes Conrad steht zum Weiberfastnachtsfrühstück immer ein Ouzo unter dem Bild des Verstorbenen - und irgendwann ist das Gläschen leer. Hugo Baum glaubt nicht zwingend an ein solches Wunder, hat auch schon mal einen Gast, meist nur einen, in Verdacht, dem Hennes den Ouzo weggetrunken zu haben. Aber wer seine Gäste mit Worten wie „Ihr habt die Tür sicher eingetreten, weil ihr die Hände voller Geschenke habt“ (dafür gab's die WAZZI-Ente), der wird die Wahrheit über den Ouzo nie erfahren.

*Das Schlechte  
kommt von allein, für  
das Schöne musst du  
selbst sorgen*

Muss er auch nicht. Menschen, die ihn kennen, und das sind viele, wissen längst, dass hinter manch beleidigend scheinenden Äußerung Herzenswärme steckt, was sich mag, das neckt sich. Er wäre ein begnadeter Kabarettist oder Büttnerredner, auch bei den Liricher Müllschluckern ist Hugo Mitglied, „einfache Leute, die nicht im Geld schwimmen, bodenständig und engagiert, so etwas mag ich“. Ehrensator ist er hier wie bei den HOAGianern. Geselligkeit ist für ihn ein Credo.

Nein, ins Theater gehen sie nicht mehr, zum letzten Mal waren die Baums an der Ebertstraße, als es dort noch Operette gab: „Ich habe so viele Probleme zu verkraften, da muss ich nicht auch noch im Theater welche sehen.“ Und auch Operette nur in ihrer alten, gedachten Form. Dann lieber Hamburg, in Deutschlands Musicalhauptstadt hat er sich mit seiner Frau „Phantom der Oper“ ebenso angesehen wie den „Käfig voller Narren“. Nicht verwunderlich, dass Heidi Kabel und Henry Vahl seine Lieblingschauspieler sind. Der Norden ist eh sein Ding', Hugo liebt alles, was mit der See zu tun hat, „irgendwie habe ich wohl immer Fernweh“. Die Kellerbar ist wie eine gemütliche Kajüte eingerichtet, im Urlaub geht es eigentlich immer an die Nordsee, in die Ecke von Husum. Marianne würde eh nie ein Flugzeug besteigen. Er war in den Staaten, in Kanada, Israel, Schweden hat ihn fasziniert, „die Vielfalt der Erde und ihrer Menschen ist schon großartig“.

Auch seine literarischen Vorlieben sind norddeutsch geprägt, Theodor Storm vor allem liest Hugo gern, er schätzt neben Schlagern der 40-er und 50-er Jahre die Musik von „Truck Stop“ oder „Godewind“. Das „Großstadtrevier“ gehört neben musikalischen Unterhaltungssendungen zu seinen Favoriten im Fernsehen. Politische Diskussionen, Informationssendungen sind Pflicht, auch Berichte über soziale Probleme etwa in den lateinamerikanischen Ländern. Das kostet ihn, gibt er zu, seelische Kraft. Zur Entspannung liest er dann auch schon mal Kishon oder Ringelnatz. Und als

überzeugter Christ im Neuen Testament: „Ich bin ein absoluter Anhänger von Jesus Christus, er war eine der größten Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte. Er hat ja keine Kirche gegründet, sondern vermittelt: Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst. Dann hat Paulus die Kirche gemacht.“

Die Kirche, den Glauben hält Hugo Baum, von der katholischen Soziallehre geprägt, für wichtig, für unverzichtbare Eckpfeiler gegen soziale und brutale Gewalt, gegen die Unterdrückung in unserer Gesellschaft: „Für viele Menschen ist die Kirche ein Orientierungspunkt, oder sie sollte es zumindest sein.“ Ohne Einschränkung sagt er: „Wer aus der Kirche austritt, müsste verpflichtet werden, sich über eine Sozialsteuer an den Leistungen der Kirche zu beteiligen.“

Im Elternhaus gibt es bis kurz vor dem Krieg einen holzgeschnitzten, eingesegneten Altar. Religiös ist er eben, obwohl er freimütig einräumt, dass er mit dem „Bodenpersonal“ des Herrn gelegentlich seine Probleme hat. „Auch die Kirche ist immer nur ein Spiegelbild ihrer Zeit“, sagt er, „der Personen, Figuren. Wenn der liebe Gott nicht ein Stück die Hand drüber halten würde, bei vielen Figuren wäre die Kirche wohl längst kaputt. Aber sie ist wohl so groß, weil viel mehr dahinter steckt.“ Ein Vorbild für ihn war immer und bleibt Johannes XXIII. Seine Lieblingsfigur hat Hugo Baum vor Augen: Christopherus trägt die ganze Welt auf den Schultern - und zitiert Paulus: „Einer trage des anderen Last.“

Die meiste Last im Hause Baum trägt Marianne, seit 1971 Sozialdemokratin, von der ihr Mann liebevoll sagt: „Sie macht mehr als 50 Prozent den Hugo aus. Sie ist eine der tollsten Zuhörerinnen meines Lebens.“ Eine stille Regentin, die weiß, dass Hugo schnell aufbrausen kann, aber schätzt, dass es nie eine Auseinandersetzung vor den Kindern gegeben hat: „Wenn es um die Familie geht, gehorcht er immer.“ Der Alltag hat seine Riten: Morgens um halb sieben aufstehen („Im Bett sterben die meisten Menschen“), eineinhalb Stunden lang die beiden Oberhausener Tageszeitungen lesen. Er erst WAZ lokal, Sie NRZ lokal, dann Wechsel, Er NRZ komplett, Sie WAZ lokal und frühstücken. Dann er WAZ Rest, sie abräumen und Haushalt. Nach dem Mittagessen: Er Augenpflege, Sie WAZ Rest. Dann freuen sich



sie und er, wenn Journalisten kritisch mit Personen des öffentlichen Lebens umgehen und dahinter die Identifikation mit der Stadt steckt. Und sie und er sind total sauer, wenn irgendein Schreiber ständig alles miesmacht hier in Oberhausen. Willi Meinicke trifft ihn mal, als Hugo aus dem Bahnhof eilt. „Wo willst du hin?“ Hugo: „Egal, ich werde überall gebraucht.“

Frühstück ist übrigens Hugos liebste Tageszeit. Problemlos könnte er vier gut belegte Brötchen verdrücken und auf das Mittagessen verzichten. Da allerdings ist Marianne vor. Fleisch isst er gerne, nicht gerade fettarm, sondern absolut fettfrei. Ein ordentliches Rinderfiletsteak führt die Hitparade bei Hugos Lieblings Speisen an, oft isst er es bei seinem Freund, dem Chef im Restaurant „El Paso“. Das Steak darf groß sein. Gemüse oder gar Salat - unglaublich bei einem Mann, der alles liebt, was Gott in der Natur wachsen lässt - sind für ihn verzichtbar: „Warum soll ich den armen Tieren ihre Nahrung wegessen? Lass' die Tiere das Grüne fressen, wenn es dann als Schinken wieder herauskommt, ist es für mich.“ Kartoffeln hält er für kein „edles Gewächs, sonst würden sie sich ja nicht in der Erde verstecken“. Spargel ist eine der wenigen Ausnahmen. Obst genießt er in allen Variationen.

„Das Schlechte kommt von allein“, ist die Lebensdevise von Hugo Baum, der den Erhalt von Altenberg als seinen größten Erfolg



sieht, „für das Schöne und Angenehme musst du selbst sorgen. Also fahre ich notfalls auch im Rollstuhl zum Karnevalszug, um Helau zu rufen. Ich mag den Karneval eben, auch wenn ich die Karnevalisten kenne.“ Stadtprinz hätte er werden können, aber er stellt die Bedingung als „Hugo, der Allerletz-

te“. Das war's dann. „Und ich habe gedacht, Karneval hat was mit Humor zu tun.“ Trifft das Ehrenmitglied der Liricher St. Sebastianus Schützen alte Schulkameraden oder ehemalige Weggefährten aus der Politik, die ihn fragen, wie es ihm geht, antwortet er: „Fragt mich nicht, wie es mir geht. Erstens interessiert es euch nicht, zweitens geht es euch nichts an, und drittens - wat gibbet Neues. Uns geht es doch dem Alter entsprechend so gut, wie ich es für die nachfolgenden Generationen hoffe, dass es ihnen auch so geht und sie nie einen Krieg erleben müssen.“

*...ich habe  
gedacht, Karneval  
hat was mit Humor  
zu tun*

Und er hofft, dass sich viele junge Leute auf sozialen Feldern engagieren: „Ich finde es bedenklich, dass die Schule das vermitteln muss und nicht das Elternhaus das leistet. Da ist es häufiger wichtig, wie oft man nach Mallorca fliegen kann und nicht, wo man dem Nachbarn helfen kann.“ Seine eigene Soll- und Haben-Bilanz hält der romantisch veranlagte Freund von Volksmusik für ausgeglichen: „Unter dem Strich gehöre ich zu den glücklichen Alten, und ich bin sehr zufrieden, dass ich in meiner Heimatstadt so viele Arbeitschancen bekommen habe, die nicht alle erfolglos waren.“

Irgendjemand hat mal gesagt: „In Oberhausen hatten sie einen eigenartigen Beigeordneten, der gehörte zur rechten SPD-Szene und war der linkeste überhaupt.“ Als er im christdemokratischen Brühl man ein Referat zur Jugendpolitik halten soll, darf er nicht sagen, dass er Sozialdemokrat ist. Das gewiss, macht diesen Baum aus. In seiner kompromisslosen Einstellung und Aufrichtigkeit zwar berechenbar, passt er dennoch in keine Schublade, auch in keine politische. Eine vielleicht ist auf ihn zugeschneidert, die der Anständigkeit. Mitglied ist er natürlich bei der AWO und ZAQ, aber auch in der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, im BUND, in der Deutschen Krebshilfe, im Friedensdorf, im Kinderschutzbund, im Ambulanten Hospiz, im MGV „Rheingold“. Menschen mag er, die sich ganz unauffällig für Schwächere einsetzen, Nachbarschaftshilfe etwa.

Im Elternhaus hatte Hugo ganz früher eine schwarz-rote Koalition, wie er es nennt, „später waren beide in der SPD“. Der Vater sagt trotz aller Demütigungen immer wieder: „Nichts ist schlimmer als Rache und Vergeltung, die Menschen sind, wie sie sind. Ich hab's überlebt und kann nur hoffen, dass es keine Generation mehr erlebt.“ Vor allem wohl daher rührt Hugos Misstrauen gegen alles, was abgrenzt, immer wieder drückt er es aus. Fanatiker hasst er, „egal, wo sie herkommen, sie sind eigentlich immer menschenfeindlich“. Mitgliedschaft in einer Partei und die damit verbundene Glaubensfrage sind für Hugo Baum noch kein Zeichen für Verbrechen: „Überzeugungen können nicht strafbar sein, nur Taten.“ Wenn er solche aber sieht, auch politisch motiviert, reagiert er allergisch, allergisch gegenüber diktatorischen Gelüsten.

Es gehört zu den vielen Ästen eines Baumes: „Wir sind nun mal als Kinder Gottes unterschiedlich gemacht. Was er sich dabei gedacht hat, weiß ich allerdings auch nicht. Aber wer glaubt, dass er ohne eine Kraft wie Gott zurechtkommt, der ist arm dran.“ Und ganz zum Schluss, nach einem zehnstündigen Gespräch, sagt Hugo Baum: „Vater, wenn Du wüsstest, was ich hier alles erzähle, würdest Du sagen: ‚Junge, halte die Klappe‘.“ Dann gehen wir zurück über den Rasen und ich bin um zehn Stunden reicher.

JUGEND

## Ab in den Osten: der Sonne hinterher!

*Multi 2007-Jugendbegegnungen  
zum ersten Mal in  
Baschkortostan und Sibirien*

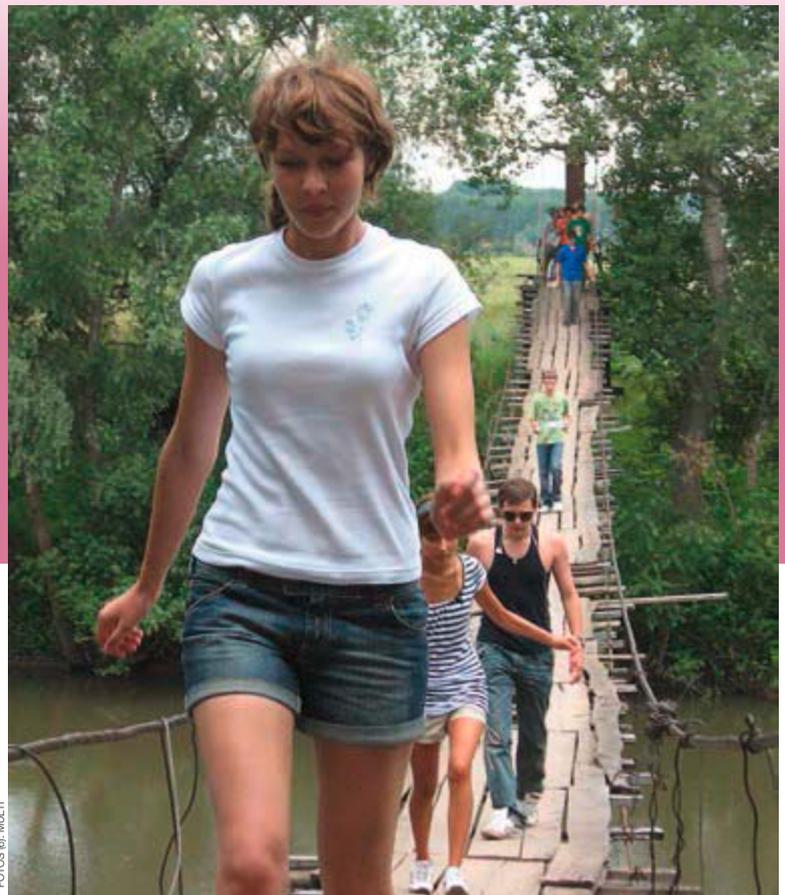
VON MICHAEL KEMPMANN

Ufa? Ist das nicht ein Kino? Und wo liegt Baschkortostan? Krasno- was? jarsk? Sibirien? Kalt, oder? Beides sind eigenständige Republiken der ehemaligen Sowjetunion und offizielle Partner der Internationalen Beziehungen der Stadt Oberhausen im Bereich Fachkräfteaustausch in enger Kooperation mit dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSJ). Fremde Orte für Oberhausener Jugendliche - bisher. Seit vielen Jahren gibt es einen Fachkräfteaustausch im Bereich der Jugend- und Sozialarbeit zwischen Oberhausen, Baschkortostan und Krasnojarsk. Spezialisten besuchen sich gegenseitig, um Einblicke in die Strukturen der Arbeit zu erhalten und Projekte zu initiieren. Ein Ergebnis des Austauschs war, dass bei der Multilateralen Jugendbegegnung (MULTI) im Sommer 2006 Jugendliche aus der Russischen Föderation teilnahmen. Im Sommer 2007 waren jetzt Oberhausener Jugendliche zu den ersten Gegenbesuchen in die Städte Krasnojarsk (Sibirien) und Ufa (Republik Baschkortostan) eingeladen - die östlichsten Ziele des MULTI-Programms (ca. vier Flugstunden östlich von Moskau), an dem auch die Städte Middlesbrough (England), Tallinn (Estland), Jerusalem (Israel), Danzig (Polen), Mersin (Türkei), Saporischa (Ukraine), Carbonia und Iglesias (Sardinien) teilnehmen.

### **Sommerfrische in Sibirien:**

#### **Zwei Wochen Feriencamp in Krasnojarsk**

Sieben bunt gestrichene, frisch renovierte Gebäude, Fußball-, Tennis-, Basket- und Volleyballplätze, grüne Wiesen. Das Bergpanorama glüht in der Morgensonne. Bevor die vierzehn Oberhausener Jugendlichen im idyllischen Feriencamp der Fluggesellschaft Kras-Air landeten, legten sie etwa 6.500 Kilometer zurück. „Wir sind morgens abgefahren“, erinnert sich Bonnie (18), „und nach sechzehn Stunden Reise ist es wieder früh am Morgen - geschlafen hab’



FOTOS: ©: MULTI

*Nichts für schwache Nerven: Der Weg in Baschkortostan führt über eine 30 Meter lange Hängebrücke*

ich nicht.“ Pfannkuchen und Tee eröffnen den ersten Tag der ersten Oberhausener Jugendbegegnung in Krasnojarsk. Die Außentemperatur: sibirische neun Grad. In den zwei Wochen wird aber regelmäßig die Dreißig-Grad-Grenze überschritten. Typisches Juliwetter in Sibirien - Herbstwetter bei zwölf Grad - Regen in Deutschland.

Der erste Tag ist zum Ausschlafen. Am zweiten geht es rund: ins Ferienlager kommen mehr als zweihundert russische Kinder. Für die Vier- bis Vierzehnjährigen sind die Oberhausener Jugendlichen exotisch. „Kinder in Krasnojarsk treffen nicht oft Deutsche. Gemeinsam mit ihnen die Ferien zu verbringen ist eine einmalige Chance“, erklärt Natalia Ivanovna, Programmleiterin des Ferienlagers.

Das Programm „Aerodrom Perspektiv“ macht ein Team von mehr als 30 Ehrenamtlichen; wie Zuhause bei der Multi. Das Aerodrom der Perspektiven ist ein Flugplatz. Von hier reisen die Teilnehmer in Gedanken zum Beispiel nach Deutschland. „Wir möchten, dass die Kinder gemeinsam aktiv werden, sich beteiligen und Spaß haben“; fasst Kirill (21) die Idee des Aerodroms zusammen: „Jeden Tag können sie aus verschiedenen Sportarten und Projekten wählen.“

Eingeteilt sind die Kinder und Jugendliche in mehrere etwa gleichgroße Equipagen (Mannschaften). Die Oberhausener Gruppe nennt sich ‚Krastoffeln‘. Während des Programms können die Teilnehmer für aktives Mitmachen Punkte sammeln. Auf einer Versteigerung werden diese Punkte gegen besondere Programmpunkte getauscht. „Das Punktesammeln fand ich erstmal etwas komisch“, erinnert sich Jule (17), gewählte Vorsitzende der Oberhausener



*Die Oberhausener Gruppe am Staudamm in Krasnojarsk in Sibirien*

Equipage, und Maike (17), Kreativdirektorin, ergänzt: „aber dann wollten wir unbedingt 3.000 Punkte haben und auf die Drachenspitze klettern.“ Ob die Punkte reichen werden?

Ein Aerodrom-Tag sieht so aus: Aufstehen. Frühsport. Lituscha: Das Programm und das Tagesmotto wird auf Deutsch und Russisch vorgestellt. Heute: „Wenn du etwas erleben möchtest: fang einfach selbst an!“ Frühstück. Sportzeit: Eine Oberhausener Auswahl verliert im Volleyball. Die Fußballauswahl schafft es, in der letzten Sekunde 2:2 auszugleichen. Freizeit: zum Schlafen, Faulenzen, Lesen oder Saunen. Equipagenzeit: Das Abendprogramm wird vorbereitet. Thema heute: Oberhausener-Krasnojarsker Kurzfilmtage. Mittagessen. Hobbyzeit: Töpfern, Basteln, Sport. Und beliebte Hobbys: deutsche Kinderkultur: Mit den russischen Kindern spielen Oberhausener Teilnehmer Topfschlagen oder Plumpssack, bringen ihnen „Alle meine Entchen“ bei und deutsche Wörter. Zwischenmahlzeit. Projektzeit: Die Oberhausener haben Projekte

mitgebracht, mit denen sie das Ferienlagerprogramm ergänzen. Kevin (17) und Max (14) leiten zum Beispiel ein Basketball-Projekt, Larissa (15) und Carina (18) unterstützen Larissa (17) bei einem American Football Projekt. Andere nehmen an den Projekten der russischen Multiplikatoren teil: Jonas (14) stellt seine Geschicklichkeit beim Break-Dance unter Beweis, Jana (18) verliert die meiste Zeit beim Schaschki, einer russischen Version des Brettspiels Da-



*Beim gemeinsamen Volleyballspiel im Ferienlager der Fluggesellschaft KrasAir*

me, gegen ihre jüngeren Gegner: „Die machen das schon, wenn sie ganz klein sind“, sagt sie resigniert: „Da kann ich nicht mithalten!“

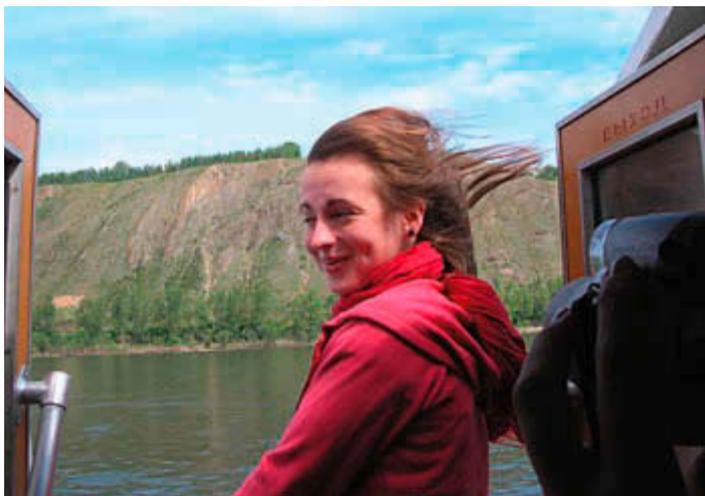
Abendessen. Der Höhepunkt im Abendprogramm: Die ersten Oberhausen-Krasnojarsker Kurzfilmtage. Alle Equipagen bereiten Theaterszenen vor. Gewinner des Gala-Abends: Die Oberhausener mit ihrer außergewöhnlichen Interpretation von Schneewittchen. Ogonjok (Abendtreffen): Die Equipagen sitzen vor dem Einschlafen bei Kerzenschein zusammen. Die Multi-Gruppe besucht sie und unterhält sich oder singt mit ihnen. Tagesergebnis: etwa 900 neue Punkte für die ‚Krastoffeln‘.

Am neunten Tag: die große Auktion. Vertreter aller Equipagen sitzen um Mascha, die Auktionatorin. Sie ruft den Ausflug auf. „3.000 Punkte“ - „5.000 Punkte“ - „Zum ersten, zum zweiten, zum“ - „8.000 Punkte“ - „dritten.“ Der schwere Hammer saust mit einem Rums auf den Tisch. Im letzten Moment ersteigern die ‚Krastoffeln‘ den ersehnten Ausflug.

Auf den Berg Drachenspitze können sie trotzdem nicht: „Zu viele Zecken“, schüttelt die Camp-Ärztin den Kopf. Stattdessen fahren die Oberhausener in den Nationalpark Stolbi. Mitten im Wald stehen dort bis zu 100 Meter hohe, blank geschliffene Steinsäulen.

„Der Ausblick ist überwältigend“, ist Moritz (17) begeistert, „und da hinten kann man unser Camp sehen.“

Doch das Campprogramm ist nur ein Teil der Begegnung. Eine Stadtrundfahrt endet relativ bald in einem mächtigen Stau, in dem alle Autos nur noch kreuz und quer fahren und zum Schluss keiner mehr weiß, weswegen eigentlich Stau ist. Sie besuchen Jugendliche im Kinderheim Nr. 1, von denen einige bereits bei der Multi 2006



*Mit dem Raketenboot über den sibirischen Strom Jenissei*

in Oberhausen waren. Ein Raketenboot rast mit ihnen über den Fluss Jenissei. Ein Tag mit russischen Gastfamilien nutzen alle, um die Stadt oder auch die Datscha, das russische Wochenendhaus, zu besuchen. Und für Jana (18) ging ein Traum in Erfüllung: „Mit meinem Gastbruder bin ich mit der Transsibirischen Eisenbahn gefahren“, berichtet sie noch ganz aufgeregt.

Mit Tränen in den Augen treten 14 Oberhausener Jugendliche und ihre zwei Leiter nach zwei Wochen intensiver Begegnung den Heimweg an. Bei der Multi 2008 vom 27. Juli bis 10. August 2008 geht die Begegnung in Oberhausen weiter. Krasnojarsk ist dabei!

### **Im Ural bei Pferdemilch und Honig**

Die russische Republik Baschkortostan liegt auf der Schwelle zwischen Europa und Asien mitten im Ural. Bis nach Ufa, der Hauptstadt, sind es von Oberhausen 3.270 Kilometer Richtung Osten, oder eine kurze Nacht Flugzeit. Nach sechs Flugstunden steht vor dem kleinen Flughafen der klapprige Ikarus-Bus bereit - davor die Polizei. Die fünfzehn jugendlichen Gäste werden über die holprigen Straßen zum Feriencamp Juri Gagarin eskortiert - mit Blaulicht und Sirene. Selbst sperrige Lastwagen müssen Platz ma-

chen. „Das war schon krass: alle mussten von der Straße, die Menschen sind stehen geblieben und wir haben gewunken“, erinnert sich Stefan (18): „Fast so, als ob wir Präsidenten wären.“

Das Camp selbst hält nicht, was die Fassaden vermuten lassen. Wenn auch die Farbe abblättert, die Möglichkeiten sind unglaublich: riesige Fußballball-, Tennis-, Volleyball- und Basketballplätze, eine Sauna mit Salzhöhle, ein Camp-eigenes Fitnessstudio, Swim-



*Gemeinsam in Baschkortostan: Herzlicher Empfang im Feriencamp Juri Gagarin*

ming Pool und kleine gemütliche Hütten mit Bänken auf dem ganze Gelände - Langeweile kann so nicht aufkommen.

Das Programmteam legte noch einige Events oben drauf. Zu einem Basketballspiel kommen Profis, gegen die die Oberhausener Gruppe erwartungsgemäß verliert. „Da kommen auf einmal Zwei-Meter-Kerle rein, gegen die wir spielen sollen“, ist Jasmin (15) jetzt noch geschockt: „Gegen die hatten wir überhaupt keine Chance.“ Das Ergebnis: 70:20. Noch mehr Sport gibt es bei der Spartakiade, eine Art Olympische Spiele zwischen dem Camp „Gagarin“ und dem Nachbarcamp „Sternchen“. Gemeinsam mit ihren russischen Gastgebern treten die Oberhausener Gagarins gegen die Sternchen im Tauziehen, Fußball, Volleyball und anderen Mannschaftsspielen an. „Wer gewonnen hat, ist eigentlich egal“, meint Larissa (17): „Die Hauptsache war, wir hatten Spaß!“



*Mit russischen Freunden unterwegs in Ufa*

Ruhiger ist der Besuch im Eishockey-Stadion. Dort wird nicht selbst gespielt, sondern nur zugeschaut: Ufa spielt gegen eine Auswahl aus Tschechien. Bei diesem Top-Spiel treffen sie auch den Präsidenten der Ural-Republik.

Ein anderer Programmpunkt: Eine kleine Einführung in die baschkirische Kultur. Das Nationalgetränk ist Kumis. „Probier mal“, fordert Andrej (20) aus Ufa im perfekten Deutsch die Oberhausenerin Mandy (14) auf. Die spuckt den ersten Schluck direkt wieder aus: „Bah, was ist das denn?“ Andrej lacht: „Vergorene Stutenmilch.“ Er kennt die Reaktion der Deutschen auf dieses Getränk und ist nicht böse. Seit vielen Jahren kommen jährlich Fachkräfte aus Oberhausen. Sie können vom gleichen Scherz berichten.

„Das Spannendste war, als der Bus mitten durch den Fluss gefahren ist“, berichtet Martin. Bei einem Abend-Ausflug nach Gafurjiski führt die Straße direkt durch das Delta des Flusses Silim mit einigen Flussarmen. „Das Wasser stand bis in den Bus. Ein bisschen mulmig war mir schon“, ergänzt Chantal (14). Und hinterher gab's ein Picknick am Fluss mit Fischsuppe und Baden im kalten Quellwasser. Aber nicht immer stand nur Spaß auf dem Programm, manchmal muss es auch ernster werden. Zum Beispiel,

wenn das Rote Kreuz zu Besuch kommt. Das Thema: AIDS.

„Jung sein heißt nicht unbeschwerter Spaß“, erklärt ein Rot-Kreuzler: „Schlechte Laune wollen wir aber auch nicht verbreiten. Junge Menschen sollten aber auf Dinge wie AIDS aufmerksam gemacht werden.“ Die Aufgabe: Plakate malen. Der Anreiz: Die besten Plakate werden hinterher als Poster in ganz Ufa verteilt.

Natürlich entdecken die Jugendlichen auch die Stadt Ufa. In der Innenstadt steht in einem großen Blumenfeld eine übermannsgroße Biene aus Stahl und Blumen.

„Baschkortostan ist berühmt für seinen Honig“, erklärt Alexandra, Programmleiterin in Ufa, den erstaunten Gästen: „Der wird auch nach Deutschland exportiert.“

Und auch um die Biene brummt es. Musiker aus allen Teilen des kleinen Landes sind in der Stadt unterwegs. Im September feiert Baschkortostan 450 Jahre freundschaftliche Beziehungen mit Russland. „Den ganze Tag musizieren wir in den Straßen und auf den Plätzen und abends in den Lokalen und an den Grillständen“, erklärt einer der Musiker den Oberhausenern.

Schwache Nerven durfte niemand haben: Ein Spaziergang durch die Wälder führt über eine nicht ganz so vertrauensereckende Hängebrücke. Zwar nur etwa dreißig Meter lang, das Tal nur zwanzig Meter tief, doch das ein oder andere Brett fehlte schon. „Schrecklich genug - und dann fangen die Jungs auch noch zu schaukeln an“, ist Mandy (14) entsetzt. Die vielen Aktivitäten haben die zwei Wochen noch schneller vorbei rauschen lassen.

„Und schreibt mir ein Email, wenn ihr zuhause angekommen seid!“, ruft Rezida, Leiterin der baschkirischen Gruppe bei der Multi 2006 und jetzt Übersetzerin, den Oberhausenern am Flughafen hinterher. „Bis nächstes Jahr bei uns in Oberhausen!“, hallt es wider. Die erste Jugendbegegnung in Ufa: ein klarer Erfolg - Premiere gelungen.

## O Sancta Justitia

*Seit 100 Jahren residiert das  
Amtsgericht am Friedensplatz*

VON MICHAEL SCHMITZ

Man muss es sich, auch 100 Jahre danach, auf der Zunge zergehen lassen: Ochschwanzsuppe, Steinbutt, Lendenbraten nach Richelieu, Dicke Bohnen mit Schinken und Speck, Fürst Pückler Eis, Butter und Käse. Dieses Menue adelte nicht die Eröffnung eines noblen Bankhauses, auch keinen Staatsempfang von Kaiser Wilhelm. Im damals an der Stöckmannstraße zu Oberhausen gelegenen „Hof von Holland“ saß man ganz edel an der Tafel, weil die Gerechtigkeit endlich ein eigenes Zuhause gefunden hatte. Am 2. Juli 1907 ließ sich Göttin Justitia am heutigen Friedensplatz nieder.

Dass der Chronist knapp 70 Jahre später in eben diesem ehrwürdigen Gebäude seine journalistische Laufbahn beginnen durfte, sei nur am Rande erwähnt. 75/76, 20. Jahrhundert, da war die Kneipe „Zum Amtsgericht“ gelegentlich noch der heimliche Verhandlungssaal, da handelten Staats- und Rechtsanwälte Urteile aus, die dann in der Kantine des Amtsgerichtes Gnade fanden. Die Kneipe ist Vergangenheit, Anwälte wie Teddy Ternieden, der legendäre Bundesliga-Schiedsrichter, oder Staatsanwälte wie Johannes Schmitz sind es auch. Letzterer war vor allem im Rotlicht-Milieu gefürchtet, dort konnte er sich besser aus als jeder Loddel. Beischlafdiebstähle wurden meist bühnenreif verhandelt.

Ich mag mich gern erinnern an zwei junge Leute, die ein Auto geklaut und das in den Essener Yachthafen gesteuert hatten. Oder an den Einzelrichter, der bei der Vernehmung zur Person der Ehefrau eines Beschuldigten immer den gleichen Witz machte: „Nicht verwandt oder verschwägert mit dem Angeklagten - aber verheiratet.“ Wer wusste schon in der Szene der Outlaws, dass eine Ehe kein Verwandtschaftsverhältnis ist.

Ein 17-Jähriger, „Kopp größer als 'n Dackel!“ sagte man damals, hatte ein paar bewaffnete Banküberfälle auf dem Konto. Beide Eltern Lehrer. Zwei Jahre verhängte das Jugendschöffengericht, die



FOTOS ©: THONE

*An die Spätrenaissance lehnte sich die Außenarchitektur des  
Amtsgerichtsgebäudes an, das 1907 am damaligen Kaiser-  
platz zwischen Kaiser- und Gerichtsstraße eröffnet wurde*

höchstmögliche zur Bewährung auszusetzende Strafe. Auch das gab es vor gut 30 Jahren, der Chronist wurde ebenfalls zu Rate gezogen.

Aber hier geht es ja um ältere Geschichte. Und die hatte der gerade fünf Jahre jungen Stadt Oberhausen schon 1879 ein eigenes Amtsgericht beschert, ein königlich-preussisches. Dazu wurde vom Justizfiskus für 42000 Mark ein Wohnhaus erworben, ein paar bauliche Änderungen waren vonnöten. Am 1. Oktober konnte das Gebäude bezogen werden, die Einrichtung kam zumeist aus anderen Gerichten. Von Wesel hatte man damals gar einen Obduktionstisch rübergeschickt und zwei eiserne Truhen. In einer wurden die Testamente, in der anderen das Geld und die hinterlassenen Wertsachen und Wertpapiere aufbewahrt. Mündlich ist überliefert, dass eine der beiden Truhen zu Zeiten des „Alten Fritz“ als Kriegskasse gedient hatte.

Die ersten beiden Amtsrichter in Oberhausen wurden die Kreisrichter Dr. Mencke aus Warburg und Löher aus Iserlohn. Mencke wurde bereits 1887 zum Kammergerichtsrat ernannt und war später Oberverwaltungsgerichtsrat in Berlin. Löher wurde 1896 zum Landgerichtsdirektor Bielefeld befördert. Im neuen Oberhausener Amtsgericht arbeiteten noch zwei Sekretäre, ein Diätar (gewissermaßen ein Angestellter als Tagelöhner), ein Gerichtsvollzieher, ein Gerichtsdienener, der zugleich Gefangenaufseher war. Rechtsanwalt und Notar war Justizrat Kayser.



*Die Seele des Amtsgerichts sind die Geschäftsstellen*

Zum Bezirk des Amtsgerichtes Oberhausen gehörten damals: Aus dem Kreise Mülheim an der Ruhr die Bürgermeisterei Oberhausen; aus der Bürgermeisterei Holten der Gemeindebezirk Sterkrade. Oberhausen hatte 15.982, Sterkrade 6.259 Einwohner. Vor allem für die Oberhausener war damit ein Missstand beseitigt. Zwar hatte man seit 1862 eine einheitliche Kommunalverwaltung, aber die Bewohner gehörten zu verschiedenen Gerichtsbezirken. Wer auf dem Boden der ehemaligen Bauernschaften Lirich und Lippern oder dem Lipper-Liricher Anteil an der Lipperheide wohnte, gehörte zum Kreisgericht Essen. Hatte man seinen Wohnsitz in dem ehemaligen Meidericher Anteil der Lipperheide oder in dem von der Gemeinde Beeck genommenen Anteil der Gemeinde Oberhausen, war das Kreisgericht Duisburg zuständig. Wer schließlich im Bereich des ehemals Alstadener, Styumer oder Dümptener Anteils der Lipperheide wohnte, der gehörte zur Kreisgerichtsdeputation in Broich, die dem Duisburger Kreisgericht unterstand. Dieses hielt alle zwei Wochen im Sitzungssaal des alten Rathauses an der Schwartzstraße einen Gerichtstag ab, Vorsitzender war der spätere Oberbürgermeister von Duisburg, Geheimer Regierungsrat Lehr.

Nun waren die Unzulänglichkeiten beseitigt, nicht für lange. Denn Oberhausen und Sterkrade wuchsen mit zunehmender Industrialisierung rasch, Oberhausen hatte 1904 bereits 48.995, Sterkrade 19.533 Einwohner. Die Zahl der Zivil- und Strafverfahren stieg sprunghaft an, die Räume an der Mülheimer-/Ecke Schwartzstraße reichten nicht mehr aus, obwohl umgebaut. Weitere Räume wurden angemietet. Eine der Filialen war die Metzgerei Riehm, was eine Oberhausener Zeitung dazu veranlasste, von einem Gebäude zu schreiben, in dem „Wurst und Gerechtigkeit“ gemacht werden.

Auch das Personal wurde aufgestockt. Und so begann man bereits 1888 mit den Planungen für einen Neubau, wie ihn die Oberhausener Bürger forderten, die die Zersplitterung des Amtsgerichtes nicht länger hinnehmen wollten. Damals hatte die Kommunalpolitik noch Gestaltungsmöglichkeiten, der Stadtrat nahm sich des Anliegens der Bürger an, zähe Verhandlungen mit den staatlichen Stellen begannen, aber sie führten zum Erfolg. Unter Federführung von Regierungsbaumeister Dechant wurde im preußischen Ministerium ein Entwurf erarbeitet, im November 1904 begannen unter seiner Leitung die Arbeiten für das Amtsgerichtsgebäude, am 2. Juli 1907 wurde es am damaligen Kaiserplatz zwischen Kaiser- und

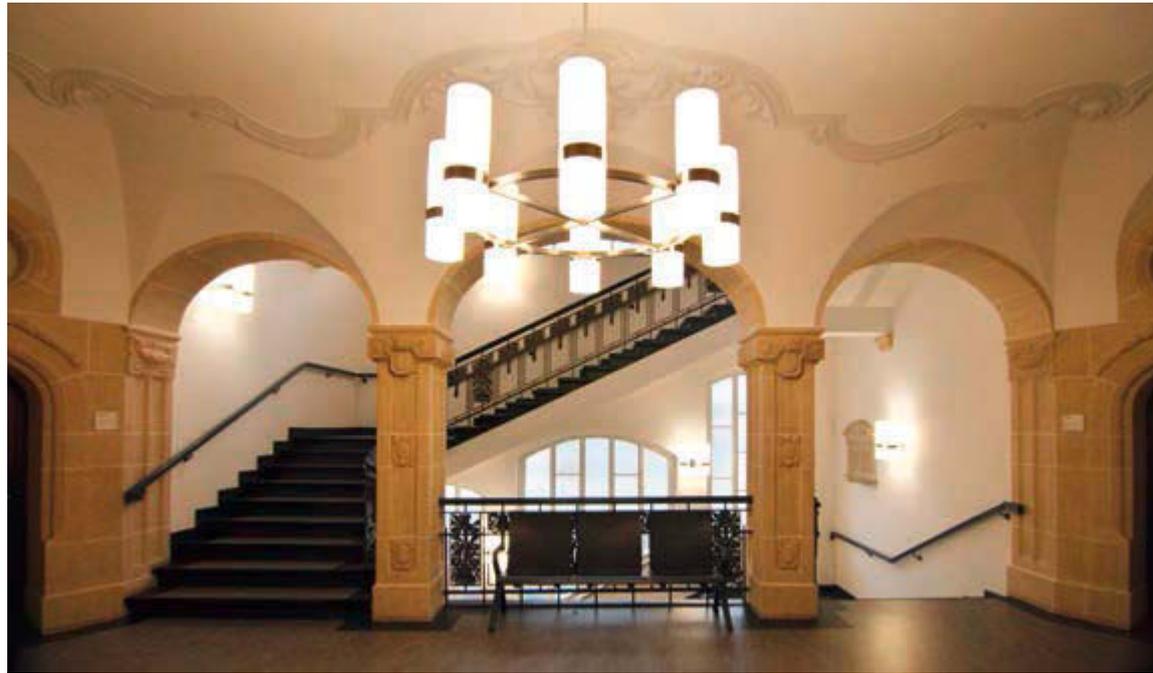


*Der gebürtige Oberhausener Berthold Bendorf ist heute Direktor des Amtsgerichts*

Gerichtsstraße eröffnet, in einem Festakt übergab der Duisburger Landgerichtspräsident Müller das neue Haus an den aufsichtsführenden Amtsrichter Wilms. Die Außenarchitektur lehnte an die Spätrenaissance an. Da das Gebäude auf der Nahtstelle der Grubenfelder der Zechen Concordia und Roland errichtet worden war, hatte man vorsorglich in das Betonfundament Eisenroste eingelassen, um Senkungen vorzubeugen. 336.413,52 Mark Baukosten verschlang der Bau mit Keller, Erdgeschoss und zwei Stockwerken. Die Inneneinrichtung kostete noch einmal 21.392,22 Mark. Zehn Richter und Unterstützungspersonal hatten dort ihren Arbeitsplatz. Dass viele Oberhausener das Amtsgericht bis heute als schönstes

Bauwerk ansehen, ist verständlich. Die damals am Bau Beteiligten hatten ein Meisterwerk geschaffen mit vielen juristischen Anspielungen. Am Mittelbau der Vorderfront versinnbildlicht eine Frauengestalt Wahrheit, Sünde, Strafe und Reue, in die Westseite der vorderen Fassade wurden zwei zankende Weiber gemeißelt, deren Streit Justitia zu schlichten versucht. Offenkundig hatten die Baumeister da einen Schwerpunkt der künftigen Fälle im neuen Amtsgericht gesehen. Zur Gerichtsstraße hin sieht man einen Häftling, der seinen Kopf zum Fenster raushängt. Während damals das gesamte Amtsgericht elektrisch beleuchtet wurde, verwendete man im dahinter liegenden Gefängnisstrakt Gas. Dazwischen übrigens lag das einstöckige Aufseherhaus.

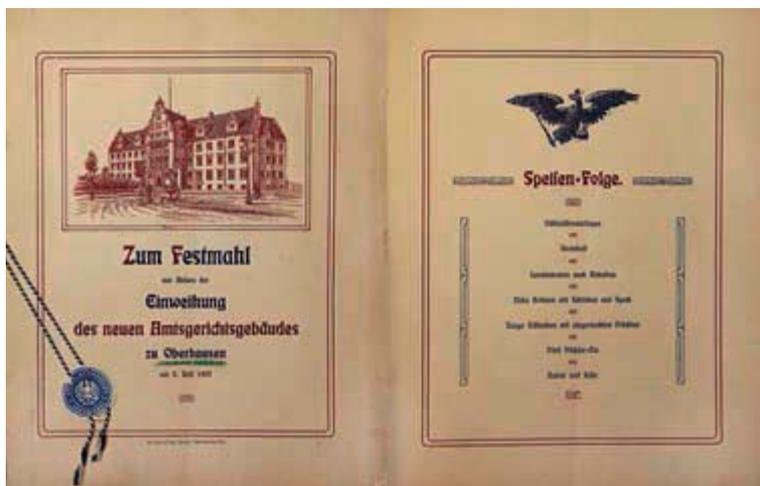
Aber auch im Innenleben mangelte es damals nicht an Verweisen auf das, was die „Kundschaft“ erwartete. Dem Schöffengerichtssaal im ersten Stock stellte man zwei Zerberusse zur Bewachung an die Seiten. Der eine blickt wütend auf die ankommenden



*Dass viele Oberhausener das Amtsgericht bis heute als schönstes Bauwerk ihrer Stadt ansehen, ist verständlich*

Parteien, der andere schaut an die Eidesleistung mahnend zum Zeugenzimmer hinüber. Weiter schreibt der General-Anzeiger in seiner Ausgabe vom 2. Juli 1907: „Über der Eingangstür symbolisieren zwei kämpfende Hähne den Streit der Parteien, das Gesetzbuch wird von Schlangen bewacht, darüber ist ein ovales Fenster mit den Worten Lex und Ius, überragt von einem Medusenhaupt ... Das zweite Stockwerk mit einem Tonnengewölbe beherbergt den Sitzungssaal für Zivilsachen, über dessen Eingang ein Bronzerelief abgebracht ist, das den Sturz der Verdammten darstellt. Der Erzengel steht vor der Himmelstür, vor der die Sünder um Einlass bitten, im Hintergrund wird der Teufel sichtbar. Zu beiden Seiten der Eingangstür sieht man zwei Drachen, unten sind Adam und Eva als die ersten Sünder dargestellt.“

Die Planer hatten damals schon zukunftsweisend gedacht, Möglichkeiten zur Erweiterung geschaffen, falls sich diese als notwendig erweisen sollte. Das war nach dem Zweiten Weltkrieg rasch der Fall. Die Zeit bis dahin lässt sich aussparen, leider. Aber im Oberhausener Amtsgericht ist es nicht anders als in anderen Ge-



*Ochsenschwanzsuppe und Steinbutt gab es zur Feier aus Anlass der Einweihung des neuen Amtsgerichtsgebäudes am 2. Juli 1907*

richten, über die Zeit des NS-Terrors, dem gerade Juristen willfähige Diener waren, ist im Archiv nichts zu finden, übrigens auch nicht im Stadtarchiv. Da wurde wohl durch eilige Aktenvernichtung manche Robe vom braunen Sumpf reingewaschen und nach dem Krieg wieder angelegt.

Jetzt sorgten eine Vielzahl von Reformen dafür, dass die Geschäftsaufgaben im Amtsgericht immer weiter wuchsen, nicht nur im richterlichen Bereich. Zudem wuchs die Einwohnerzahl erneut schnell an, Sterkrade und Osterfeld waren ja 1929 schon eingemeindet worden. Als 1957 der erste Erweiterungsbau an der Gerichtsstraße eröffnet wurde, zählte die Stadt bereits fast 250.000 Bürger. 1967 entstand der zweite Erweiterungsbau an der Poststraße.

Natürlich wurde das Hundertjährige am Friedensplatz gebührend gefeiert. Am 1. September 2007 befand sich das Gebäude beim Tag der offenen Tür regelrecht im Belagerungszustand. Schauprozesse versetzten die Besucher in das Königlich Bayrische Amtsgericht, die Gerichtssäle platzten bei den kabarettreife Verhandlungen aus den Nähten. Aber auch ernste Themen wie die wachsende Jugendkriminalität wurden nichts ausgespart. Die Strafverfolgung Jugendlicher beschäftigt das Gericht immer stärker, weiß dessen Direktor, der gebürtige Oberhausener Berthold Bendorf. Außerdem trage die Überalterung der Bevölkerung dazu bei, dass Nachlass- oder Betreuungsangelegenheiten bei der Arbeit im Gericht zunehmend an Bedeutung gewinnen.

25 Richter, 24 Rechtspfleger, 15 Gerichtsvollzieher, zwei Vollzugsbeamte, 84 Beamte und Angestellte im Büro- und Kanzleidiens neben zwei Assistentenwärtlern sowie elf Wachtmeister tun ihren Dienst in dem in den letzten Jahren wunderschön restaurierten Gebäude, Bendorf und sein Team verstehen sich als Dienstleister im Bereich Justiz. Immerhin erledigte das Amtsgericht im Jahre 2006 mehr als 4100 Zivil- und Wohnungseigentumssachen, knapp 1700 Ehe- und Familiensachen, etwa 4000 Straf- und Bußgeldsachen sowie 2000 Haft- und Ermittlungsfälle. Damit ist Oberhausen nach Duisburg das größte Amtsgericht im Bezirk des Landgerichtes Duisburg. Und ein erfolgreiches. Die Verfahrensdauer ist in Oberhausen zumeist vergleichsweise kurz, 2006 wurden 80 Prozent der Zivilsachen, etwa 98 Prozent der Straf- und 95 Prozent der Bußgeldsachen spätestens binnen sechs Monaten, meist früher

erledigt. Eine Leistungsbilanz, die Bendorf auch mit auf das Konto der Oberhausener Anwaltschaft schreibt. Ein so gutes Verhältnis zwischen Gericht und Anwälten wie in Oberhausen sei andernorts keineswegs selbstverständlich. Dass auch die elektronische Aktenbearbeitung längst den Weg ins 100 Jahre alte Gemäuer gefunden hat, sei am Rande erwähnt.

Den Charakter aber kann so etwas einem Amtsgericht nicht nehmen. „Hier spielt sich das wahre Leben ab“, zieht Bendorf die Trennungslinie zu Land-, Oberlandes- oder gar Bundesgerichten. Und der Chronist, der zumindest auf zwei Ebenen als Gerichtsberichterstatter Erfahrung hat, kann dem nur begeistert zustimmen.



*Die damals am Bau Beteiligten hatten ein Meisterwerk mit vielen juristischen Begriffen geschaffen*

Gelegentlich musste er vom Vorsitzenden Richter zur Ruhe gemahnt werden, wenn er einen Lachanfall auf seinem Schreibtisch nicht stoppen konnte.

Traurig nur, dass es die Gaststätte „Zum Amtsgericht“ nicht mehr gibt. Da sollte man sich noch mal die Ursprünge des Oberhausener Amtsgerichtes in Erinnerung rufen, Mülheimer Straße 129, nebenan die damalige Wirtschaft „Bungert“. Weil es in dem Gerichtshaus keinen Warteraum gab, wurde geduldet, dass sich Parteien und Zeugen in der Kneipe aufhielten. Und wenn der Gerichtsdienstler Kuropkat die „Geladenen“ dort abholte, waren sie nicht selten weder verhandlungs- noch vernehmungsfähig. Einmal musste er dem Gericht sogar vermelden, dass der Angeklagte vor der Tür des Sitzungszimmers liege, unfähig sich zu erheben. In der Presse wurde der Gerichtsdienstler tags drauf als „sachverständig“ bezeichnet, was immer sich man dabei auch denken mag.

# Kommunikativ an die großen Kunden heran

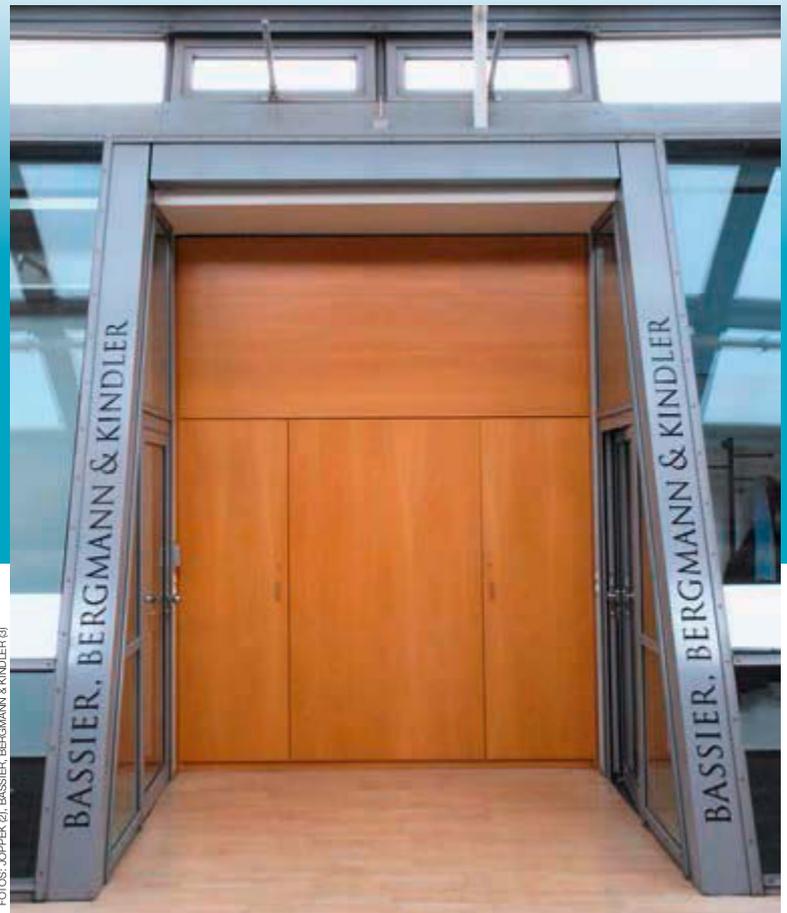
***Bassier, Bergmann & Kindler ist die größte Internetagentur in Nordrhein-Westfalen***

VON JASMIN FISCHER

Von Oberhausen kann man einiges erwarten, was Nachbarstädte nur in kleiner Dosis zu bieten haben: Szene, interessante Geschäfte, ein erstklassiges Theater und Menschen, die so geerdet sind, dass sie den Bau von Luftschlossern anderen überlassen. Deshalb würden Oberhausener in ihrer eigenen Stadt auch manches nicht erwarten: rasante, internationale Firmenkarrerien zum Beispiel, oder Aufträge von Unternehmen, deren Labels europäische Prachtboulevards zieren. Sie wissen: Wer hier ein Unternehmen aufbaut, der wächst in soliden, kleinen Schritten; seine Gewinne explodieren nicht.

Und ausnahmsweise liegen die Oberhausener mal völlig daneben mit ihrer Einschätzung. Zugegeben, dass Missverständnis liegt nahe: Niemand, der die Agentur Bassier, Bergmann & Kindler besucht, würde in dem unwirtschaftlichen Dreieck von Centro-Zufahrtsstraßen, Industriegebiet und TZU ein Unternehmen vermuten, das mit seinen Ideen zehn Millionen Euro Jahresumsatz macht. Auch innen herrscht gepflegtes Understatement: in der lichten, luftigen Glas- und Holzarchitektur finden sich keine typischen Insignien von Erfolg, Hierarchie und Kapital. Der Chef trägt Turnschuhe, die Büros strahlen mit Ikea-Charme und statt der giftigen Blicke einer Vorzimmerdame empfängt einen schwanzwedelnd der Hund eines Mitarbeiters. „Der Altersschnitt der Kollegen“, sagt Michael Bassier, einer der beiden Gründer, „liegt bei 30 Jahren.“ Die junge Lockerheit könnte jetzt schon wieder eine falsche Einschätzung provozieren: Nein, hier wird viel gearbeitet, sehr viel sogar, manchmal auch nachts und ja, Erfolgsdruck, den gibt's auch.

1994 begann Bassiers Unternehmerkarriere: Er gründete „Vis-Art Computergrafik“ und erledigte 3-D-Visualisierungen. Vier Jahre später nahm er Thomas Kindler und Michael Bergmann mit auf und bezog in dieser neuen Konstellation eine Nische, in der die sogenannte New Media Agentur weltweit erfolgreich agieren



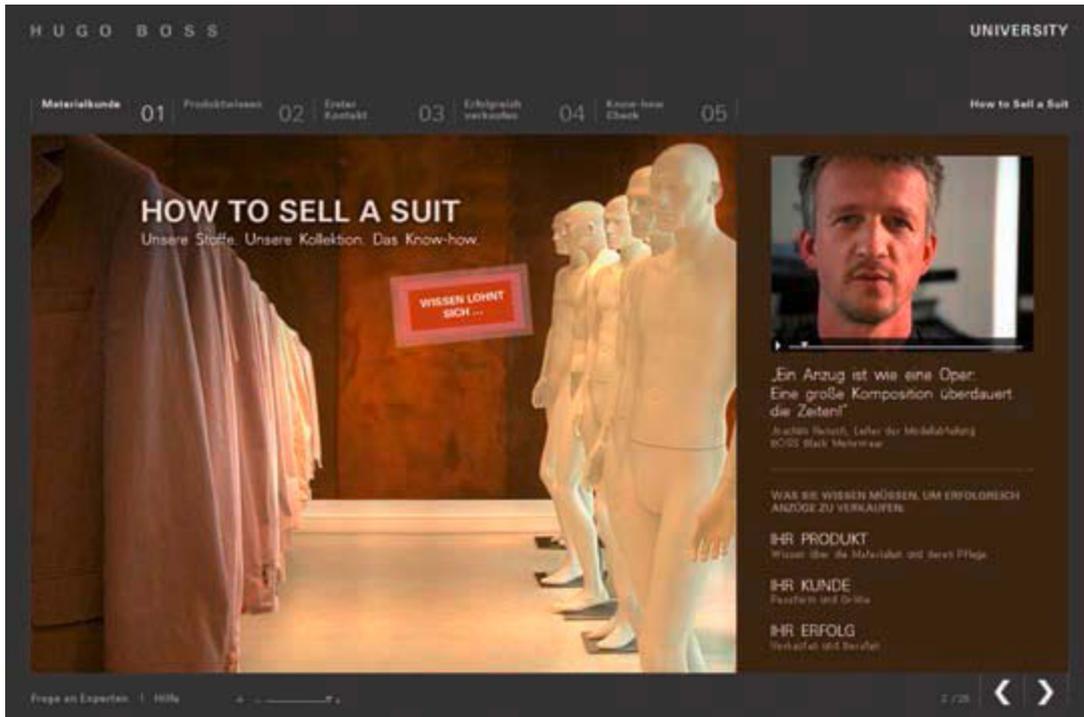
FOTOS: JOPPEK (2), BASSIER, BERGMANN & KINDLER (8)

***Im Technologiezentrum an der Essener Straße  
zu Hause: die Agentur Bassier, Bergmann & Kindler***

würde. „Wir konzentrieren uns heute auf vertriebsorientierte Markenführung“, erklärt Bassier. „Wir basteln unseren Kunden also nicht einfach einen bunten Internetauftritt, sondern überlegen, wie sie mit Software, Onlineauftritt und Internet-Kauf-Systemen ihr Produkt noch besser verkaufen können.“

Getrieben werde die Arbeit der Agentur von der Frage: Welche Software-Lösungen können wir schneidern, damit sie einem realen Menschen - Verkäufer oder Kunde - dienen? Computergestützte Lernprogramme, das sogenannte E-Learning, mit dem sich jeder am Computer zu einer Zeit, die ihm passt und in einer Geschwindigkeit, die ihm genehm ist, fortbildet, ist ein weiterer Vorzug im Projektinventar von Bassier, Bergmann & Kindler.

„Wir haben einen internationalen LuxusbekleidungsHersteller als Kunden“, erläutert Bassier. „Die Schwachstelle in seiner Vertriebskette waren bisweilen die Verkäufer, die den Kunden nicht immer verdeutlichten, warum die Kleidungsstücke dieser Marke etwas so Besonderes sind.“ Die Agentur analysierte das Problem, indem sie wie üblich ein Team hinschickte, das in Workshop-Atmosphäre analysierte, wie jener Kleidungskonzern sein Geld ver-



*Auch Luxusbekleidungshersteller Hugo Boss gehört zu den guten Kunden der Oberhausener Agentur*

dient, was ihn herausstellt und wie er aufgestellt ist. „Wir schmeißen dabei nicht immer alles weg“, schränkt Bassier ein. „Manchmal müssen wir die einzelnen Komponenten des Kunden nur besser vernetzen.“ In diesem Fall war der Agentur schnell klar, wie man dem Luxuskleidungshersteller helfen konnte: Da die meisten jener Verkäufer, oft Studenten, selber sehr modebewusst waren, entwarf die Agentur ein Schulungsprogramm, das wie ein Fashion Magazine aufgemacht war. „Jede Seite ist anders, es gibt viele Fotos und immer wieder kleine Informationshäppchen“, sagt der Inhaber. Der Lernerfolg durch dieses Programm war riesig. Hugo Boss gehört seitdem zu den guten Kunden der Oberhausener Agentur.

„Klar, wir wollen kommunikativ an den Endkunden heran“, so Bassier zu seiner Strategie. „Dieser Weg verläuft bei großen Marken meist über das Internet, aber er hört da nicht auf.“ Wenn Porsche auf seinen virtuellen Seiten über ein neues Modell oder für Technikfreaks so etwas Begehrtes wie eine variable Turbinengeometrie informiert, dann wird auch der Wunsch wach, sich das Modell anzuschauen - in echt, nicht im Netz. „Da setzen wir an“, so Bassier, kluger Kopf hinter der Strategie. „Der Kunde kennt die Fahrzeugdaten schon von der Internetseite, vor Ort muss der

Verkäufer ihm ein Einkaufserlebnis bieten.“

Dazu braucht er Training. „Er soll dem Kunden nur das Notwendigste zur Technik erklären“, sagt Bassier. „Entscheidender ist, dass der Verkäufer ihm erklärt, dass er mit jenem Modell ohne Turboloch, ohne Dellen in der Beschleunigungskurve fahren kann.“ Oder, dass er ihm die mittlerweile auch unter Porschefahrern chic gewordene Frage nach dem CO2-Ausstoß beantworten kann.

„Pragmatismus ist unsere treibende Kraft“, betont Bassier. „Die eigentliche Aufgabe des Instruments Internet sind nicht bunte Bilder, sondern ein optimaler Vertrieb.“ Selbstredend gehört auch Porsche zu den guten Kunden der Agentur.



*„Die eigentliche Aufgabe des Instruments Internet sind nicht bunte Bilder, sondern ein optimaler Vertrieb“*

Neunzig Prozent der Agenturmitarbeiter sind keine Software-Entwickler, sondern Konzeptioner, Designer, Projektmanager oder E-Learning-Spezialisten. 100 Leute beschäftigt die Agentur mittlerweile, die Hälfte davon in Oberhausen, die übrigen Kollegen in immer neuen Standorten, die sie sich aufbaut: Ludwigsburg, New

York und seit kurzem auch am Prenzlauer Berg in Berlin. Ein Ende dieser Erfolgsgeschichte ist dies nicht: Die Agentur sucht ständig neue Mitarbeiter, bekommt ständig neue Kunden, neue Projekte. 1994 hatte Bassier einen Kollegen, 1998 zwei, 2003 dreißig. „Bisher sind wir jedes Jahr um über 30 Prozent gewachsen“, sagt der Agenturinhaber. „Immer wieder bekommen wir hier in Oberhausen Platzprobleme.“

Dennoch steht eine Option nicht zur Diskussion: den Standort Oberhausen aufzugeben, um zum Beispiel nach Düsseldorf zu ziehen. „Die Lage in Autobahnnähe ist gut, die Mieten günstig“, grinst er verschmitzt. „Der wahre Grund ist jedoch, dass Thomas Kindler und ich aus Oberhausen kommen und am Revier - das übrigens sehr unterschätzt wird - hängen.“ Es sei zwar bisweilen



*Erfolgreiche Firmenchefs: Thomas Kindler (l.) und Michael Bassier*

schwierig, in und um Oberhausen qualifizierte Mitarbeiter zu rekrutieren, doch dieser Nachteil wird die Agentur nicht zum Umzug bewegen. „Wer hier anfängt, bleibt meist auch“, ergänzt er. „Unsere Fluktuation ist gering.“

Bassier, Bergmann & Kindler ist die größte Internetagentur in Nordrhein-Westfalen, nach der Telekom die zweitgrößte E-Learning-Agentur sowie die größte inhabergeführte Agentur in Deutschland. „Wir haben keine Finanzchefs, keine Bank, der wir uns verantworten müssen“, freut sich der Gründer. „Wir schreiben schwarze Zahlen und können alles, was wir benötigen, aus unseren Gewinnen finanzieren.“ Natürlich habe es bereits Übernahmeangebote von anderen Granden des Internetbusiness gegeben -

doch Bassier winkt ab: „Wir lieben es, unabhängig zu sein und sind sehr entspannt bei Anfragen von Agentur-Netzwerken.“ Viel Geld ist den Besitzern der Oberhausener Kreativwerkstatt schon geboten worden - umsonst. „Was soll ich mit dem ganzen Geld“, hebt Bassier die Schultern. „Ich will nicht den ganzen Tag irgendwelche Qualitätsberichte schreiben und in die USA schicken.“



*Die junge Lockerheit täuscht: In der Agentur wird viel gearbeitet, Erfolgsdruck gibt's auch*

Nicht einmal das Platzen der New-Economy-Blase vor einigen Jahren konnte das rasante Wachstum der Agentur bremsen. Agenturen, wie Pixelpark, deren Namen das gleiche rasante Aufstreben verkörperten wie es Bassier, Bergmann & Kindler immer noch erleben, scheiterten damals. „Selber schuld“, sagt Bassier kühl. „Wir sind nicht so abgedreht, wir expandieren nicht ohne Aufträge.“ Aufträge hagelt's jedoch ohne Unterlass. „Ich wünschte manchmal, dass uns mal irgendwas bremsen würde“, sagt der Chef. „In manchen Zeiten fangen hier im Monat fünf neue Leute an - das ist schmerzhaft für ein Team, das sich dann immer wieder neu finden muss.“ Und genau genommen müsste er noch viel mehr Personal einstellen: „Wir müssten doppelt so groß sein, um alle Aufträge annehmen zu können.“

Heute konzipiert die Ideenschmiede das komplette Hilfe-Programm, das Kunden und Verkäufer bei Ebay weltweit zur Verfügung steht. Ihr Portfolio ist das „Who is Who“ großer Labels: Esprit, Sal Oppenheim - Europas größte Privatbank - , Meißner Porzellan, VW, Porsche Design und viele mehr. „Der einzige größere Kunde in der Nähe ist Haniel in Duisburg“, so Bassier. Aus Überzeugung hat er die Internetauftritte vom Oberhausener Theater und dem Gasometer produziert. Die Agentur hat namhafte Designpreise eingeharbt und ist noch für eine ganze Reihe Lorbeerkränze nominiert, darunter den „Entrepreneur des Jahres 2007“.

## Viele profitieren vom „Hörensagen“

*Seit 30 Jahren produziert ein ehrenamtliches Sprecher-Team die „Akustische Wochenzeitung“ für Sehbehinderte und Erblindete*

VON KLAUS MÜLLER

Wenn der „Postman“, hierzulande Briefträger/-in genannt, einmal in der Woche, und zwar meistens samstags, bei Hedwig Koriath an der Westmarkstraße gleich zweimal klingelt, dann freut sich die 87 Jahre alte, noch recht rüstige Seniorin wieder ganz besonders auf ihre Post. Unter den Sendungen befindet sich nämlich garantiert wieder jener gelbe Umschlag, dessen Inhalt sie 90 Minuten lang über alles Wissenswerte, was sich in Oberhausen in der zurück liegenden Woche ereignet hat, informiert. Zum Vorschein kommt eine Compact-Cassette, die die Rentnerin mit viel Geschick und noch mehr Routine in ihren Cassetten-Recorder legt, sogleich die Abspieltaste findet und diese einrastet. Die Informationsbeschaffung, mag man nun spontan meinen, sollte durch die Lektüre zum Beispiel einer der Tageszeitungen doch etwas aktueller gehen. Das trifft für gewöhnlich natürlich auch zu, aber eben nicht für Hedwig Koriath, denn die gebürtige Ostpreußin ist seit ihrem siebten Lebensjahr erblindet. Im Lautsprecher rauscht es, und dann kommt sie, die so vertraute Ansage: „Herzlich willkommen zur neuen Ausgabe der Akustischen Wochenzeitung Oberhausen! Heute mit...“

Szenenwechsel! Im Besprechungsraum des „Paritätischen“ (viele sicher noch besser als „Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband“ bekannt) an der Gutenbergstraße herrscht emsiges Treiben. Es ist Donnerstag, 9:45 Uhr, und in gut 15 Minuten wird „produziert“. So wie an jedem Donnerstagmorgen, 52 mal im Jahr, und das - man mag es kaum glauben - kontinuierlich, ohne Ausfall, seit sage und schreibe 30 Jahren! Heute sind es fünf Damen und drei Herren der Generation „50plus“, die zunächst in den Karton mit der Aufschrift „Freitag“ greifen und sich mit vorab von fleißigen Helferinnen und Helfern des „Paritätischen“ für vorlesenswert erachteten Artikeln aus den Tageszeitungen, dem Wochenblatt, dem Stadtreport, der Seniorenzeitung „Wir für Euch“ und anderen Ga-



FOTOS ©: JOPPEK

*Routiniert: Beate Schneider gehört seit zwölf Jahren zum Sprecher-Team der „Akuwo“*

zeten versorgen. Es folgt ein buntes „Brabbeln“ - halt so, wie es klingt, wenn man einen Text zur Probe vorliest, ohne andere stören zu wollen.

„Lasst uns anfangen“, bittet der Mann am Mischpult um Gehör. Seit fünf Jahren steuert Dieter Tyska ehrenamtlich die kleine, aber feine Technik. Der Cassetten-Recorder rechts neben ihm steht auf „Aufnahme“ und „Pause“, es kann losgehen. Die ebenfalls ohne „Gage“ agierenden Sprecherinnen und Sprecher versammeln sich um einen langen Tisch, den neben acht Mikrofonen und dem unweigerlichen Kabelwirrwarr noch so manche Kaffeetassen und Wassergläser zieren. Klar: Wer kennt ihn nicht, den berühmten „Frosch im Hals“ - und diese „Kröte“ sollte im Ernstfall nicht nur geschluckt, sondern am besten heruntergespült werden können. Es ist wie im Theater oder beim Konzertbesuch, wenn der Dirigent die Bühne betritt. Ein rettendes Räuspfern hier, ein hastiges Hüsteln dort - und dann herrscht wie auf Kommando rigorose Ruhe. Acht Hände umklammern acht Mikros, ein letzter fragender Blick vom Techniker Tyska in die Runde, der wenige Sekunden später die „Pause“-Taste löst, damit die Aufnahme auf dem „Master-Band“ startet - und bitte: „Heute mit: Wolfgang Geisler, Beate Schneider, Beate Hammer, Edith Stöck, Heidi Pohlenz, Walter Fassbender, Peter Klimpe und Ilse Jacobs.“



*Vorbereitung: Peter Klimpe liest „seinen“ Bericht schon mal zur Probe*

Stopp! Nein, nicht etwa, dass etwas nicht gestimmt hätte. Die eigene namentliche Vorstellung ist ja die leichteste Übung. Doch jetzt können sieben der acht Sprecherinnen und Sprecher ihre Mikrofone erst einmal zur Seite legen, und das macht zuviel Lärm. Also kurz das Band anhalten - und mit dem ersten Beitrag von Wolfgang Geisler, der seit vier Jahren das Team der „Akustischen Wochenzeitung Oberhausen“ unterstützt, geht's gleich weiter. Achtung Aufnahme - und bitte: Es folgen das Datum der Veröffentlichung, die Quellenangabe und das Porträt von Hajo Sommers, dem neuen Vorstandsvorsitzenden des Fußball-Regionalligisten Rot-Weiß Oberhausen. Alles läuft wie geschmiert - und dennoch: Stopp! Dieter Tyska hat zum Glück aufgepasst, und nur er konnte es am Aufnahmegerät durch den „Pegel“ erkennen: Der Ein- und Ausschalter am Mikrofon des Vorlesenden stand auf der falschen Position, daher nahm trotz „offenem“ Mischpultregler das Cassetten-Gerät nichts auf. Kann passieren! Tyska spult schnell an die richtige Stelle zurück, derweil wird noch rasch geräuspert und gehüstelt, dann ist alles startklar - und bitte...

Nach drei Tagen ist „Halbzeit“. Nicht etwa, dass im „Paritätischen“ Feldbetten für die Vortragenden aufgeschlagen würden. Binnen 45 Minuten sind die interessantesten lokalen Nachrichten der Freitag-, Samstag- und Montag-Ausgaben eingelesen, die erste Seite der „Master-Compact-Cassette“ ist voll. In der kurzen Verschnaufpause erzählen die Sprecherinnen und Sprecher von ihren persönlichen Beweggründen, sich regelmäßig für die immerhin

rund 900 stark sehbehinderten, bzw. vollständig erblindeten Oberhausener Mitbürgerinnen und Mitbürger zu engagieren. Allen gemeinsam ist, dass sie eine sinnvolle, ehrenamtliche Tätigkeit gesucht und mit dem Projekt der „Akustischen Wochenzeitung Oberhausen“, kurz: „Akuwo“, auch gefunden haben. Der Spaß am Lesen, bzw. am Vorlesen steht darüber hinaus ebenso im Mittelpunkt wie ein großes Interesse am lokalen Tagesgeschehen - „denn nicht selten passiert es, dass man vom Inhalt der einen oder anderen von einem selbst oder von einem der Mitstreiter präsentierten Story überrascht wird. Weil: Man kann ja nicht alles lesen, was so gedruckt wird“, betont Ilse Jacobs.

Das personifizierte Urgestein der „Akuwo“ ist ein Phänomen: Seit der Gründung des in vielerlei Hinsicht beeindruckenden und bewundernswerten Projektes im Jahre 1978 zählt sie zur Stamm-Belegschaft; mit traumwandlerischer Sicherheit meistert sie auch schwierigste Text-Passagen; von Nervosität nicht die geringste Spur; und dies alles im zarten Alter von mittlerweile 93 Jahren!

„Diese Leistung ist äußerst bewunderns- und beachtenswert“, zollt Peter Jötten, beim „Paritätischen“ verantwortlich für das „Netzwerk Selbsthilfe“, höchsten Respekt für das Engagement aller „Akuwo“-Beteiligten. „Für die hier lebenden hochgradig Sehbehin-



*Seit der Gründung dabei: Ilse Jacobs (93)*



*Achtung Aufnahme: Wolfgang Geisler spricht seinen Text ein, Dieter Tyska steuert die Technik*

derten und Erblindeten stellt die akustische Wochenzeitung oftmals die einzige Möglichkeit dar, noch am aktuellen örtlichen Tagesgeschehen teilzuhaben. Fast drei Jahrzehnte kontinuierlich gelebten Einsatzes stehen für rund 1.500 Aufnahmetermine mit über 140.000 Minuten gebündelter Information. Ich finde, diese Zahlen sprechen für sich.“

Allerdings! Bei, wie bereits vermerkt, rund 900 Betroffenen ist es allerdings verwunderlich, dass pro Woche „nur“ etwa 60 Cassetten per gebührenfreier Blindensendung auf die Post gegeben werden.

„Viele Sehbehinderte und Erblindete haben von diesem ja völlig kostenlosen Service buchstäblich noch nichts gehört“, so Jötten. „Jeder Angehörige eines Betroffenen, der diesen Bericht jetzt liest, ist herzlich eingeladen, mit uns unter der Telefonnummer 30 19 60 in Kontakt zu treten. Wir notieren Namen und Adresse der künftigen Empfänger, und sofort gehen die Cassetten auch an diese Adressen heraus. Die eigentliche Zielklientel ist ja leider nicht in der Lage, durch diesen Artikel darauf aufmerksam gemacht zu werden.“

Dieter Tyska ergänzt diesen wichtigen Hinweis mit der Bitte an alle Oberhausener Augenärzte und Optiker, entsprechende Broschüren, die beim „Paritätischen“ natürlich kostenlos erhältlich sind, in ihren Praxen und Geschäften auszulegen, bzw. auch persönlich auf die „Akuwo“ hinzuweisen. „Das Schicksal der betroffenen Menschen ist schlimm genug. Wir alle sollten dafür Verantwortung tragen, dass unsere Initiative von so vielen betroffenen Menschen wie möglich auch genutzt wird.“

Welche Wünsche hat das Team der „Akustischen Wochenzeitung“ für die Zukunft? „Mehr Interviews mit interessanten Menschen aus Oberhausen“, sprudelt es sogleich aus dem Teilnehmer-

kreis heraus. Man könne schließlich nicht nur vorlesen, sondern auch aktuelle Gespräche führen. Zum Beispiel? „Der RWO-Chef Hajo Sommers in Begleitung seiner Lebensgefährtin und Ex-Missfits-Darstellerin Gerburg Jahnke steht bei uns ganz oben auf der Hitliste, wie auch das angebliche Entfemte der Filmbranche, der Oberhausener Regisseur Christoph Schlingensiefel“, konkretisiert Tyska. Geht es vielleicht auch etwas einfacher? „Okay, Regisseur Wim Wenders oder RWO-Trainer Hans-Günther Bruns sind uns ebenfalls jederzeit herzlich willkommen.“ Die Ansprüche sind nicht ohne, aber wer nicht versucht, nach den Sternen zu greifen, der endet oftmals im Nirvana.

Zurückblickend gab's natürlich auch schon reichlich Prominenz, die sich für ein Interview gerne zur Verfügung stellte. Wie zum Beispiel Oberbürgermeister Klaus Wehling, der seine Weihnachtsansprache gleich zweimal sprechen musste - weil vor lauter Aufregung über den Besuch des Stadtoberhauptes doch glatt vergessen wurde, den Aufnahmeknopf am Cassetten-Recorder zu drücken...



*Redaktionssitzung: Das „Akuwo“-Team im Besprechungsraum des „Paritätischen“*

Die Pause ist vorbei, der Dienstag, Mittwoch und der aktuelle Donnerstag werden nachrichtlich in Angriff genommen. Auf der zweiten Seite des „Master-Bandes“ folgen neben dem Einlesen der wie gehabt interessantesten Meldungen auch auf die Zielgruppe zuge-

schnittene Veranstaltungshinweise sowie - wie auf Seite 1 ebenfalls geschehen - je Wochentag eine Gewinnspiel-Frage, die sich auf den Inhalt der präsentierten Nachrichten bezieht. Wer von den Zuhörer/-innen am Quiz teilnimmt und die - hoffentlich - richtigen Lösungen telefonisch durchgibt, kann feine Preise wie eine Flasche Wein, Traubensaft oder gleich einen üppig bestückten Frühstückskorb gewinnen. Das aufmerksame Zuhören lohnt sich also gleich doppelt, und der vermeintlich negativ belastete Begriff vom „Hörensagen“ relativiert sich binnen Sekunden.

Dabei spielen die Quizfragen und damit die Beteiligung am Preisrätsel auch eine besondere Rolle im Konzept der „Akuwo“.



*Der Kopiervorgang: Andreas Erbe bestückt das Spezialgerät mit den Cassetten, unter denen bereits die Versandtaschen liegen*

Die Antworten gehen in der Regel zu Beginn der Woche telefonisch ein. Eine gute Gelegenheit für Margret Hammen, Sachbearbeiterin beim „Paritätischen“, den Kontakt zu den Hörerinnen und Hörern zu halten, bei kleinen Problemen hilfreich zu vermitteln, einfach nur zuzuhören oder auch für diverse Veranstaltungen, die beim „Paritätischen“ in Oberhausen stattfinden, einzuladen. Dazu gehört unter anderem das zweimal im Jahr stattfindende Hörer-Café für die Abonnenten der „Akuwo“, bei denen Hörer und Leser sich gemeinsam bei Kaffee und Kuchen in gemütlicher Runde austauschen können.

Nach einer knappen Stunde ist alles im Kasten, das „Master-Band“ liegt für den rund 60-fachen Kopierprozess bereit. Andreas Erbe, selbst seit einigen Jahren stark sehbehindert, legt den „Master“ sowie drei Exemplare des speziellen Kopier-Gerätes in die entsprechenden Schächte. Ein Knopfdruck genügt, und schon werden die A- und B-Seite binnen fünf Minuten vervielfältigt. Nach etwa zwei Stunden sind die 60 Cassetten überspielt. Neben Andreas Erbe türmen sich die gelben Blindenpost-Versandtaschen. Mit traumwandlerischer Sicherheit tütet der gelernte Betonbau-Meister die „Akustischen Wochenzeitungen“ ein und wird sie wenig später bei der Post aufgeben.

Läuft alles nach Plan, haben die Empfängerinnen und Empfänger den wöchentlichen Kontakt zur Außenwelt samstags in ihrer Post. Ist die Cassette abgehört, geht sie wieder in die Versandtasche zurück. Dann muss ganz einfach nur noch das Adress-Etikett umgedreht werden, und schon bekommt der „Paritätische“ seine Lieferung sprichwörtlich „postwendend“ zurück, damit die nächste Ausgabe der „Akuwo“ darauf aufgenommen werden kann.

„Ich freue mich Woche für Woche auf den Erhalt dieser Cassetten“, betont Fritz Lauff, wohnhaft an der Stollenstraße in Oberhausen, der seit zehn Jahren erblindet ist und seit acht Jahren die „Akuwo“ regelmäßig bezieht. „Dieser Service ist eine ganz tolle Einrichtung. Mir würde, wenn es ihn nicht gäbe, wirklich etwas fehlen.“

Irmgard Maczkowski von der Solbadstraße, die aufgrund einer erblich veranlagten Sehschwäche nur noch über zehn Prozent ihres Sehvermögens verfügt, zollt dem ehrenamtlichen Engagement des „Akuwo“-Teams ebenfalls höchsten Respekt: „Die immer häufiger angebotenen Hörbücher auch bei aktueller Literatur sind ja schon eine große Hilfe - aber wenn es darum geht, sich über das lokale Geschehen zu informieren, sind die Cassetten der Akustischen Wochenzeitung ganz einfach unverzichtbar. Ich bin sehr froh und glücklich, dass es seit so vielen Jahren Menschen gibt, die dies ermöglichen.“

Und ob der „Postman“, hierzulande Briefträger/-in genannt, nun zweimal, einmal oder vielleicht auch gar nicht extra klingelt: Die „Akustische Wochenzeitung“ wird auch künftig in wöchentlichem Rhythmus die hochgradig Sehbehinderten und Erblindeten über das aktuelle lokale Tagesgeschehen und Veranstaltungen regelmäßig informieren. Und vielleicht wird dabei schon in Kürze ein von den ehrenamtlich agierenden „Producern“ favorisiertes Interview mit dem Oberhausener Regisseur Christoph Schlingensiefel zu hören sein. Schließlich handelt es sich dabei um einen ehemaligen Klassenkameraden des hier schreibenden Chronisten, und die entsprechende Kontaktaufnahme ist bereits erfolgt.

Man wird sehen, oder (sorry): sich „hören“!

KULTUR

## Ein dicker Fisch

**Peter Carp übernimmt  
2008/09 die Intendanz des  
Theaters – „carp“ bedeutet im  
Englischen Karpfen**

VON MICHAEL SCHMITZ

„Machen Sie bitte deutlich, dass ich noch ein Kandidat bin“, sagte er noch vor wenigen Monaten im Gespräch. Inzwischen hat der Rat der Stadt Peter Carp zum neuen Intendanten des Theaters gewählt. Der 53-jährige Schauspielregisseur des Luzerner Theaters tritt sein Oberhausener Amt zur Spielzeit 2008/09 an.

Mittlerweile hat er auch die meisten personellen Entscheidungen getroffen. Wer im Ensemble allerdings verlängert wurde und wer nicht, darüber mag Carp sich noch nicht äußern. „Es ist ja möglich, dass jemand, den ich formell nicht verlängert habe, doch noch einen neuen Vertrag erhält.“ Aber er bringt Schauspieler aus seinem Luzerner Ensemble mit, holt auch neue. Fest steht, dass es auch in der Dramaturgenrie Bewegung geben wird. Während die tip-Dramaturgie unverändert bleibt, wird es für das große Schauspiel einige Neuerungen geben. Ein beinahe sensationeller Coup gelang Carp bei der Besetzung des Leitenden Dramaturgen. Mit Tilmann Raabke holt er einen Theatermacher nach Oberhausen, der von 2001 bis 2004 Leitender Dramaturg an den Münchner Kammerspielen war, eine der besten deutschsprachigen Bühnen. Inzwischen freischaffend, arbeitet der 50-Jährige auch dort immer noch.

Über das einmütige politische Votum in Oberhausen freut Carp sich natürlich, äußerst angetan ist er von dem Gespräch im Kulturausschuss: „Die Atmosphäre war sehr angenehm, damit ist nicht gesagt, dass es immer so einfach bleibt. Was mich aber beeindruckt hat, dass da Politiker sitzen, die sich wirklich für ihr Theater und das Schauspiel interessieren. Man merkte dem Ausschuss eine große Liebe zum Theater an. Das ist wahrlich nicht überall so.“

Immer noch nicht will der gebürtige Stuttgarter über konkrete Stücke seines ersten Spielplanes reden: „Natürlich gibt es konkrete Pläne und Ideen.“ Sicher ist nur: In seiner ersten Spielzeit wird Peter Carp nur einmal selbst Regie führen, und das nicht einmal bei



FOTOS: THEATER OBERHAUSEN (2), WALLHORN (2), FIEBELSHEIMER (1)

**Mit seinem Projekt „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ verwandelte Johannes Lepper 2007 die Industriekathedrale Gasometer in ein Revolutionstribunal**

der Eröffnungspremiere: „Erst einmal muss ich das Theater inszenieren. Es macht mir ohnehin zunehmend mehr Spaß, auch Produzent zu sein.“ Die großen alten Texte würden vorkommen, aber auch die großen neuen. Die alle gebe es ja nicht nur in der Tragödie, „es gibt auch große Texte in Komödien“. Uraufführungen, Stückaufträge haben Carp und Raabke im Blick, auch eine Kontinuität bei neuen Autoren und Regisseuren.

Beide lassen keinen Zweifel daran, dass sie sich als Verfechter eines Ensemble-Theaters verstehen. „Das Theater lebt von den Schauspielern, sie sind das Herzstück des Theaters“, sagt Carp, „die Ensemblepflege ist für mich eine entscheidende Aufgabe.“ Für den Vater eines 20-jährigen, in Frankreich lebenden Sohnes heißt dies, dass „alle auf der Bühne vorkommen müssen, dass es eine Gerechtigkeit im Ensemble gibt“. Nicht festgelegt auf bestimmte Typen, „die Schauspieler müssen sich im Lauf der Zeit entwickeln, sich dem Publikum auch mal anders als gewohnt zeigen können“.

Es gebe Theater, wo die Schauspieler immer gleich besetzt werden, dann schleiche sich Routine ein, fehle die Spannung: „Für

mich ist das immer ein magischer Moment, wenn sich ein Schauspieler während der Proben in eine Figur verwandelt.“

Junge Leute wollen sie ins Ensemble holen, „die Stars von morgen“: „Aber wenn sie Karriere gemacht haben, dann sollen sie einmal im Jahr hier auch wieder spielen.“ Carp gibt unverhohlen zu, dass zu Dank verpflichtet ist, wer hier entdeckt und für die großen Theater aufgebaut wird. Inzwischen hat er sich auch schon mit dem aus Oberhausen stammenden Theater- und Filmemacher Christoph Schlingensiefel getroffen, klar würde er ihn gern mal als Regisseur nach Oberhausen holen.

Für den Intendanten und seinen künftigen Chefdramaturgen ist Theater aber mehr als nur Stücke zu spielen: „Theater hat ja auch eine dokumentarische Aufgabe. Wir müssen die Themen der Stadt und der Region ins Theater holen und gleichzeitig mit dem Theater in die Stadt und die Region gehen. Hier bewegt sich doch was, mehr als in der Schweiz. Das Thema Arbeitslosigkeit ist in Luzern wie Schmetterlingssammeln. Und die Menschen in Oberhausen müssen das Ensemble auch außerhalb des Theaters treffen.“ Raabke und Carp drücken es beinahe radikal aus: „Das Theater ist nicht ein klei-



*Hat als Regisseur Beachtliches geleistet:  
Intendant Johannes Lepper*

nes in sich abgeschlossenes Schmuckkästchen. Es ist ein Marktplatz, wie es früher die Kirche war, ein Ort, wo Diskussionen stattfinden. Das Theater muss ein Angebot an die ganze Bevölkerung machen, Kunst zu erleben, es ist kein elitärer Ort.“

Für den Dramaturgen bedeutet dies, Vermittlungsstrategien für schwierige Stoffe umzusetzen, Diskussionen anzubieten: „Wir sind gefordert, ein guter Gastgeber zu sein. Das Theater fängt ja nicht mit ‚Vorhang auf‘ an und hört mit dem Schlussapplaus auch nicht auf.“ Bei der Schweizer Jelinek-Erstaufführung „Babel“ (eine Produktion, bei der Carp schon mit Raabke arbeitete) in Luzern gab es nach jeder Aufführung ein Diskussionsangebot - und die als betulich geltenden Schweizer blieben länger als erwartet, oft bis nach Mitternacht: „Das ist das Gute, das nicht Ausrechenbare auch beim Publikum. Das Theater ist ja für uns alle ein Abenteuer, manchmal wie eine göttliche Taube: der Heilige Geist fliegt ein und dann fliegt das Theater.“

Es wird nötig sein, dem Theater wieder Flügel zu verleihen. Das Publikum hat sich in den letzten Jahren zunehmend abgewen-

det, ein Trend, der sich noch verstärkte, als die taktisch schwach eingefädelte Nicht-Verlängerung von Johannes Lepper heftige Diskussionen auslöste. Denn als Regisseur hat Lepper Beachtliches geleistet, auch wenn sein radikaler Stil nicht allüberall auf Gegenliebe stößt. Die Gründe gleichwohl für das wachsende Fernbleiben des Publikums liegen weitgehend woanders. Die Menschen hier sind mit dem Intendanten und weitgehend auch seinem Ensemble nie so recht warm geworden im Gegensatz zur Ära Weise. Es gab keine sogenannten „Kult“-Produktionen, die mit Beginn des Vor-



*Peter Carp, 53-jähriger Schauspielerektor des Luzerner Theaters, wird zur Spielzeit 2008/09 neuer Intendant des Theaters Oberhausen*

verkaufes auch ohne Abonnenten ausverkauft waren. Diese Aura muss Peter Carp wieder verleihen, muss verloren gegangenes Vertrauen zurückerobern. Ein gewiss schwieriges Unterfangen. Bis 1990 war er Leitender Dramaturg und Regieassistent an der Freien Volksbühne Berlin unter dem großen Hans Neuenfels. Seine erste Inszenierung dort war „Fondu“ von F. Wegh.

Ab 1990 arbeitete Peter Cornelius Carp, so lautet im Bühnenjahrbuch 1991 sein vollständiger Name, der Assoziationen an einen großen Düsseldorfer Maler und an einen romantischen Opernkomponisten weckt, als freischaffender Regisseur. Klaus Weise ließ ihn in seiner Zeit als Schauspielerektor in Darmstadt am dortigen Theater inszenieren, holte ihn später auch ans hiesige Theater. Carps Oberhausener Inszenierung von Ibsens „Gespenster“ im

Oktober 1992 begeisterte Kritiker und Publikum gleichermaßen. Dazwischen lagen in drei Spielzeiten Arbeiten für das Mainzer Theater. 1994 inszenierte Carp in Münster die deutsche Erstaufführung des Stückes „Und gib uns die Schatten“ von Lars Norén, danach folgten Kiel, Innsbruck und die Landesbühne Hannover. Ein Lehrauftrag für darstellende Kunst band ihn 1998 an die Hochschule der Künste in Berlin.

Als Stipendiat der Akademie Schloss Solitude in Stuttgart knüpfte er vielfältige künstlerische Kontakte, die sich in außergewöhnli-



**Peter Carps Inszenierung von Ibsens „Gespenster“ begeisterte 1992 Kritiker und Publikum in Oberhausen gleichermaßen; Szene mit Franz Xaver Zach (Pastor Manders) und Christiana Krüger (Regine)**

chen Theaterprojekten wie der Rauminstallation „Abenteuer in Sachen Haut“, die Carp nach Dylan Thomas gemeinsam mit der Musikerin Olga Neuwirth konzipierte, nieder schlugen. Als Koproduktion war dieses Projekt in Luxemburg, im Berliner Hebbel-Theater und beim Steirischen Herbst in Graz zu sehen. Mit „Bowling am Tiber“ war Peter Carp vor vier Jahren auch auf Phoenix West in Dortmund zu Gast. Sechs Postkarten aus der italienischen Stadt Arezzo bildeten den Ausgangspunkt dieser Installation, die ebenfalls beim Steirischen Herbst in Graz zu sehen war und auch in den Spielplan des Luzerner Theaters einging.

Dort wurde Peter Carp mit Beginn der Spielzeit 2004/05 Schauspiel-Direktor. Im kleinsten der großen Schweizer Theater stand ihm ein Ensemble von neun Schauspielern und Schauspiele-

rinnen zur Verfügung, hinzu kamen einige Gäste. Das Theatergebäude verfügt über 555 Zuschauerplätze und hat eine Hauptbühne ähnlicher Größe wie die Oberhausener. Dazu gibt es das „UG“, ein Studiotheater im Stadthaus mit 70 bis 90 Plätzen. Carp selbst führte nur bei zwei bis drei Stücken pro Spielzeit Regie, daneben gab es, wie sein Intendant Dominique Mentha schrieb, „oft mutige und ungewöhnliche Entscheidungen für außergewöhnliche Kreativteams“. Von der Kritik wurden Carps eigene Inszenierungen weitgehend gelobt. Zu „Babel“ von Elfriede Jelinek schrieb die Neue Zürcher Zeitung (NZZ): „In Jelinek hat Peter Carp die große Bilderstürmerin erkannt, die der schaf-dummen, TV-kanalisierten Herde mit ihren vielschichtigen Sprachbildern einen Störsender beschert hat.“ Die NZZ zu Tschechows „Möwe“: „Regisseur Carp erfindet den berühmten Sehnsuchts-Reigen nicht neu. Doch einzelne Szenen lassen



**Wird neuer Leitender Dramaturg: Tilmann Raabke**

in dieser weitgehend ausgewogenen Inszenierung aufmerken.“ Über Carps letzte Luzerner Inszenierung, das „primitive Drama“, so der Untertitel, „Der Jasmin“ der lettischen Autorin Inga Äbele, schrieb die Luzerner Zeitung: „Peter Carp ... zeigt einen kräftig leuchtenden Bilderbogen, dessen Grundton, ein psychologischer Realismus, bestimmt.“ Und im Deutschlandradio war zu hören: „Peter Carp setzt das Chaotische dieser Welt in einer Art und Weise um, die drei Stunden angenehme, bisweilen spannende Unterhaltung garantiert.“

Peter Carp hat auch Namensvetter, so einen in Yverdon (Schweiz) lebenden Kinderarzt und einen ehemaligen Königlichen Rumänischen Ministerpräsidenten und Finanzminister (1837-1919). Ist der eine ein gutes Omen für das „tip“, so kann der andere für eine gute Theaterleitung und einen qualifizierten Umgang mit den leider knapper gewordenen Finanzen Pate stehen. Und darüber hinaus steht das englische Wort „carp“ für den Karpfen. Hat das Theater Oberhausen also einen dicken, fetten Fisch an der Angel? Das Publikum darf gespannt auf die Antwort warten.

## Christo und Jeanne-Claude unterschrieben in orange

*Das „Goldene Buch“ ist das offizielle Gästebuch der Stadt und Ausdruck der Wertschätzung gegenüber den Besuchern*

VON HELMUT KAWOHL

Der Stadtkommandant der britischen Militärregierung hat es getan, Willy Brandt, Walter Scheel, Johannes Rau und Prof. Dr. Rita Süßmuth haben es getan, Christo und Jeanne-Claude auch und die Pariser und die Schöneberger Sängerknaben ebenso wie der bekannte Schauspieler Will Quadflieg oder die Oberhausener Leichtathletik- und Ruderweltmeister Willi Wülbeck und Ulf Siemes: Sie und viele andere haben sich in den vergangenen Jahrzehnten seit Kriegsende aus besonderen Anlässen mit ihren Autogrammen in den offiziellen Gästebüchern der Stadt Oberhausen verewigt.

Wobei „Goldenes Buch“ eigentlich etwas irreführend ist. Erstens ist es nicht golden und schon gar nicht aus Gold, sondern in Leder gebunden mit einem allerdings goldfarbig geprägten Stadtwappen. Und zweitens gibt es nicht ein Buch, sondern deren drei. Das älteste, in dem es zu Beginn heißt „Dieses Buch wurde angelegt im Jahre 1945 nach der Beendigung der Naziherrschaft“, schlummert bereits im Stadtarchiv am Tackenberg, die beiden jüngeren Bände von 1959 bis heute sind im Büro des Rates im Oberhausener Rathaus an der Schwartzstraße aufbewahrt. In den Beständen des Stadtarchivs befindet sich sogar noch ein „Goldenes Buch der Stadt Sterkrade“, das 1913 anlässlich der Verleihung der Stadtrechte an Sterkrade mit einem Geleitwort des damaligen Bürgermeisters Dr. Eugen zur Nieden aufgelegt wurde. Das Besondere an diesem „Wälzer“: Ganze drei Seiten sind beschriftet, u. a. mit dem Signet von GHH-Direktor Paul Reusch - die restlichen rund 200 Seiten blieben leer. Keiner weiß mehr warum.

Ausdruck des Respekts und der Wertschätzung gegenüber denjenigen, die in die Stadt kommen, sollen die Einträge der Besucherinnen und Besucher in das „Goldene Buch“ der Stadt bekunden. Die Stadt will aber zugleich zeigen, so Klaus Habrechtsmeier, der heute als Leiter des Büro des Rates u. a. für repräsentative Angele-



FOTOS (2): STADT OBERHAUSEN

*Oberhausens Ruderer Ulf Siemes, der 2006 in England mit dem Deutschlandachter Weltmeister geworden war, trägt sich in das Goldene Buch der Stadt ein*

genheiten zuständig ist, dass sie sich durch die Besuche geehrt fühlt und ihr diese Besucher wichtig sind. So wurde denn auch zuletzt bei der Anzahl der jährlichen Eintragungen in das Goldene Buch etwas mehr Zurückhaltung geübt. Dies, so Habrechtsmeier, hebe den Stellenwert und betone den Seltenheitscharakter der besonderen Anlässe. Waren es 1959 zu Beginn des zweiten Bandes noch insgesamt neun Einträge, so gab es 2006 nur drei Einträge.

Machen wir einen kleinen Streifzug durch die letzten gut 60 Jahre Goldenes Buch, der zugleich ein Streifzug durch ein bedeutendes Stück Stadtgeschichte ist. In fast allen Fällen sehen die einzelnen Seiten so aus, dass sich unter dem Anlass des Eintrages, der lange Zeit mit Schablone und Tusche und heute elegant per Siebdruck aufgetragen wurde, lediglich die Unterschriften der Gäste oder der Besuchergruppen finden. Die Liste der Einträge ist dabei bunt und vielfältig und reicht von Staatspräsidenten, Botschaftern, Generalkonsulen aus aller Welt über Ministerpräsidenten sowie Bundes- und Landesministern, Sportlerdelegationen, Kirchenvertretern bis zu zahlreichen internationalen Besuchergruppen und



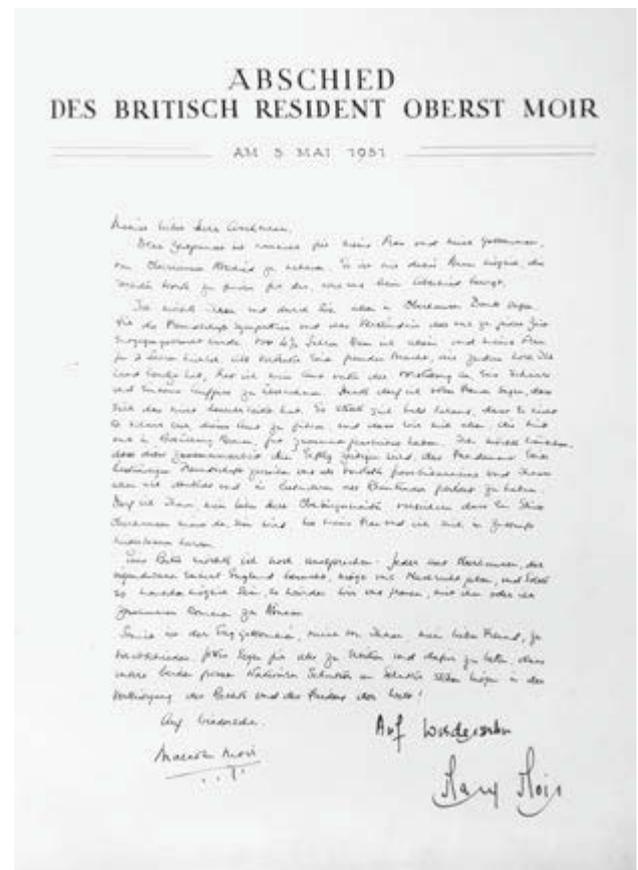
Das erste Goldene Buch der Stadt wurde 1946 aufgelegt

vielen prominenten Kulturschaffenden, die häufig vor allem anlässlich der Kurzfilmtage nach Oberhausen kamen und kommen.

Das erste Ereignis, dass es nach 1945 wert war, ins Goldene Buch eingetragen zu werden, war die Eröffnung der Pädagogischen Akademie Oberhausen am 27. September 1946. Schon im August 1946 gab es dann in Oberhausen eine „Internationale Jugendwoche“ mit Teilnehmern aus England, Frankreich und Holland. Ein erster Schritt in Richtung hin auf dem „Weg zum Nachbarn“ - dem späteren und auch heute noch gültigen Motto der Internationalen Kurzfilmtage - und zur Aussöhnung mit den Gegnern von einst. Delegierte aus Schweden, das auch Oberhausen nach Kriegsende mit Lebensmittel-Paketen versorgt hatte, kamen 1949 in die Stadt und eröffneten die Kindertagesstätte „Schwedenheim“. Vermutlich der erste Besuch ausländischer Journalisten nach Kriegsende fand am 28. April 1950 statt, mit Teilnehmern aus Belgien, Frankreich, Italien und der Schweiz. Im September des gleichen Jahres gab es in Oberhausen einen zweitägigen Schwimm-Länderkampf zwischen Großbritannien und Deutschland.

Sicherlich der bemerkenswerteste Eintrag in das erste Goldene Buch der Stadt und der längste überhaupt in den vergangenen 60 Jahren stammt vom Stadtkommandanten der britischen Militärregierung, Oberst Moir, der am 5. Mai 1951 Abschied von Oberhausen nahm. An den damaligen Oberbürgermeister Otto Aschmann gerichtet, schrieb er u. a. ins Buch: „...Vor viereinhalb Jahren kam

ich allein hierher als Vertreter einer fremden Macht, die zudem noch Ihr Land besetzt hat. Ich trat mein Amt unter der Vorstellung an, eine schwere und einsame Aufgabe zu übernehmen. Heute darf ich voller Freude sagen, dass sich das nicht bewahrheitet hat...Mit allen, die mit uns in Berührung kamen, haben wir gut zusammengearbeitet. Ich möchte wünschen, dass diese Zusammenarbeit den Erfolg zeitigen wird, das Fundament einer beständigen Freundschaft zwischen uns als Vertreter Großbritanniens und Ihnen als Deutsche und im besonderen als Rheinländer gebildet zu haben...Jeder aus Oberhausen, der irgendwann einmal England besucht, möge uns Nachricht geben, und sollte es menschenmöglich sein, so würden wir uns freuen, mit ihm oder ihr zusammen kommen zu können...“. Moirs Worte scheinen auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein: Schon im Juni 1954 kam eine Studiengruppe aus Middlesbrough nach Oberhausen, 20 Jahre später wurde 1974 eine Partnerschaft mit dieser Stadt auch offiziell begründet.



Der Abschiedsbrief des Stadtkommandanten der britischen Militärregierung vom 5. Mai 1951

Die spanische Handball-Nationalmannschaft trug sich am 20. Juli 1952 in das Goldene Buch der Stadt ein, der französische Filmregisseur Jean Mitry am 24. April 1953. „Will Quadflieg, Sohn unserer Stadt, spricht Gedichte von Schiller in der Städt. Volkshochschule“ heißt es in einem Eintrag vom 11. Dezember 1955, natürlich unterschrieben vom berühmten Schauspieler, nach dem heute in Oberhausen der Platz vor dem Theater benannt ist. Auch das

wecken, haben sie alle unterschrieben, die Ehrengäste der Stadt. „Mein erster Liederabend in Oberhausen hat mir viel Freude gemacht - ich komme gerne wieder“, schrieb am 15. April 1959 die Sängerin Rita Streich von der Staatsoper Wien aus Anlass des 50. Meisterkonzerts der Volkshochschule. Martha Mödl, bekannt von den Wagner-Festspielen Bayreuth und einem Engagement an der Metropolitan Opera New York, kam dann zum 60. Meisterkonzert

der VHS ein Jahr später. Professor Dr. Carlo Schmid, damals Vizepräsident des Deutschen Bundestages und Ordinarius für Politische Wissenschaften an der Universität Frankfurt am Main, signierte am 8. Juli 1959 anlässlich seines Vortrages in der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie über „Erscheinungsformen der Demokratie“. 1960 trugen sich die aus Rom zurückkehrenden Oberhausener Olympiateilnehmer Paul Lange, Adolf Schwante und Helmut Janz in das Goldene Buch ein. Besonders geschichtsträchtig ist die schlichte Unterschrift des

ehemaligen Bundeskanzlers Willy Brandt vom 5. Juli 1961. In seiner Funktion als Regierender Bürgermeister von Berlin war er zu Besuch in Oberhausen - nur wenige Tage vor dem Bau der Mauer.

Das Ereignis des Jahres 1962 war die Festsitzung des Rates anlässlich „100 Jahre Oberhausen“ am 1. Februar. Auch der damalige NRW-Ministerpräsident Dr. Franz Meyers stattete Oberhausen in diesem Jahr einen Besuch ab. 1964 trug sich der amerikanische Botschafter George Mc Ghee anlässlich der X. Westdeutschen Kurzfilmtage, wie die Internationalen Kurzfilmtage Oberhausen damals noch hießen, ins Buch ein. Im gleichen Jahr kam Vizekanzler Dr. Erich Mende zu einem Vortrag „FDP heute“ in die Volkshochschule und die Teilnehmer an den Olympischen Spielen in Tokio, wie die Kanutin Ingrid Heuser, wurden geehrt.

Von besonderer Bedeutung war 1965 die 2. Internationale Arbeitstagung der IG Metall über Rationalisierung, Automatisierung und technischen Fortschritt vom 16. bis 19. März. Den damaligen IG Metall-Vorsitzenden Otto Brenner verband eine Freundschaft mit Oberbürgermeisterin Luise Albertz und entsprechende Tagungen fanden in den 60er Jahren regelmäßig in Oberhausen statt. Der



*Seltenes Bild mit drei Oberhausener Oberbürgermeistern anlässlich des Festaktes „75 Jahre Großstadt Oberhausen“ im Juli 2004: Burkhard Drescher (r.), Friedhelm van den Mond (4.v.l.) und Klaus Wehling (Mitte). Ins „Goldene Buch“ trägt sich gerade die ehemalige NRW-Umweltministerin Bärbel Höhn ein.*

100-jährige Bestehen der Eisenbahnlinie Oberhausen-Arnheim im Oktober 1956 findet Erwähnung. Die Westdeutschen Kurzfilmtage fanden dagegen erstmals bei ihrer dritten Auflage 1956 „Einlass“ ins Goldene Buch. Im November 1957 wurde Dr. Franz Hengsbach zum Bischof des neu gegründeten Bistums Essen berufen und am 1. Januar 1958 inthronisiert. Am 6. Juni 1958 trug sich der Ruhrbischof dann bei seinem Antrittsbesuch in Oberhausen in das Goldene Buch der Stadt, dessen erster Band mit der Europameisterschaft im Einband-Billard im Januar 1959 endet.

Die erste Seite im 1959 begonnenen zweiten Band des „Goldenen Buches“ der Stadt hat wieder etwas Symbolhaftes, denn sie zeigt die Unterschriften der Teilnehmer des Besuchs einer Jugendgruppe aus Middlesbrough vom 30. März bis 12. April 1959. Auf den vielen Seiten aus handgeschöpftem Büttenpapier, die leicht vergilbt wirken und dadurch einen historischen Eindruck er-

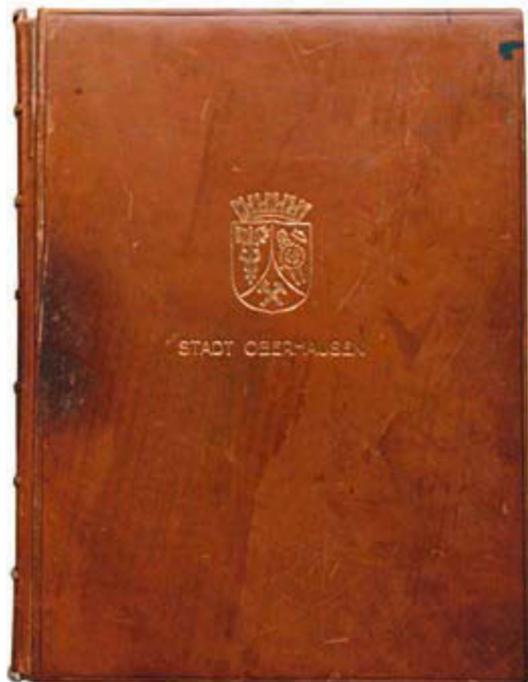
Eintrag ins Goldene Buch anlässlich dieser Tagung zeigt auch die Unterschrift von Wirtschaftsminister Prof. Dr. Karl Schiller. „Wir bedanken uns für den schönen Empfang in Oberhausen“, schrieb im selben Jahr noch die DDR-Junioren-Fußballauswahl, die im Stadion Niederrhein im Rahmen eines UEFA-Jugendturniers gegen die CSSR antrat.

natürlich beim Besuch von Bundeskanzler Dr. Kurt Georg Kiesinger am 7. März 1969 anlässlich eines familienpolitischen Kongresses der CDU Nordrhein-Westfalen. Am 19. Juli 1974 trug sich erstmals der unvergessene Johannes Rau ins Goldene Buch der Stadt ein - damals noch als Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Auch ein Bundespräsident ist seit dem 20. November 1975 im Goldenen Buch der Stadt vertreten: Walter Scheel.

Besonders originell ist der Eintrag des Musikers und „Marschkönigs“ Perry Wilhelm Gebauer, der sich im Januar 1976 nicht nur mit seinem Namen, sondern gleich mit Musiknoten und Songtexten verewigte. Wegweisend war im Oktober 1980 der Besuch einer Delegation der sowjetischen Stahlarbeitergewerkschaften: 1986 entstand aus den Kontakten der Stahlkoche eine Städtepartnerschaft zur damals noch sowjetischen und heute ukrainischen Stadt Saporisha am Dnjepr. Eher exotisch 1981 der Besuch einer Delegation aus Riad/Saudi-Arabien. Im gleichen Jahr spielte RWO auch gegen die japanische Fußball-Nationalmannschaft.

1982 eröffnete Simone Veil, frühere Präsidentin des Europäischen Parlaments, die Ausstellung „Auschwitz - Mahnung und Verpflichtung“. Sportlich herausragend war 1983 der Sieg von Willi Wülbeck im 800 Meter-Lauf bei den 1. Leichtathletik-Weltmeisterschaften in Helsinki. Mit seinem bekannten Trainer Hans Raff trug sich Wülbeck am 23. August ins Goldene Buch ein.

Bei der Begrüßung ehemaliger jüdischer Mitbürger am 7. September 1987 schrieb das Ehepaar Hanna und Norbert Danziger ins Buch: „Es gibt gottseidank ein anderes Deutschland als das, welches wir verlassen mussten. Ein Trost!“ Dirigent Professor Kurt Masur eröffnete am 18. Oktober 1992 die Ausstellung „Forte Piano“ mit Bildern aus dem Leipziger Gewandhaus im Schloss Oberhausen. Eva Pankok bedankte sich anlässlich des 100. Geburtstages der Städtischen Galerie Schloss Oberhausen und der Eröffnung einer Werkretrospektive Otto Pankok für die „wunderbare, menschliche Aufnahme in Oberhausen“, wobei sie das Wort „menschliche“ zur Betonung extra mit dem Stift unterstrich. Glückliche



*1959 wurde der zweite Band aufgelegt (l.), 1998 das derzeit aktuelle Buch*

„Zum ersten Mal in Oberhausen - und sehr glücklich“, tat Ingeborg Hallstein am 14. Februar 1967 kund und dies sogar mit einem Porträtfoto in schwarz-weiß. Die bekannte Sängerin der bayerischen Staatsoper München und der Festspiele Salzburg trat bei einem Meisterkonzert des Städtischen Bildungswerks auf. NRW-Ministerpräsident Heinz Kühn eröffnete am 2. April 1967 die XIII. Westdeutschen Kurzfilmtage, zur Unterzeichnung der Taufurkunde des Europa-Jets 727 „Oberhausen“ kamen Vertreter der Deutschen Lufthansa AG nach Oberhausen - und klebten gleich spontan ein Foto des „Stadt“-Fliegers ins Goldene Buch.

Ein Großereignis war damals auch die „Konferenz der Ministerpräsidenten der Länder der Bundesrepublik Deutschland“ am 19. Oktober 1967 in Oberhausen. Bei der offiziellen Übergabe der Ely-Heuss-Knapp-Stiftung für alte Bürger der Stadt Oberhausen am 5. September 1968 lag das Goldene Buch dann ebenso aus wie

scheint wohl auch der bekannte französische Künstler Jean Ipousté-guy gewesen zu sein, der wegen seiner Werke ebenfalls 1992 ins Schloss gekommen war. Seine Widmung „Très amicalement à tous les habitants d'Oberhausen“ - freundschaftlich verbunden mit allen Einwohnern Oberhausens.

Die Unterschriften von 36 Schöneberger Sängerknaben von Mai 1994 finden sich im zweiten Band ebenso wie die Autogramme der Spielerinnen, die im September 1994 an der 1. Frauen-Handball-Europameisterschaft teilnahmen, in deren Rahmen es einige Spiele auch in Oberhausen gab. Für kommunalpolitische Insider im Nachhinein bemerkenswert ist wohl der Eintrag des Düsseldorfer Regierungspräsidenten Jürgen Büssow vom 29. Mai 1996, als er wenige Monate vor der Eröffnung des Centro seinen Antrittsbesuch in Oberhausen abstattete: „Oberhausen zu sehen an der Schwelle in eine neue Zukunft hat mich neugierig gemacht und angesprochen. Ich bekunde meinen Respekt vor der Leistung des Rates und der Verwaltung beim Umbau der Stadt, den man mit den Augen sehen und mit den Händen zeigen kann.“ Die damalige Präsidentin des Deutschen Bundestages, Professor Dr. Rita Süßmuth, trug sich am 11. Oktober 1996 in das Goldene Buch ein. Und als die Fußballer von RWO 1998 den Aufstieg in die Zweite Bundesliga geschafft hatten, waren sie natürlich auch im Rathaus willkommen.

Obwohl noch einige Seiten im zweiten Band frei waren, wurde anlässlich des Jahresempfangs am 23. Januar 1998 bereits ein dritter Band des Goldenen Buches aufgelegt, denn auf die erste Seite sollte sich Oberhausens langjähriger Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond eintragen, dem bei diesem festlichen Ereignis die Ehrenbezeichnung „Alt-Oberbürgermeister“ und das „Ehrenbürgerrecht der Stadt Oberhausen“ verliehen wurden. Dieser gesamte dritte Band des städtischen Gästebuches wurde seinerzeit von Hand angefertigt. Mit eingepprägtem Stadtwappen auf dem Umschlag wurde das einige Kilo schwere dicke Buch von der früheren Buchbinderei Wittpahl an der Virchowstraße unweit des Rathauses hergestellt.

Vielleicht das bisherige Highlight im dritten „Goldenen Buch“ der Stadt ist die Unterschrift des weltberühmten Künstlerpaares Christo und Jeanne-Claude anlässlich ihrer beeindruckenden Ausstellung „The Wall“ 1999 im Gasometer. Das Besondere und Auffallende: Es ist die einzige Unterschrift mit einem orangefarbenen Buntstift. Sally Perel, Autor des Buches „Ich war Hitlerjunge Salomon“, schrieb am 29. April 2002 dann anlässlich seines Vortrages

vor Mitgliedern des Rates folgendes: „Ich habe gesehen, wie die größte Grausamkeit von innen aussah. Es ist für mich eine große Ehre, sich in das goldene Buch einzutragen, und ich bezeuge mit diesem festlichen Akt meine tiefe Verbundenheit zur Stadt Oberhausen.“

Eine einzige Seite gibt es in dem dritten Band, auf der die Unterschrift unter dem Anlass des Besuches fehlt: Sänger Herbert Grönemeyer sollte am 5. November 2003 in der Oberhausener König-Pilsener-Arena ein Konzert unter dem Thema „Gemeinsam für Afrika“ geben und sich zuvor in das Goldene Buch der Stadt eintragen. Das Konzert musste leider kurzfristig abgesagt werden und so



*Das Künstlerpaar Christo und Jeanne-Claude vor ihrem Kunstwerk „The Wall – 13,000 Oil Barrels“ 1999 im Gasometer*

blieb dann auch letztlich die für „Herbie“ reservierte Seite ohne dessen Autogramm. Die jüngsten Einträge im Goldenen Buch waren der Besuch von NRW-Ministerpräsident Dr. Jürgen Rüttgers im Juni 2006 in Oberhausen, der Empfang für Ruderer Ulf Siemes im September 2006, der bei den Ruderweltmeisterschaften in Eton/England mit dem Deutschlandachter Weltmeister geworden war, sowie der Besuch des Staatspräsidenten der Republik Kroatien, Stjepan Mesic, anlässlich der Einweihung eines neuen Betriebsgebäudes der kroatischen Firma Djoru Djakovic in Oberhausen am 28. Februar 2007.

Aber natürlich sind im dritten Goldenen Buch der Stadt noch ganz viele Seiten frei für Persönlichkeiten, die Oberhausen in den nächsten Jahren einen Besuch abstatten werden und über deren Besuche sich die Stadt dann natürlich wieder geehrt fühlen wird.

# Irgendwann ein menschenwürdiges Leben führen

*Der Verein Kinderdorf Rio betreut 200 brasilianische Kinder aus ärmsten Verhältnissen*

VON MARTINA NATTERMANN

Am Anfang stand der unbestimmte Wunsch, helfen zu wollen - und eine unausgelegene Idee. Der Spiritaner-Pater Hermann-Josef Wüste und mit ihm einige engagierte Christen der Osterfelder Pfarrei St. Pankratius wollten einen Hilfsverein für Bedürftige in Brasilien gründen.

Den Anstoß dazu hatten Bruder und Schwägerin des Paters gegeben: Beide waren Entwicklungshelfer in Brasilien. Mit einer Handwerkerschule sollten armen brasilianischen Jugendlichen Berufschancen eröffnet werden. Dazu gründete der kleine Kreis den „Verein zur Förderung der Handwerkerschule Brasilia“ und stürzte sich auch gleich in mannigfaltige Aktivitäten, um Startkapital zu sammeln: Doch die Handwerkerschule wurde nie gebaut - weil sich ganz andere Dinge als wichtiger erwiesen. Wofür aber der Grundstein gelegt wurde, ist eine bundesweit tätige Hilfsorganisation, die ihre Keimzelle und ihren Sitz in Oberhausen hat: der Verein „Kinderdorf Rio“, der in diesem Jahr seinen 40. Geburtstag feiern kann. Und irgendwie ist die fallengelassene Idee der Handwerkerschule für den Verein symptomatisch: Von Anfang an hat die Hilfsorganisation, die an der Brücktorstraße beheimatet ist, sich immer wieder den neuen Realitäten gestellt und ihre Arbeit den sich wandelnden Verhältnissen angepasst.

Aber zurück zu den Anfängen, anno 1968 in Osterfeld: Da wurde einiges auf die Beine gestellt, um das Hilfsprojekt mit Geldmitteln auszustatten - eine Kleidersammlung, bei der 28 Eisenbahnwaggons Altkleider zusammengetragen wurden, machte den Anfang. Mit von der Partie war schon früh auch Martin Krum-scheid. Der Maschinenbaustudent kannte Pater Wüste und war schnell bereit mitanzufassen, als Helfer gesucht wurden. Damals fuhr er einen Lkw für die Kleidersammlung. Nach Abschluss seines Studiums verschrieb er sich ganz der Kinderdorfarbeit. Seit 1978 ist er hauptamtlicher Mitarbeiter des Vereins.

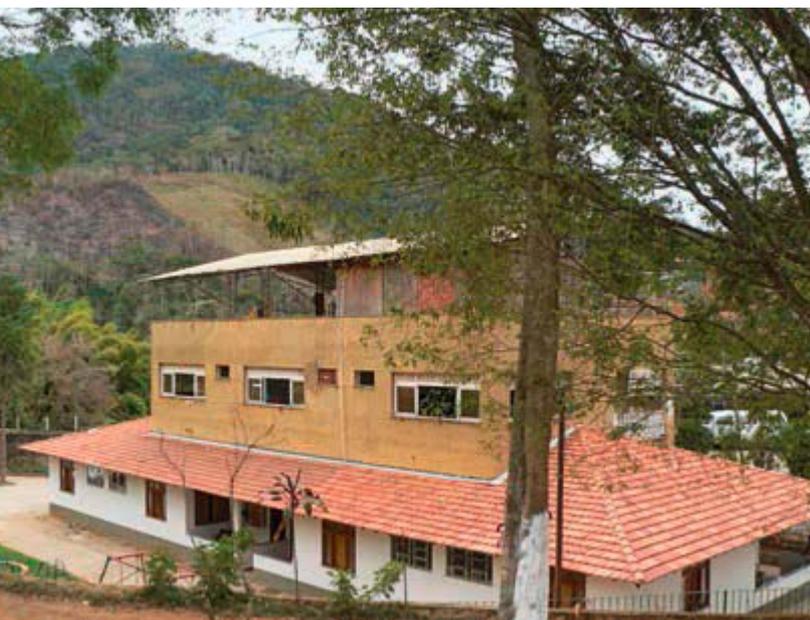


FOTOS (6): PRIVAT

*2003 wurde im Kinderdorf Centenario eine neue Kindertagesstätte eröffnet*

Die Kleidersammlungen blieben noch einige Jahre wesentliche Einnahmequelle des Vereins. Daneben wurden Martinszüge organisiert, Weihnachtspäckchen- und Bettelbriefaktionen gestartet. Und der gemeinnützige Verein nahm so schnell Formen an: Aus dem provisorischen Büro im Jugendheim St. Pankratius zog er nach einem Jahr an die Vestische Straße um, Pater Wüste wurde von seinem Orden für seine Aufgabe als Geschäftsführer freigestellt.

Als das Startkapital beisammen war, begann das eigentliche Brasilien-Kapitel: Ein Bürgermeister im Amazonas-Gebiet bot dem Verein eine leerstehende Schule an, die für das Projekt Handwerkerschule ideal schien. Doch die Sache hatte einen ziemlichen Pferdefuß: Nach brasilianischem Recht hätte die Schenkung jederzeit von einem der nachfolgenden Bürgermeister rückgängig gemacht werden können. Ein Abenteuer, auf das sich der Verein nicht einlassen konnte: Spendengelder in eine so windige Sache zu investieren, kam nicht in Frage. Und dann gab der Rechtsanwalt, der die Verantwortlichen vom Vereinsvorstand solchermaßen aufgeklärt hatte, den alles entscheidenden Denkanstoß: Viel wichtiger als eine Handwerkerschule im Urwald sei sowieso ein Kinderdorf an der Ostküste. Wenn dort nicht schnellstens etwas getan werde, würden die elternlosen und in den Straßen der Millionenstadt Rio herumstreunenden Kinder die Kriminellen und Prostituierten von morgen sein. Das saß. Und die Kinderdorf-Idee war geboren.



*Das Hauptgebäude des 1984 eröffneten Kinderdorfes in Banquete wurde in den letzten zwei Jahren renoviert und erweitert*

Für 50 Pfennige pro Quadratmeter wurden ein 137.000 Quadratmeter großes Gelände - der Landsitz eines Professors - gekauft und Ratenzahlungen von 5000 Mark vierteljährlich vereinbart. Gleichzeitig begann bei den sieben Gründungsmitgliedern das große Zittern, die Angst vor der eigenen Courage: Ob man diese finanziellen Verpflichtungen auf Dauer wird einhalten können? Viel Zeit zum Zaudern und Fürchten gab's gottseidank nicht: Gleich in der ersten Woche sah sich Kinderdorfleiterin Wüste (die Schwägerin des Paters) einer schwierigen Aufgabe gegenüber: Man brachte ihr ein Findelkind, das an Austrocknung zu sterben drohte. Doch aufopferungsvolle Pflege brachte den Jungen durch, Sebastiao wurde gesund, blieb im Kinderdorf, erhielt eine Ausbildung und hat heute einen guten, auskömmlichen Job in der Landwirtschaftsverwaltung. Eine Erfolgsgeschichte aus den Anfangstagen, viele weitere sollten folgen.

Dem ersten Kinderdorf, Amparo, folgten drei weitere: 1984 in Banquete, ein Jahr später in Centenario und Ende der 90er Jahre Sao Pedro. Inzwischen ist der Verein zeitgleich für weit über 200 brasilianische Kinder verantwortlich. Die Kinder leben, jeweils zu zehnt bis zwölf, in Familienhäusern, die jeweils von einem Ehepaar geleitet werden. Zum Dorf gehören auch ein Gemeinschaftszentrum mit Grundschule und Kindergarten, Werkstätten, Lehrküchen, Gottesdiensträumen und ähnlichem. Einrichtungen, die

auch von allen Bewohnern der umliegenden Gemeinden genutzt werden - die Kinder sollen nicht isoliert von der Außenwelt aufwachsen. Am Anfang kamen überwiegend „abandonados“, obdachlose Waisen, in die Kinderdörfer. Wie Sirley, der 1969 mit ungefähr sechs Jahren nach Amparo kam, wo er zum ersten Mal eine Familie bekam. Der Junge besuchte die Schule, erlernte einen Beruf, Elektriker, machte sich mit seiner Firma selbstständig, heiratete - und lebt seit vielen Jahren wieder im Kinderdorf: jetzt als Hausvater. Gemeinsam mit seiner Frau Marlene möchte er weitergeben, was er selbst erfahren durfte: Geborgenheit und Wärme. Durch seine Lebensgeschichte ist Sirley auch Vorbild: Sein Beispiel zeigt, dass es möglich ist, sich aus den widrigen Umständen der Kindheit



*Arbeitseinsatz bei einer Pflanzaktion im Kinderdorf Centenario*

zu befreien. Wenn Franz Hillebrand, der nach dem Tod Pater Wüstes die Geschäftsführung übernahm und sie mittlerweile 25 Jahre innehat, an diese Kinder der „ersten Kinderdorfgeneration“ in Amparo denkt, macht ihn das stolz und dankbar. Und ein bisschen muss er auch schmunzeln: „Wenn die jetzt mit ihren eigenen Kindern kommen, ist das eine tolle Sache - und ich fühl' mich fast als Opa.“

Inzwischen leben aber längst nicht mehr nur Straßenkinder in den Kinderdörfern, sondern mehr und mehr Kinder aus zerrütteten Familien, Opfer von Armut, Alkoholismus, instabilen Beziehungen und Gewalt. Diese veränderten Bedingungen stellen neue Anforde-

rungen, zumal die Jugendgerichte dazu tendieren, die Kinder wieder zu ihren leiblichen Eltern zurückkehren zu lassen, sobald sich deren Lebensumstände stabilisiert haben. Dann begleitet Kinderdorf Rio die Kinder und ihre Familien. Sozialassistentinnen des Vereins besuchen die Kinder regelmäßig und unterstützen sie weiter mit allem, was nötig ist: etwa Lebensmittelspenden, Schulmaterial



*Mit sechs Jahren kam Sirley 1969 ins Kinderdorf Amparo, heute lebt er mit seiner Familie als Hausvater im Kinderdorf Centenario*

oder medizinischer Versorgung. Um das alles zu finanzieren, bekommt jedes Kinderdorfkind mehrere Paten, die jeweils einen monatlichen Betrag spenden - meist 25 Euro, aber auch kleinere Beträge sind möglich, dadurch, dass es mehrere Paten gibt. Mitglieder hat der Verein übrigens „nur“ gut 60: „Nicht jeder, der spendet oder eine Patenschaft übernimmt, ist automatisch Mitglied“, erklärt Hillebrand: Voraussetzung für eine Mitgliedschaft ist, dass man sich aktiv einbringt - jeder nach seinem Können und seinen Möglichkeiten. Wir verstehen uns als Arbeitsgemeinschaft.“ Das kann zum Beispiel Öffentlichkeitsarbeit in seiner Umgebung sein. Oder auch ein Arbeitseinsatz. Die organisiert der Verein regelmäßig. Auf eigene Kosten reisen die Mitglieder dann nach Brasilien, um vor Ort mit anzupacken, zum Beispiel bei der Renovierung von Kindertagesstätten. Auch für Jugendliche gibt es immer wieder Arbeitseinsätze: „Darüber haben wir schon viele Mitglieder gewin-

nen können - und das ist sehr gut so, denn dadurch haben wir eine günstige Altersstruktur.“

Die Kinderdörfer sind weiterhin das Herzstück der Brasilienhilfe, aber nach und nach sind weitere Bausteine dazugekommen. Hilfe zur Selbsthilfe ist dabei die Devise: So werden in den Favelas, den Armutsvierteln, von Rio de Janeiro inzwischen viele Eigeninitiativen der Bevölkerung vor Ort unterstützt - etwa Gemeinschaftszentren, Kindertagesstätten oder Freizeit-Projekte für Jugendliche: „Es ist wichtig, schon im Vorfeld zu verhindern, dass aus Kindern verwaahlte Straßenkinder werden oder Jugendliche in die Fänge der Drogenmafia gelangen - etwa weil sie wegen er lebensnotwendigen Berufstätigkeit ihrer alleinstehenden Mütter tagsüber sich selbst überlassen sind“, sagt Franz Hillebrand, Geschäftsführer des Vereins. „Die alltägliche Arbeit hat mehr und mehr gezeigt, dass wir unsere Hilfsangebote dringend erweitern und ergänzen müssen.“



*Pater Hermann-Josef Wüste (†), der Gründer des Vereins Kinderdorf Rio, Ende der 70-er Jahre bei einem Gottesdienst im Kinderdorf Amparo*

Deshalb habe man sich gemeinsam mit den brasilianischen Partnern entschlossen, das bewährte Patenschaftskonzept zu erweitern. Neben den Kinderpatenschaften gibt es neuerdings auch Patenschaften für ganze Familien in den Elendvierteln von Rio und für Familien von Kindern, die aus den Kinderdörfern in ihre Ursprungsfamilien zurückkehren. „Ziel ist die Emanzipation der Familien - sie werden von uns begleitet, bis sie eigenständig ein menschenwürdiges Leben führen können.“

KULTUR

## Kein Bruch mit der Stimme

*Sängerkreis Oberhausen trifft beim Spagat zwischen Tradition und Moderne den richtigen Ton*

VON DIRK HEIN

Der Sängerkreis in Oberhausen hat viele Gründe zum Feiern: 80 Jahre sorgt dieser Zusammenschluss der Chöre nun für den guten Ton in der Stadt. Doch ein runder Geburtstag erinnert nicht nur an turbulente Jahre, sondern auch an die Ausrichtung für die Zukunft. Der erste Vorsitzende Klaus-Dieter Bross spricht über Besonderheiten der Chorarbeit, über Tradition und Moderne. Und warum Popstars und Dieter Bohlen auch die klassische Chorszene betreffen.

Das Jahr 2007 wird im Kalender des Sängerkreises Oberhausen in besonderer Weise hängen bleiben: 80 Jahre hat der Zusammenschluss der Chöre der Stadt mittlerweile überdauert. Das sind Jahre, in denen mit Stimme für Stimmung gesorgt wurde. 1.000 Mitglieder sind in 27 Chören aktiv. Das Singen und Wirken innerhalb eines Gesangsvereins hat jedoch nicht nur die hinlänglich bekannte musikalische Seite, sondern auch eine soziale. Eine Tatsache, die oftmals unterschätzt wird. Wie bei allen traditionellen Brauchtumsfragen geht es den Vereinen nun darum, sich für die Zukunft zu rüsten. Beim Spagat zwischen Tradition und Moderne den richtigen Ton zu treffen, ist letztlich die Kunst.

Das weiß Klaus-Dieter Bross als erster Vorsitzender des Sängerkreises Oberhausen nur zu gut. Er ist seit 2006 an der Spitze der Vereinigung der Oberhausener Sängerinnen und Sänger. Wenn man mit ihm gemeinsam zurückblickt, wird schnell deutlich: Das Wirken im Vorstand und in den einzelnen Vereinen funktioniert nur im Team - wenn alle an einem Strang ziehen und sich für die gleiche Sache engagieren. So war es auch im Juli 2007, als im Schlosshof am Kaisergarten das Serenadenkonzert zum großen Jubiläum ausgerichtet wurde. „Das war schon ein toller Rahmen“, sagt Klaus-Dieter Bross. „Trotz aller Schwierigkeiten in der Planungsphase hat sich der Wechsel an diesen Ort wirklich gelohnt.“ Acht Chöre hatten bei tollem Wetter erstmals in der grünen Lunge



FOTOS (6): JOPPEK

*Kräftige Männerstimmen von den „Eintrachtlern“ aus Buschhausen*

von Oberhausen für Unterhaltung und Wohlklang gesorgt: Musik lag in der frischen Luft. „Wir haben uns bewusst für diesen Ort entschieden. Schließlich wollen wir uns verstärkt dort zeigen, wo nicht nur Chorfreunde warten, sondern auch Laufkundschaft den Reiz der Klänge kennen lernen kann.“

Dieser Plan ging auf. Der Sängerkreis sprach nach der Veranstaltung von 3.000 Besuchern, die im Laufe des Gesangstages mit dabei waren. Eine Zahl, die Lust auf mehr macht. Zumindest sieht Bross anhand dieses Beispiels eine Möglichkeit, vermehrt auf ungewöhnliche Orte für Veranstaltungen zu setzen. Das Festkonzert im August 2007 wurde daher bewusst nicht in der Luise-Albertz-Halle, sondern im Theater Oberhausen veranstaltet. Mit der vollen Bandbreite - von Schubert-Quartett bis Frauenchor - setzte der Sängerkreis auf ein abwechslungsreiches, aber nicht überfrachtetes Programm. In solch einem Wechselspiel alle Facetten der Chorarbeit unterzubringen, ohne hemmende Längen zu erzeugen, ist gar nicht so einfach. Das Wirken in einem Chor wird heute von verschiedensten Einflüssen tangiert.

Um dies alles zu erschließen, lohnt es sich, ein wenig in der 80-jährigen Historie des Sängerkreises zu stöbern. Los ging es 1926, als



*Zum Jubiläum des Sängerkreises gab es im Innenhof des Schlosses Oberhausen ein Serenadenkonzert*

die Männer- und Frauenchöre noch verschiedenen Bünden angehörten. Der Rheinische Sängerbund gehörte dazu, genauso wie der Arbeiter-Sängerbund oder der Deutsche Sängerbund. Die Zusammenlegung der Gemeinden Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade sorgte für den letztlich praktizierten Entschluss: Eine Neuorientierung der alten Bezirksgruppen musste her. Gesagt, getan. Julius Eggert vom M.G.V. Ossian wurde erster Vorsitzender. Eine Neuordnung, die später gegen den Willen der Sangesbrüder nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten hinfällig wurde. Die Nazis ordneten nach eigenem Ermessen die Chorarbeit organisatorisch neu. Erst nach Kriegsende, im Jahr 1946, schlossen sich die Sänger unter Mitwirkung von Franz Bross sen., Ernst Traut, Georg Kerschlin, Hans Baumeister und zahlreichen weiteren Aktiven wieder in ihrem alten Sängerkreis zusammen. Und dies bereits ein Jahr bevor sich der Sängerbund Nordrhein-Westfalen auf Landesebene konstituierte. Der Rest ist Geschichte. Eine Geschichte, die über Jahrzehnte von allem reichlich bot: Veranstaltungen, Treffen - und stimmliche Leistungen.

134

Diese Reise durch die Historie ist Beispiel für den Wandel der Zeit, der auch vor der Chorszene keinen Halt machte. Bross: „Klassische Chorvarianten sind in der Regel Darbietungen, die A cappella mit einem Klavier vorgetragen werden.“ Nun ist der Sängerkreis

in der glücklichen Situation, auch junge Chöre und Ensembles in seinen Reihen zu haben: Am Nachwuchs kommt keiner vorbei. Während die klassischen Männergesangsvereine reifere Altersklassen anlocken, werden bei jüngeren Zusammenschlüssen moderne Einflüsse hörbar. „Dort hat sich in den letzten Jahren einiges getan. Vor allem in neu gegründeten Ensembles sind viele junge Musiker engagiert.“ Auch wenn die weitere Nachwuchsgewinnung ein großes Anliegen der Sänger bleibt, sind mit den Chören Fresh, Joyful Noise und dem Ruhrpott-Pourie-Chor bereits drei jüngere Musikerfusionen im Oberhausener Sängerkreis organisiert. Bei den Konzerten halten nun moderne Einflüsse wie E-Gitarre und Halbp Playback, aber auch Gospel und englischsprachige Texte Einzug in die Chorlandschaft. Dass dies bei Traditionalisten nicht nur auf Gegenliebe stößt, ist Klaus-Dieter Bross durchaus bewusst. Doch Vor-



*Moderne Chorliteratur im festlichen Ambiente des Theaters Oberhausen: der Sängerbund GHH Sterkrade 1868*

behalte müssen nicht zwingend Hindernisse sein. „Selbst Männer- und Frauenchöre mit älteren Sangesbrüder singen mittlerweile englischsprachige Texte, obwohl manche die Sprache nicht beherrschten.“ Am Anfang wurde daher etwas getrickst. „Zunächst

gab es kleine Hilfsmittel. Zettel, auf denen der Text mit Lautschrift notiert war.“ Grundsätzlich sieht Bross den Wandel auch in der Chorszene nicht als Gefahr, sondern als zusätzliche Belebung - und Chance.

Obgleich es auch Grenzen gibt: „Chormusik hört sicherlich dann auf, wenn letztlich zu viele künstliche Einflüsse die reale Musik verfälschen.“ Nicht alles, was als Innovation daher kommt, sollte sorglos übernommen werden. Was an Castingshows über die Mattscheibe flimmert, mag inhaltlich durchaus streitbar sein. Aber positive Impulse brachten die Popstars und Superstar-Sucher Dieter Bohlen auch für die Chorszene. Bross: „Diese Sendungen haben das Engagement und das Interesse junger Leute zweifellos geweckt und Musik wieder populär gemacht.“ An den Musikschulen hatte sich dieser Trend in steigenden Teilnehmerzahlen geäußert. Der Nutzen auch für die Chöre soll weiter ausgebaut werden. „Da sollten wir stärker was abgreifen können.“

Dazu gehört sicher, dass man neue Ideen nicht scheut. Am Rhein-Herne-Kanal könnten Konzerte auf einem musikalischen



*Singen macht bereits im Kindesalter Freude, wie die Kids vom Kindergarten St. Clemens beweisen*

Kutter eine Alternative zu Saal- und Hallenveranstaltungen sein. Das sind für den Sängerkreis derzeit lose Überlegungen. Ebenso wäre der Gasometer ein reizvoller Ort für ein Konzert mit einer prägenden und der Region verwurzelten Kulisse.



*Mit vereinten Stimmen auf dem Weg in die Zukunft: der MGV Cäcilia 1853 Sterkrade und der Kolpingchor 1958 Sterkrade*

Eine Veränderung im Terminkalender des Sängerkreises ist mit der zentralen Jubilarehrung längst praktiziert. Seit acht Jahren werden die Auszeichnungen der verdienten Sangeschwestern und -brüder mit allen Vereinen gemeinsam veranstaltet. Weg von der Kleinteiligkeit, hin zu kollektiven Treffen. Bross: „Es ist schon sinnvoller, wenn die Chöre ihre Gemeinsamkeiten neu entdecken. Es sollen Veranstaltungen sein, bei denen alte Erinnerungen aufgefrischt werden. Die Sängerinnen und Sänger der verschiedenen Chöre sollen wieder ins Gespräch kommen.“ Rund 150 Gäste treffen sich mittlerweile bei diesen zentralen Ehrungen. Ausgerichtet wird die Übergabe der Urkunden jeweils wechselnd von einem Verein des Sängerkreises.

Was genau die Faszination des Chorgesangs ausmacht, wird bei den Aktiven ganz unterschiedlich bewertet. Einige Begriffe fallen aber immer wieder: Familie, ein Stück Heimat, gute Gesellschaft oder einfach die Freude am Gesang. Doch während in früheren Jahren eher zum Spaß an der Freude die Stimme erhoben wurde, geht es heutzutage oftmals in Leistungswettbewerben auch um das wettbewerbsmäßige Singen. „So etwas steigert die Attraktivität, wenn in Wettbewerben der beste Chor eine Auszeichnung erhält. Zumal es beim Leistungssingen auch um finanzielle Zuwendungen für die Vereinskasse geht.“

Die Chorszene in Oberhausen bleibt jedenfalls in Bewegung. Auch nach 80 Jahren. Gerade, weil sich die Sängerinnen und Sänger nicht nur auf ihrem traditionellen Gelände bewegen, sondern auf ihr Publikum zugehen. Das klingt gut.

## Jubilar mit großen Plänen

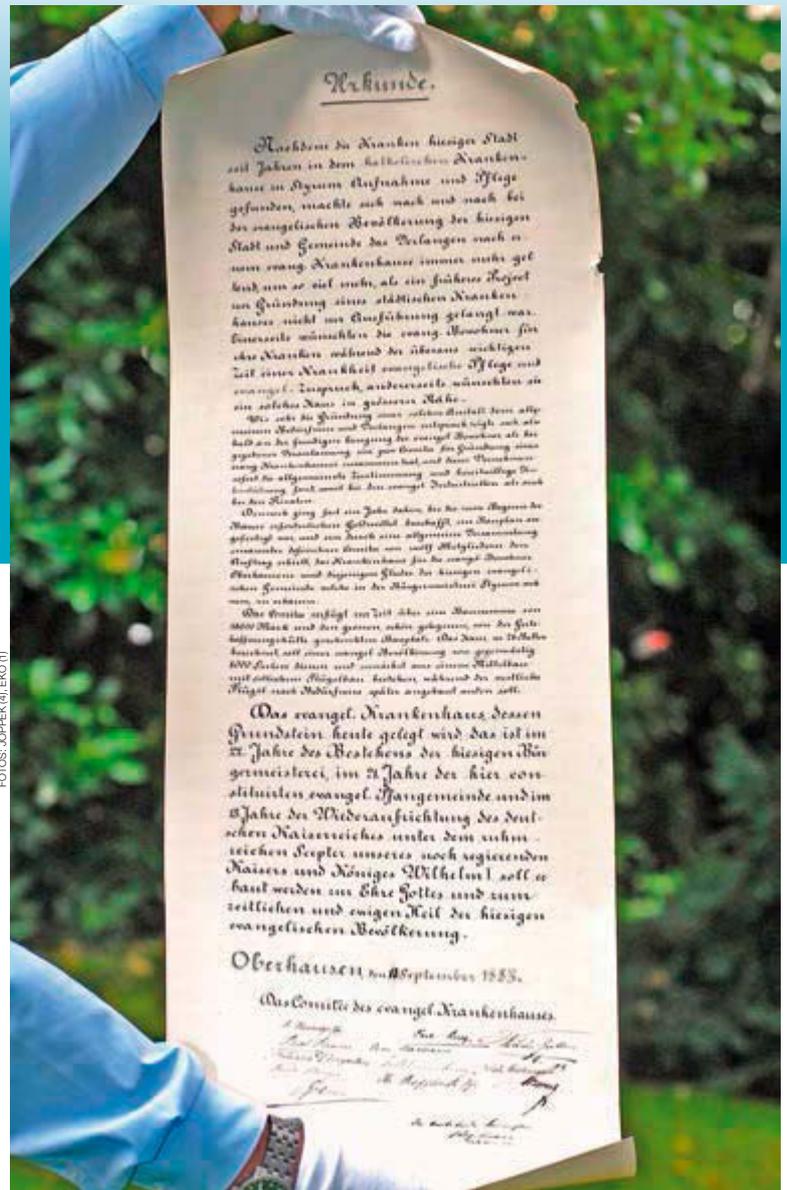
**Das Evangelische Krankenhaus wurde vor 125 Jahren aus der Taufe gehoben und investiert kräftig in Technik und Gebäude**

VON ROLF KIESENDAHL

Unterschätzt die Oberhausener nicht. Obwohl ihre Stadt nicht einmal 150 Jahre alt ist, entwickeln sie ein starkes Heimatgefühl. Sie mäkeln oft an ihr herum, was der Zuneigung aber keinen Abbruch tut. Und es gibt Fixpunkte im Leben jeder ihrer Bürgerinnen und Bürger. Die Kirche, in der man getauft wurde, die Schule. Der Kaisergarten als Ziel für Sonntagsausflüge. Und natürlich das Evangelische Krankenhaus, das 2008 sein 125jähriges Bestehen feiert. Von denen, die Oberhausen als Geburtsort im Pass stehen haben, kam vermutlich ein größerer Teil hier zur Welt. Und nicht wenige vertrauten im Laufe ihres Lebens den Künsten der Ärzteschaft im Evangelischen Krankenhaus Oberhausen, das im Zeitalter der Abkürzungen nur noch EKO genannt wird. Kurzum: Eine prägende Verbindung.

Zwischen Kaiser und Kumpel - so hat ein geschätzter, leider verstorbener Kollege vor gut einem Vierteljahrhundert ein Kapitel der Festschrift zum 100jährigen Jubiläum betitelt. Eine Zeitspanne atemberaubender Veränderungen wird darin geschildert, mit zwei Weltkriegen und dem Aufstieg und allmählichen Niedergang der Schwerindustrie in Oberhausen. Aber auch die gerade vergangenen 25 Jahre boten keinen Anlass zum Innehalten und Durchatmen: Die Stadt durchlief einen nahezu brutalen Strukturwandel, wurde von der einstigen Wiege der Ruhrindustrie zu einem Standort mit ausgeprägtem Handels- und Dienstleistungssektor. Und wie fast alle Krankenhäuser im Land muss sich das EKO in einem harten Wettbewerb durchsetzen, in dem nur der bestehen kann, der hohes medizinisches Niveau bietet, auf zufriedene Patienten verweisen kann und nicht zuletzt über eine gesunde Kostenstruktur verfügt.

Der Jubilar ist glücklicherweise gut aufgestellt. Mit 569 Betten hat man eine Größe erreicht, mit der man als wichtiger Player im Gesundheitsgeschäft auftreten kann. 19.000 Menschen ließen sich



FOTOS: JOPEK (4), EKO (1)

**Gut erhalten bei den Umbauarbeiten in einem verzinkten Rohr in einer der Säulen des alten Hauses gefunden: die Gründungsurkunde vom 18. September 1883**

2006 hier stationär behandeln, rund 30.000 suchten die verschiedenen Ambulanzen auf. 1600 Babys kamen im EKO zur Welt, dessen Einzugsgebiet weiter über die Stadt hinaus reicht. 670 Vollzeitkräfte sorgen für das Wohl der Patienten. Und seit 2005 kooperiert das EKO unter dem Dach des Krankenhaus-Verbundes Ategris erfolgreich mit dem Evangelischen Krankenhaus Mülheim. Gut möglich, dass noch weitere Partner hinzukommen.

Es ist müßig, darüber zu streiten, wann genau das Evangelische Krankenhaus Oberhausen - die Metapher sei bei einem führenden Geburtskrankenhaus erlaubt - das Licht der Welt erblickte. Denn

schon 1882 hatte sich ein „provisorisches Comitee“ mit Pfarrer Koenigs an der Spitze gebildet, das die Gründung eines evangelischen Krankenhauses vorbereiten und die Krankenhausidee einer breiten, besonders der evangelischen Öffentlichkeit bekannt machen sollte. Erst 20 Jahre zuvor war die Gemeinde Oberhausen auf Geheiß des preußischen Königs Wilhelm I. gegründet worden. Damalige Einwohnerzahl: 5590. Das Comitee leistete ganze Arbeit. Privatleute und Firmen griffen tief in die Schatulle. Rasch kam die für damalige Zeiten enorme Summe von 12.800 Mark zusammen.



*Das historische Hauptgebäude des Evangelischen Krankenhauses mit Haus A an der früheren Hochstraße, heute Virchowstraße (Aufnahme von 1912)*

Doch ohne die Gutehoffnungshütte hätten die EKO-Pläne wohl noch eine Weile vertagt werden müssen. Der Stahl-Gigant stellte ein „zwei Morgen, 119 Ruten“ großes Grundstück unentgeltlich zur Verfügung. Damit war der Weg frei für die Grundsteinlegung am 18. September 1883, dem inzwischen offiziellen Gründungsdatum des EKO, das im gleichen Jahr den ersten Arzt einstellte: Dr. Wilhelm Blumberg, dessen Urenkel Lothar Blumberg später Vorsitzender des Kuratoriums werden sollte.

Ein Krankenhausarzt galt damals als Neuerung, denn bis dato übernahm üblicherweise der Hausarzt die medizinische Betreuung, während das Krankenhaus für die Pflege zuständig war. Eine Aufgabe, die im EKO Kaiserswerther Diakonissen übernahmen. Das Patientenaufkommen war zunächst recht überschaubar. Manche Quellen sprechen von 13, andere von 18 Betten in der Startphase. Erst 1891 wird der erste Assistenzarzt eingestellt, dem neben einem jährlichen Gehalt auch freie Wohnung und Verpflegung gewährt werden. Um diesen Aufwand zu finanzieren, nimmt das EKO für jede Narkose zehn Mark. Im Jahr fallen 150 Narkosen an. Zugleich muss der Pflegesatz wegen der gestiegenen Preise für

Lebensmittel erhöht werden. Einheimische zahlen fortan 1,25 Mark pro Tag, Auswärtige 1,50 Mark. 1897 ein weiterer Meilenstein: Es erfolgt der Anschluss an das „Rheinisch-Westfälische Telephonnetz“.

Im nun anbrechenden 20. Jahrhundert blüht die Industrie Oberhausens und mit ihr die Stadt und das Krankenhaus. Ein wichtiges Ereignis war die Anschaffung des ersten Röntgengeräts anno 1902. Sieben Jahre zuvor waren die Strahlen, die die Medizin veränderten, entdeckt worden. 1907/08 wurde die Krankenpflege-



*Für über 23 Mio. Euro entstehen derzeit zwischen Virchow- und Arndtstraße unter anderem eine neue Radiologie und ein Operationszentrum mit sechs Einheiten*

schule gegründet. Als weiteres einschneidendes Datum gilt der 1. Juli 1913, als die Schwestern des Deutschen Gemeinschaftsdiakonieverbandes Marburg/Lahn ihre Arbeit aufnehmen. Sie sollen den Kranken nicht nur zur „Gesundung verhelfen, sondern auch durch Gebet und Zuspruch trösten“, heißt es. 1921 übernimmt der Diakonieverband dann auch die wirtschaftliche Führung des Hau-

ses. Das EKO entwickelt sich in rasantem Tempo. Doch es gibt auch herbe Rückschläge, vor allem durch die beiden Weltkriege. Ein schwarzes Jahr war 1943, als das Haus von Bomben getroffen und schwer beschädigt wurde. Ein Diakonisse erinnerte sich: „Wir verloren dann doch den Schwesternhaus-Neubau und die Privatklinik durch eine Luftmine. Haus E mussten wir den Flammen überlassen, ebenso das Obergeschoss von Haus A. In Haus C durchschlag eine Bombe alle Stockwerke und blieb im Operationsflur als Blindgänger liegen. Unter diesem Boden hatten 150 Menschen,



*Kleine Patienten in der Kinder-Ambulanz des EKO*

krankte und gesunde, Schutz gesucht. Zwei Bomben trafen das Krankenhaus an der Arndtstraße. Sie drückten die Schutzmauer samt Hauswand in den Raum, wo zwölf oder 14 Patienten lagen.“

Nach dem Krieg: Wiederaufbau, Wirtschaftswunder. Das EKO war und bleibt eine feste Größe im sozialen Leben und der medizinischen Versorgung der Stadt. Natürlich veränderten sich im Laufe der Zeit auch die Strukturen. Eine Aufteilung und Spezialisierung der medizinischen Versorgung, wie sie heute Standard ist, gab es damals nicht. Doch mehr und mehr werden die Aufgaben geteilt. Aus der im ersten Weltkrieg eingerichteten Lazarettabteilung für innere Krankheiten wird die innere Abteilung. Erste Überlegungen zur Einrichtung einer Gynäkologie gab es schon 1908. Vollzogen wird der Schritt aber erst 1929, bis dahin blieb die Gynä-

kologie Anhängsel der Chirurgie. 1913 wurde eine Station für Hautkranke, 1921 eine für HNO installiert - beide gibt's heute nicht mehr. Neue Aufgaben kamen hinzu, wandelten oder splitteten sich. Auf Kostendruck, Bevölkerungsentwicklung, Fortschritte von Medizin und Technik muss reagiert werden. Auch in einem Krankenhaus ist nur eines stetig: Die Veränderung. Heute verfügt das EKO über hochspezialisierte Kliniken und Fachbereiche für Anästhesie, Frauenheilkunde und Geburtshilfe, Allgemeine, Unfall- und Gefäßchirurgie, Urologie, Kinder- und Jugendmedizin,



*Modernste Operationstechnik - hier bei der OP eines Kleinkindes*

Kinderchirurgie, Innere Medizin, ein sozialpädiatrisches Zentrum, Kardiologie und Angiologie, Geriatrie, Diagnostische Radiologie, Labor und Mikrobiologie sowie über ein Institut für Pathologie.

Damit ist man auf dem Markt gut positioniert. Was die EKO-Verantwortlichen aber nicht davon abhält, das Haus zukunftssicher zu machen. Für insgesamt 23,3 Mio. Euro, 19 Mio. davon stammen vom Land, entstehen derzeit zwischen Virchow- und Arndtstraße unter anderem eine neue Radiologie und ein Operationszentrum mit sechs Einheiten. Die lang vermisste Zentralambulanz wurde bereits im Sommer 2007 realisiert. 2008 soll dann der hässliche Bunker auf dem Krankenhausgelände fallen. Aber erst einmal ist eine Grundsteinlegung für den Neubau geplant - wie damals am 18. September 1883, als alles anfing.

HELFEN

## Auch die Stones ins rechte Licht gerückt

*Das Technische Hilfswerk wird nicht nur in Krisengebiete oder zu Schadensfällen gerufen*

VON MARTIN BERGER

„Wenn es Blasen regnet, soll es drei Tage Dauerregen geben“, sagte Rita M. aus Bitterfeld. „Aber das ist doch Quatsch“, erwiderte ihr Mann Rüdiger. Das war an einem Sonntagnachmittag im Jahr 2002. Als es dann am Montag immer noch den ganzen Tag regnete, fanden die Beiden das mit den Blasen und dem vielen Wasser, das sich nun vom Himmel ergoss, sogar noch ein bisschen lustig. Doch als sie dann abends den Fernseher einschalteten, ist ihnen das Lachen ganz schnell vergangen. Bewegte Bilder, die die Gewalten des Wassers dokumentierten. Die ersten Keller werden leer gepumpt, dann die ersten Stromausfälle, und auch das Telefonieren aus dem Festnetz wird zu einem Geduldsspiel. Deiche drohen zu brechen, und wo vor kurzem noch saftige Wiesen waren, auf denen Kühe grasten, ist über Nacht eine Seenlandschaft entstanden. Häuser und Stadtteile werden von der Außenwelt abgeschnitten, eine Katastrophe nimmt schließlich ihren Lauf. Chaos in der Stadt. Und wenn die Hilfsorganisationen wie die Feuerwehren vor Ort an ihre Grenzen stoßen, dann kommt meistens das Technische Hilfswerk (THW) zum Zug. So wie in diesem Fall in Bitterfeld. Unzählige Säcke sind da mit Sand gefüllt und zu neuen Dämmen aufgestapelt worden.

Mit dabei war auch die Einsatztruppe vom Ortsverband in Oberhausen, die schnell im Krisengebiet war und dort Schlimmeres verhinderte. Da musste jetzt alles ganz schnell gehen. Als die Dämme immer weicher wurden, ist die „Alarmpkette“ aktiviert worden. Es wurden Verbände aus Regionen angefordert, in denen es kein Hochwasser gab. So wie in Oberhausen. „In der Regel klingelt dann bei mir das Telefon, das kann auch morgens um zwei sein, und dann gibt’s die klassische Telefonkette. Innerhalb kürzester Zeit, meistens in weniger als einer Stunde, sind die Helfer abfahrbereit“, weiß Martin Schubert, der den Einsatz in Bitterfeld leitete.



FOTOS: JOPPEK(2), THW (3)

*Mehrere Tage nach dem Sturm Kyrill im Januar 2007 war die THW-Crew noch im Einsatz*

Der 54-jährige ist seit 1973 beim THW, weil er damals nicht zur Bundeswehr wollte. „Eher hätte ich den Teufel am Schwanz gepackt und ihn daran aus der Hölle gezogen, als zur Bundeswehr zu gehen“, so Schubert, der dem THW auch nach seiner Pflichtzeit weiter treu geblieben ist. Aus den sechs Pflichtjahren sind inzwischen 34 geworden. Der Einsatz beim THW gilt als Bundeswehr-Ersatzdienst - wenn man mindestens sechs Jahre dabei bleibt. „Du lernst viel und musst nix dafür zahlen. Das ist eine breitbandige Ausbildung mit spannender Technik“, so der sympathische THW-Mann, der so ganz nebenbei auch noch der einzige Sprengmeister in Oberhausen ist. Wenn ein Gebäude kontrolliert in sich zusammensacken soll, weiß Schubert ganz genau, wann und wo das mit wie viel Sprengstoff zu machen ist. Das Leistungsspektrum der Fachgruppe Sprengen reicht vom Deichsprengen, um bei extremen Hochwasserlagen das angestaute Wasser kontrolliert abfließen zu lassen, bis hin zum kontrollierten Niederlegen von einsturzgefährdeten Gebäuden oder Bauwerksteilen.

Zurück zu den Einsätzen. Auch international ist das THW Oberhausen schon mehrmals zum Einsatz gekommen. Zu den Auslandseinsätzen gehörten u. a. die Aufräumarbeiten nach dem Cha-



*Beim Rolling Stones-Konzert 2003 illuminierte das THW das Gelände neben der Mega-Bühne an der Osterfelder Straße*

os, das das Sturmtief „Lothar“ in Frankreich hinterlassen hat. Über 150 THW-ler aus Oberhausen haben da von jetzt auf gleich, also nach dieser Telefonkette, die Ärmel hoch gekrem-pelt, ordentlich in die Hände gespuckt und mit aufgeräumt. Aber auch als bei einem Auftritt der Rolling Stones im Jahr 2003 für einen Tag in Oberhausen der „Ausnahmestand“ ausgerufen wurde, sorgte die THW-Crew dafür, dass Mick Jagger und Keith Richard ins „rechte Licht“ gerückt wurden. Das THW illuminierte nämlich den kompletten Backstage-Bereich und das Gelände neben dieser Mega-Bühne.

Andere Qualitäten waren im Jahr 2005 beim Weltjugendtag in Köln gefragt, wo die Oberhausener Einsatztruppe ebenfalls für die Beleuchtung sorgte und außerdem noch eine große Feldküche aufbaute und große Töpfe zum Brodeln brachte. „Wir müssen innerhalb kürzester Zeit in der Lage sein, bis zu 400 Personen verpflegen zu können“, so Martin Schubert, der stellv. Ortsgruppenleiter in Oberhausen. Genauso wie beim „Sommermärchen“ 2006. Da waren es die THW-Küchenmeister, die während der Fußball-WM im eigenen Land für das leibliche Wohl der zahlreichen Polizisten verantwortlich waren.

Und als ein Tornado eine Schneise der Verwüstung durch Oberhausen gezogen hatte, waren es u. a. die Jungs vom THW, die schnell wieder für Ordnung sorgten. Als ein Großfeuer einen Ober-

hausener Baumarkt in Schutt und Asche legte, war der THW ebenfalls schnell vor Ort und hat mit seinen riesigen Notstromaggregaten, die von einem Unimog gezogen werden, und etlichen Scheinwerfern die Nacht zum Tag gemacht. Die Feuerwehrmänner haben diesen Service bei ihren Löscharbeiten dankend in Anspruch genommen.

Kyrill, dessen Name „der rechte Gebieter“ bedeutet, wird von den Slawen als Heiliger und Apostel verehrt. Als Sturmtief hat sich Kyrill im Januar 2007 zwar nicht als besonders heilig gezeigt, dafür aber seinem Namen alle Ehre gemacht. Innerhalb eines Tages und einer Nacht hat der stärkste Orkan, der seit 20 Jahren über Deutschland hinwegfegte, ganze Waldgebiete umgelegt, unzählige Dächer abgedeckt, für Stromausfall gesorgt und das erste Mal in der deutschen Eisenbahngeschichte den Zugverkehr völlig zum Stillstand gebracht. Wie die Financial Times Deutschland berichtete, belastet Kyrill europaweit die Rückversicherer mit bis zu acht Milliarden Euro. Der Sturm „Lothar“, bis dato Spitzenreiter in den Statistiken, richtete 1999 einen Schaden von etwa sieben Milliarden Euro an. Bei Kyrill hatte das THW seine Katastrophe also quasi vor der eigenen Haustüre. Mehrere Tage nach dem Sturm Kyrill war die THW-Crew noch im Einsatz. Neben Aufräumen im Sauerland war Versorgen am Niederrhein angesagt - Versorgen mit



*Rettungsübung mit Schlauchbooten auf dem See im Oberhausener Kaisergarten*

Strom. „Da haben wir große Bauernhöfe mit Strom versorgt, damit die Kühe gemolken werden konnten“, erinnert sich THW-Ortverbandsbeauftragte von Oberhausen, Klaus Kösling.

Auch der Nachtriathlon, der 2007 zum ersten Mal in Oberhausen ausgerichtet wurde, wäre ohne den THW in dieser Form gar

nicht möglich gewesen. Die Schwimmstrecke im Kanal, die Marina und die Wechselzone wurden von der THW-Fachgruppe Beleuchtung mit Scheinwerfern perfekt ausgeleuchtet. Aber auch Zoll- oder Fahrzeugkontrollen von Polizei und Bundesgrenzschutz wären ohne die leistungsstarke Beleuchtungstechnik kaum möglich. Regelmäßig wird deshalb die Oberhausener Beleuchtungstruppe zum Ausleuchten verschiedener Einsatzorte angefordert. Nicht ganz so spektakulär aber ebenso wichtig sind die „Alltagsgeschäfte“, die es regelmäßig in Oberhausen zu erledigen gilt. Dazu zählen u. a. die Absperrmaßnahmen bei den Karnevalszügen, beim Ruhrmarathon und beim Citylauf. Eher unauffällige, aber eben auch unverzichtbare Aufgaben.

Die Bundesanstalt Technisches Hilfswerk (THW) ist eine der tragenden Säulen des Zivil- und Katastrophenschutzes in Deutschland und ein unverzichtbarer Bestandteil der örtlichen Gefahrenab-



*Unterstützung für die Berufsfeuerwehr beim Brand eines Baumarktes auf der Buschhausener Straße*

wehr. Das THW leistet technische Hilfe im In- und Ausland und steht als Bundesorganisation den Ländern zur Verfügung. Die Einsatzkräfte sind gut ausgebildete Experten. Mit Fachwissen und Spezialgeräten ist das THW kompetenter Partner für Feuerwehr, Polizei und andere Organisationen. Diese enge Verknüpfung sorgt für einen maximalen Schutz der Bevölkerung. Fast 80.000 ehrenamtliche Einsatzkräfte - darunter Techniker, Ingenieure und Spezialisten anderer Fachgebiete - arbeiten heute für das bundesweit organisierte THW.

Das THW untergliedert sich in acht Landes- bzw. Länderverbände, 66 Geschäftsstellen und 668 Ortsverbände. Über 8.400 Fahrzeuge unterschiedlicher Art und Ausstattung stehen dem THW zur Verfügung.

Von den rd. 17.000 ehrenamtlichen THWlern in Nordrhein-Westfalen haben 160 ihren Platz in Oberhausen, direkt neben der Feuerwache an der Brücktorstraße. Dazu kommen noch 38 Jugendliche zwischen zehn und 17. „Chef des Ganzen“ ist der Stadtverordnete



*Seit 34 Jahren beim THW und „nebenbei“ noch der einzige Sprengmeister in Oberhausen: Martin Schubert*

Klaus Kösling, gleichzeitig stellv. Landessprecher. Kösling ist bereits seit 22 Jahren beim THW und seit 1991 der Ortsbeauftragte. Sein Vertreter: Martin Schubert. Die Beiden teilen sich ein kleines Büro. Schlicht und einfach zwar, aber stets für den Notfall gerüstet. „THW - Mit Freude helfen“ - steht zwischen den hunderten Fotos, die im THW-Gebäude im Flur an den Wänden hängen. Das ist nicht nur ein Spruch, das ist die Philosophie des THW in Oberhausen.

Mit Technik und Fachwissen retten THW-Einsatzkräfte Menschen, aber auch Tiere aus Gefahrenlagen, bergen bedrohte Sachwerte, überbrücken ausgefallene Versorgungseinrichtungen, leisten Räumarbeiten und richten Wege und Übergänge her. Die Vielfalt der Fachgruppen spiegelt das Einsatzspektrum des THW wider: Das THW hilft bei der Bekämpfung von Überflutungen, bei der Stromversorgung und beim Aufbau mobiler Kommunikationszentralen. Außerdem gibt es speziell für Auslandseinsätze so genannte Schnell-Einsatz-Einheiten für die Bergung (SEEBA) und Wasseraufbereitung (SEEWA). Das Leistungsspektrum des THW bei der Hilfe im Ausland reicht von der Soforthilfe, zum Beispiel nach schweren Erdbeben, bis hin zum Wiederaufbau. Die Regierungsorganisation THW bietet dabei die Sicherheit einer soliden und kompetenten Umsetzung von Projekten. Denn nicht umsonst verlassen sich immer mehr Partnerorganisationen, wie beispielsweise die Vereinten Nationen und die Unesco, auf die Erfahrungen des THW in den Katastrophen- und Krisengebieten auf der ganzen Welt. Irgendwie beruhigend, dass es so etwas gibt.

## Einfach bewegend

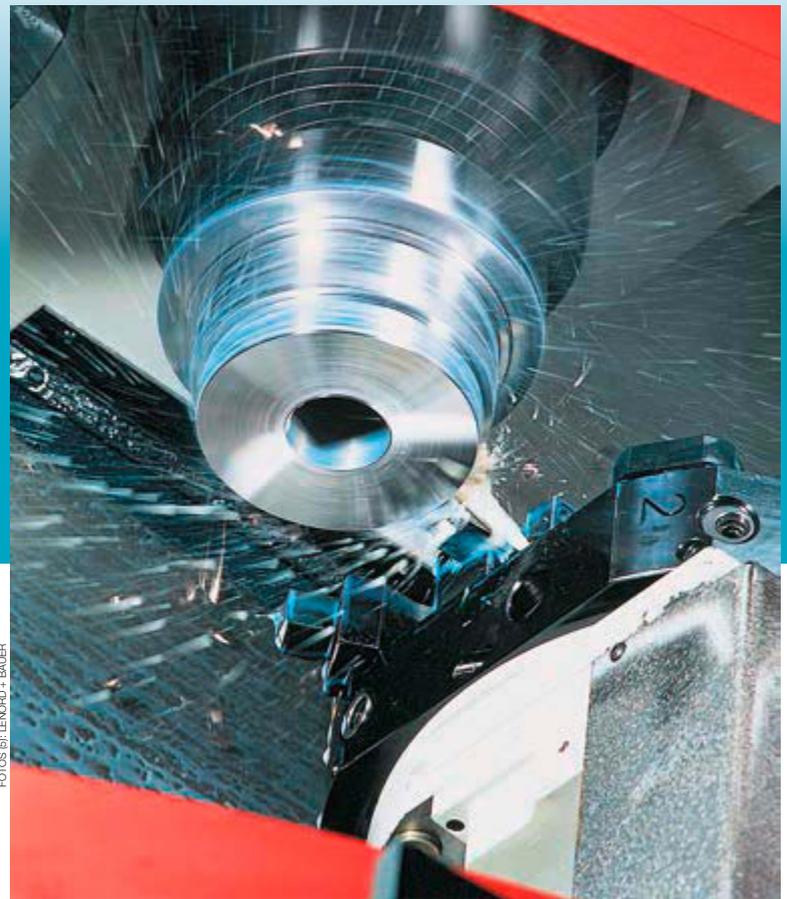
*In einem Keller fing alles an, heute entwickelt „Lenord + Bauer“ Steuerungstechniken, die überall auf der Welt Maschinen in Gang setzen*

VON HANNES FRITSCHKE

Irgendwann hat den Mann offenbar das Mitleid überwältigt. „Ich selbst brauchte ja auch eine ganze Weile, um die Technik zu kapieren“, sagt Hans-Georg Wilk, „und so richtig verstehe ich die Details bis heute noch nicht.“ Das wirkt dann tatsächlich ein wenig tröstlich. Unsereiner hatte nämlich bis dahin schon zwei Stunden mit dem Geschäftsführer im Show-Room von „Lenord + Bauer“ gegessen, Bewegungsgeber und andere technische Wunderwerke bestaunt, und sich dabei bemüht, ein paar Fragen zu stellen, mit denen man sich nicht vollends blamiert.

„Wir sind Spezialisten für Bewegung“, heißt es in der Eigenwerbung über die Erfolgsfirma aus Königshardt. „Wir stellen Ihnen unsere Kompetenz für komplette Systemlösungen im Bereiche der Bewegungserfassung und -steuerung zur Verfügung. Gemeinsam mit Ihnen analysieren wir Ihre speziellen Automatisierungsaufgaben und entwickeln und implementieren bedarfsgerechte Lösungen.“ Aha! Mit zwei Produktionslinien würde gearbeitet, erfahren wir dann noch, nämlich in den Bereichen Sensorik und Steuerungstechnik. Als Lektüre bedeutet das hartes Brot. Doch die Geschichte besitzt keineswegs nur eine komplizierte Seite, sondern auch eine märchenhafte.

Die Erfolgsstory beginnt 1965 in einem Kellerraum mitten in Oberhausen. Vier Unternehmer tüfteln an industriellen Kompaktsteuerungen, speziell nach den Wünschen der Kunden. Zehn Jahre später produziert das Unternehmen erstmals Standardprodukte für die Industrie. Bald wird der Kellerraum zu klein und die Gesellschafter ziehen mit ihren zwölf Mitarbeitern an die Dohlenstraße, wo noch heute der Firmensitz angesiedelt ist. Irgendwann kam dann auch Hans-Georg Wilk ins Spiel. „Der Oberhausener Junge“ (Wilk über Wilk) hatte das Novalis-Gymnasium besucht, anschließend eine Lehre bei der Commerzbank absolviert und in Duisburg Wirtschaftswissenschaften studiert. Ganz normal habe er sich



FOTOS ©: LENORD + BAUER

*Auch diese Industriedrehmaschine benötigt einen schnellen Spindeltrieb*

dann 1986 an der deutschlandweiten Ausschreibung beteiligt und wurde genommen. Zunächst als Assistent der Geschäftsführung, als sich die Gesellschafter zurückzogen, im Jahre 1996 als Geschäftsführer.

Mit „Lenord + Bauer“ ging es steil nach oben. Vor allem im letzten Jahr boomte es richtig. Von 140 auf 180 Mitarbeiter schoss die Zahl der Belegschaft nach oben. In mehreren Sparten ist man Marktführer an der Grenze zum Monopolisten. 80 Prozent der Sensoren für High-Speed-Cutting beliefern die Königshardter. Industriemaschinen, die drehen, fräsen oder bohren, benötigen wahnsinnig schnelle Spindeltriebe, denn das Material lässt sich oft nur mit hohen Drehzahlen bearbeiten. „Das Problem ist die Kühlung“, erklärt Wilk. Die Geschwindigkeiten müssten geregelt werden, die Maschinen schnell und präzise laufen. Mit bis zu sagenhaften 60000 Umdrehungen sogar so schnell, dass die Späne wegfliegen und die Hitze mitnehmen. Mit Steuerungen aus Oberhausen wird auch die boomende Windkraft-Energie beliefert. Geregelt wird damit die Stellung der Flügel, damit das Rad gleichmäßig laufen kann. Im Extremfall könnte der Wind sonst sogar die ganze Anlage umpusten. 3000 bis 4000 Windräder pro Jahr werden



*Mit Steuerungen aus Oberhausen wird die boomende Windkraft-Energie beliefert*

von „Lenord + Bauer“ ausgestattet, gebaut werden weltweit etwas mehr als 10000.

„Wir sind manchmal selbst überrascht, wo unsere Systeme überall im Einsatz sind“, sagt der dreifache Familienvater, der heute in Hünxe lebt. Zum Beispiel in industriellen Bäckereien, wo das Brot aus dem Ofen kommt und „mit irrer Geschwindigkeit und sehr präzise geschnitten wird“. Kein Problem für die Tüftler aus dem Norden der Stadt. „Beliebig kompliziert“ könne die Aufgabenstellung sein, die Firma werde sie lösen.

Königshardter Sensoren geben Signale an Wickelmaschinen für Garn und Seide, aber auch für riesige Kabeltrommeln oder wenn Blech gewickelt werden muss. Wenn an Fließbändern Holz oder andere Werkstoffe geschnitten werden, ist die Firma im Boot. Damit die Bänder nicht jedes Mal anhalten müssen - womit wichtige Zeit verloren ginge - wurde die „fliegende Säge“ erfunden, die sich der Geschwindigkeit angleicht und mitfährt.

Wo „Lenord + Bauer“ eingreift, wird in der Regel rationalisiert, als Arbeitsplatzvernichter fühlt sich der 50-jährige Wilk trotzdem nicht. „Bei diesem Thema müssten wir eine grundsätzliche Debatte über den Sinn und Zweck des Menschseins führen“, glaubt Wilk. Im Ruhrgebiet beispielsweise wolle auch keiner mehr in Armut und Dreck wie früher leben. „Vor langer Zeit arbeiteten die meisten Menschen auf dem Feld, um sich zu ernähren. Als die Landwirtschaft an Bedeutung verlor, gab's Arbeit im industriellen Bereich. Jetzt verlagert sich vieles in die Dienstleistung“, erklärt Hans-Georg Wilk, der gleichwohl einräumt, dass es bei denen weh tut, „die an der Schnittstelle der Veränderung“ direkt vom Umbruch betroffen sind.

Für den Geschäftsführer bedeuten die Mitarbeiter der Firma das wichtigste Kapital. Natürlich behaupten dies fast alle Firmen-



*Komplette Systemlösungen im Bereich der Bewegungserfassung und -steuerung*

Chefs, aber in Königshardt könnte das wohl hinkommen. Alle Angestellten werden am Gewinn beteiligt. Und zwar so, dass man nicht manipulieren könne. „Vom Bruttogewinn, also noch ehe an-



*Seit 1996 Geschäftsführer der Königshardter Firma Lenord + Bauer: Hans-Georg Wilk*



*Mit Sensorik von Lenord + Bauer läuft diese Laserschweißmaschine*

dere Entnahmen vorgenommen werden können, fließt jedes Jahr ein bestimmter Prozentsatz auf die Konten der Mitarbeiter“, erklärt der Kaufmann. 2006 durften sich die Angestellten über beachtliche 15 Monatsgehälter freuen.

Die Belegschaft soll zufrieden sein. Fachliche Kompetenz werde im Einstellungsgespräch als notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung abgefragt. Dies bekomme man an der Uni vermittelt. Mit der sozialen Kompetenz sehe das schon anders aus. Wilk: „Ich unterscheide nicht zwischen technischen und organisatorischen Problemen. Es gibt keine Probleme an sich.“ Lange hätte er gebraucht, um das zu begreifen: „Aber es sind immer nur die Menschen. Es löst sich alles wie von selbst, wenn die richtigen Mitarbeiter an der richtigen Stelle sind.“

Genau das hört sich indes leichter an als es ist. Fachkräfte mit sozialer Kompetenz zu bekommen, ist nicht einfach. 16 Auszubil-

dende arbeiten zurzeit in der Firma. Außerdem einige Praktikanten und Diplomanden. Die Kooperative Ingenieurausbildung (KIA) führt zweigleisig zum Ziel, auf der praktischen Schiene als Facharbeiter und gleichzeitig als Studierender auf der Fachhochschule Bochum. Aber die Firma will mehr tun. „Bildungssponsoring“ nennt Wilk den Wettbewerb für Schulen, den man ins Leben gerufen hat. Auch auf anderen, „ganz normalen“ Gebieten engagiert sich die Firma als Sponsor, ohne für großes Aufsehen zu sorgen. Regelmäßige Beträge, über deren Höhe man nicht spricht, fließen zur Heilpädagogischen Kindertageseinrichtung ins Alsbachtal. Bei der „Lebenshilfe“, die in der Nähe der Dohlenstraße sitzt, hat man eine Lagerhalle angemietet. Dorthin vergibt das Unternehmen Aufträge in der Metallverarbeitung, die einfache Fähigkeiten erfordern. Es scheint, als sei „Lenord + Bauer“ fest in der Stadt verankert. Die Firma will sich augenscheinlich auch der sozialen Verantwortung stellen, und dazu zählt bekanntlich mehr, als erfolgreich zu arbeiten und Bilanzen zu lesen.

## Chorwärts, und nicht vergessen

*Die GmbH & Chor KG ist zu einem musikalisch anspruchsvollen und originellen politischen Kabarett-Ensemble gereift*

VON TINA BUCEK

Wie alles begann: Auf diese Frage gibt es verschiedene Antworten, und vielleicht ist das auch eines der Geheimnisse, warum die „GmbH & Chor KG“ seit 25 Jahren besteht: Dass, wenn fünf Chormitglieder zusammensitzen und über die Vergangenheit erzählen, fünf ganz eigene Geschichten dabei herauskommen. Und trotzdem ein stimmiges Bild, um im Bild zu bleiben. Denn darum geht es neben vielen anderen Dingen in einem Chor ja dann doch: Um unterschiedliche Stimmen und wie Einklang daraus wird.

Die GmbH & Chor KG: Ein Chor, der sich selbst ausdrücklich „politisch links“ (Christa), „kreativ und manchmal etwas undiszipliniert“ (Karl), „immer wieder bereit, sich neu zu erfinden“ (Ute), „engagiert“ (Jupp) und „einen Haufen von Individualisten“ (Manfred) nennt - wie wird man so was?

Es gab einen Kurs, in dem eigentlich gar nicht gesungen werden sollte. Darauf können sie sich noch alle einigen, die fünf, die sich heute ihrer vokalen Wurzeln erinnern. Der Kurs war „von der VHS“ (Christa) oder „von Arbeit und Leben“ (Manfred). Was fest steht: Es war im Jahr 1982, genauer gesagt im März. Als die Friedensbewegung noch bewegt war, und auch bei den Gewerkschaften noch einiges mehr passierte als die inzwischen stark an Klassentreffen erinnernden 1. Mai-Kundgebungen. Und ebenso sicher ist man sich über den Titel der Veranstaltung. „Das politische Lied“.

„Es sollte aber nicht gesungen werden“, betont Manfred. Manfred heißt mit Nachnamen Bußmann und ist Gründungsmitglied seit der ersten Stunde. Schließlich handelte es sich bei dem „Kurs“ um eine Ernst zunehmende und öffentlich subventionierte Bildungsveranstaltung. Man war hier zu zwölft. Hinzu kam die berühmte Oberhausener Sängerin Fasia Jansen - und damit wurde dann doch gesungen, „eigentlich war der Kurs irgendwann eine Chorprobe“, lacht Manfred.



FOTOS: JOPEK(ZI, PRIVAT (8))

*Beim Projekt „Klangfarben“ sang der Chor Stücke aus seinem „Geier“-Programm*

Und es sprach sich rum, dass politisch links Bewegte sich trafen und Arbeiterlieder schmetterten. „Damals gab es ja noch viele Ecken, in denen sich Menschen politisch engagiert haben“, erzählt Christa. Christa ist Christa Dickmann und sagt für sich, sie habe immer den politischen Anspruch des Chores geschätzt. Die Nähe zu Bürgerinitiativen, Frauengruppen, Friedensbündnissen. „Ich kam aus der Gewerkschaftsecke.“ Weil Christa sich lange aufgerieben hatte in Gremienarbeit bei der Lehrgewerkschaft GEW und, wie sie sagt, „ich für mich selbst dabei wenig zurück bekommen habe“, machte sie sich auf die Suche nach etwas anderem. „Ich wollte mich weiter engagieren. Aber mit mehr Spaß.“

Schließlich entschloss man sich, die Sache zu nennen, wie sie war. Der Kurs war ein Chor inzwischen, und der brauchte einen Namen. „Chor Oberhausener Gewerkschafter und Gewerkschafterinnen.“ Geschmettert wurden - zumeist einstimmig - sozialistische Kampfgesänge: Arbeiterlieder, Friedenslieder, Lieder internationaler Befreiungsbewegungen.

Hymnen, Balladen, Revolutionsgesänge wurden (wieder-)entdeckt, neu komponiert, mehrstimmig gesetzt, gemeinsam gesungen und auch wieder verlegt. Wobei das politisch engagierte Liedgut auf fruchtbarem Boden gedieh: Die Abteilung Kulturpolitik des Deutschen Gewerkschaftsbundes gab in dieser Zeit vier Chorbän-



*Die GmbH & Chor KG im Sommer 2007 beim „Schwanentanz“ auf dem Friedensplatz*

de heraus. Von der Pike auf lernten die Neueinsteiger das kulturpolitische Handwerkszeug, treten auf bei Gewerkschaftsveranstaltungen von der 1. Mai-Kundgebung bis zur Jubilarehrung, bei den Ostermärschen und Lichterketten der Friedensbewegung und häufig bei antifaschistischen Demonstrationen und Gedenkveranstaltungen.

„Natürlich wollten wir gleichberechtigt entscheiden, was und wie wir singen“, sagt Manfred. Man wollte zwar Chor sein, aber doch anders. „Nicht der steife Männergesangsverein, nicht die Banane.“ Banane? „Na ja, die stehen doch immer in Bananenform da vorne auf der Bühne. So was wollten wir eben nicht.“ Und eben auch keine Hierarchien, stramm links, „ohne Kommando von oben“. Dennoch war man sich im Klaren darüber, dass es jemandes bedurfte, der den Haufen aus Individualisten musikalisch zusammenführen konnte. Chorleiterin in den ersten fünf Jahren ist Susanne Höhne-Iwer, „geliebt und gefürchtet gleichzeitig für ihre strenge Probendisziplin, die Ansprüche an Intonation und Pensum“, heißt es auf der liebevoll gestalteten Internetseite der GmbH & Chor KG. Vier Programme entstehen in dieser Zeit: Wir wollen Frieden (1984), Wieder ist es Mai geworden (1985), Wenn dieser Morgen kommt (1986) und Liebeslieder (1986). Aufgeführt werden diese Nummernprogramme mit Zwischentexten. „Aber meistens hatten die Auftritte des Chores die gefürchteten Formate umsonst und draußen - am Infostand in der Einkaufszone - oder Sand-

wich-Nummer im Falle von offiziellen Veranstaltungen“, kann Ute Bußmann heute darüber lachen. Und was ist bitte eine Sandwich-Nummer? „Na, zwei Lieder vor dem ersten und zwei nach dem letzten Redner.“

„Sozialpartnerschaftliches Schmiermittel“ (so nennen sie es selbst im Netz) ist von Anfang an die Durchführung von jährlich zwei Chorwochenenden. „Die gehören schon immer dazu und sind ganz wichtig für den kreativen Prozess geworden“, erklärt



*Bei einer der wöchentlichen Proben in der Fabrik K14 an der Lothringer Straße*



*„Fortissimo – Eine Region findet ihren Rhythmus“,  
eine Veranstaltung auf der Kanalbühne in Gelsenkirchen*

Karl. An diesen zwei Tagen, die in den letzten Jahren in einem Gruppenhaus in Marl stattfanden, werden Ideen gesponnen, hin und her gewälzt, auch Spinnereien erdacht. Wie das genau abläuft? „Wir haben eine Kreativgruppe, etwa zehn Leute, die bereitet zum Wochenende hin etwas vor. Eine Art Thesenpapier. Und auf dieser Ebene geht's dann los“, erzählt Manfred. „Ich denke, das ist auch der Grund, warum wir immer wieder auf etwas Neues kommen“ meint Christa. Und natürlich die Tatsache, dass ganz einfach die Chemie stimme. „Wir singen dann ja auch viel zusammen, tauschen uns aus, feiern, tanzen, trinken...“ Jupp verzieht den Mund zu einem Lächeln. „Das ist schon immer sehr schön.“

Das erste Jubiläum, die erste Krise: Aus beruflichen Gründen verlässt die Chorleiterin Oberhausen. Man versucht es mit einem halben Dutzend neuer Chorleiterinnen und Chorleiter. „Es war sehr unruhig“, sagt Manfred über diese Zeit. 1989 nimmt endlich Holger „Sunnyboy“ Schwartz das Heft in die Hand, „das er allerdings häufiger nicht dabei hat.“ Veränderungen in Bezug auf Liedauswahl und Auftrittformen werden ausprobiert. Szenische Darstellungen, Bühnenbilder, Texte und Lieder sollen zu einem einheitlichen Programm verschmolzen werden. Gesanglich beschränkt sich der Chor nun nicht mehr nur auf das politische Lied, sondern erweitert sein Repertoire auf Pop, Swing und Musical. Die Wende dann zur Wende: 1990/91 entsteht die erste satirisch-kaba-

rettistische Revue „Deutschland - find ich gut“. Thema: Die politische Befindlichkeit des Landes nach der Wiedervereinigung. Damit tritt der Chor erfolgreich in Oberhausen und den Nachbarstädten auf. Und endlich wachsen auch die Zuschauerzahlen und Gagen. In dieser Zeit entsteht die schöne Tradition der Konzerte for friends and family. „Ich denke, das ist bei einer Gruppe wie unserer immer so: Da kommen die üblichen Verdächtigen, und wenn man Glück hat noch ein paar Interessierte.“ Wenn Manfred das sagt, klingt es, als habe er seinen Frieden damit gemacht. Hat er? „Ja durchaus.“

Oder alles doch nur Spaß?

Immer wieder ringt der Chor um die Mischung zwischen politischem Anspruch und der Frage, wie man das zunehmend unpolitischer werdende Publikum erreichen kann. „Diese Diskussionen waren zuweilen sehr anstrengend“, sagt Christa. Wenn auch am Ende immer wieder fruchtbar. 1991 entsteht das Programm „Sun and fun“ mit einer Mischung aus Liebes-, Trink- und Spaßliedern aus aller Welt und quer durch die Jahrhunderte. Aus Anlass der Premiere wird die Neuaufstellung des Chores auch durch einen neuen Namen deutlich gemacht: Am 1. Mai 1991 erblickt die „GmbH & Chor KG“ das Licht der Welt. Mögliche Übersetzung: Gewerkschafter mit beschwingter Haltung. Mit diesem neuen Elan wächst die Zahl der Auftritte, mit denen der Chor sich langsam auch über die Stadtgrenzen hinaus am Markt platzieren kann. 1994 entsteht ein neues Programm mit dem Titel „Pommes schwarz, rot, gold“, ein „Menu zum Deutschsein und Fremdsein in Deutschland“. Fast ein Dutzend Auftritte in den folgenden zwei Jahren führen den Chor nach Bottrop, Mülheim, Gelsenkirchen, Hattingen, Sprockhövel und anderen Spielorten im Revier.

Das Ringen geht weiter. Bemerkenswert: Immer wieder schafft es der Chor, die Konflikte und Diskussionen hinsichtlich Anspruch in politischen Fragen und Bestechlichkeit durch den Unterhaltungsmarkt kreativ fruchtbar zu machen. Nach einem Jahr harter Arbeit entwickelt der choreigene Erfindungsapparat im Jahr 1998 ein provokatives Gegenkonzept zur grassierenden Political Correctness. Den neuen kulturellen Marktgegebenheiten stellt sich der Chor



*Nicht nur ein Chor, sondern auch originelles Kabarett*

mit dem Programm „Ein Chor will nach oben“: Und bietet Kultur für alle Fälle. Die Idee: Wir sind Ihre musikalische Begleitung in allen Lebenslagen - sofern Sie uns bezahlen. Ob Restauranteröffnung, Kindergeburtstag, Einweihung einer öffentlichen Erlebnistoilette oder Zechenstilllegungen - für Geld sind wir dabei. Nach dem Motto „Rent a Chor - Kohle muss her“ gibt's das passende Lied zu jedem Anlass. „Wir haben lange darüber diskutiert, ob wir so weit gehen können“, erzählt Christa. Ob man diese Form der Satire und völlig überzogene Selbstprostitution draußen noch als solche verstehe. „Irgendwann haben wir gesagt, wir machen das“, ergänzt Ute. Bereut habe es der Chor bis heute nicht.

Anarchie ist das eine, und dass sie auch unter wechselndem Führungspersonal funktioniert, hat die GmbH & Chor KG über die Jahre festgestellt. Aber auch, dass es ohne eine leitende Hand in Sachen musikalische Qualität nicht geht. Chorleiter Holger Schwartz folgt dem Ruf des Herzens (und seiner Geliebten) nach Kiel. Nach harten Vertragsverhandlungen setzt der Chor David Martin als neuen Chorleiter ein. Innerhalb eines Jahres wird ein neues Programm erarbeitet: „Unter Geiern - 100 Jahre deutsche Gründlichkeit“, ein multimedialer, musikalisch-historischer Cocktail aus Bildern, Satire und Liedern. Hier erweisen sich die Offenheit und das breite

Interesse der Chormitglieder auch für andere kreative Institutionen in der Stadt als Segen. In Zusammenarbeit mit der Geschichtswerkstatt und dem Medienkünstler Jörg Briese wird die halbe Bühne zur Projektionsfläche. Zwölf Auftritte in zwei Jahren, u.a. in Quedlinburg, lassen einen bis dahin nicht bekannten Tournee-Stress aufkommen. Und ein weiterer Partner zeigt sich interessiert und kooperationsbereit: Das Stadttheater Oberhausen engagiert den Chor 2005 für die musikalische Begleitung des Stücks „Die Judenbuche“ und ermöglicht Auftrittserfahrungen an ungewöhnlichen wie eindrucksvollen Spielorten - Kirchen und jüdische Synagogen.

Und am Ende steht die Frage nach dem Nachwuchs. „Den haben wir nicht“ - hier sind sich alle fünf wieder einig. Und auch darin, dass man ihn wohl auch nicht mehr gewinnen könne. „Nicht für einen politischen Chor.“ Und dann ist da ein Seufzen und ein Blick in die Runde. Ja, natürlich hätten viele Chormitglieder Kinder, und ja, die würden auch zu den Konzerten kommen. „Aber machen würden sie so etwas nicht“, meint Christa. Die Gesellschaft habe sich verändert. „Sich in dieser Weise zu engagieren ist bei jungen Leuten überhaupt nicht angesagt.“ Und dann die Feststellung von Jupp: „Wir werden wohl aussterben.“ Und dann ein Lächeln. „Wenn es denn so ist.“ Schade zwar. Aber dann ist es so. Dann wird es vielleicht etwas Neues geben.

## Auch die Seele braucht Hilfe

*Der Weiße Ring Oberhausen hilft seit 1983 Opfern von Straftaten*

VON ASTRID KNÜMANN

„Eine 71-jährige Seniorin wurde am Montag um 13.30 Uhr auf der Marktstraße von zwei Tätern beraubt. Die unbekanntenen Männer entkamen mit ihrer Handtasche, in der sich neben Bargeld auch Papiere befanden. Zuvor hatte einer der Täter die Seniorin gestoßen, so dass diese stürzte. Der zweite ergriff die Tasche.“ So sachlich und nüchtern lauten oft Polizeimeldungen von Straftaten. Dahinter aber verbirgt sich eine oft wochen-, manchmal monate-, gelegentlich sogar jahrelange Geschichte - die Geschichte der Opfer.

Ihr Leben ändert sich in wenigen Sekunden manchmal vollständig. Angst, Unsicherheit, manchmal sogar Panik werden nach Straftaten welcher Art auch immer von einem auf den anderen Moment zu täglichen Begleitern. Die Befragung durch die Polizei, möglicherweise eine weitere Begegnung mit dem Täter vor Gericht - all das wühlt auf, macht hilflos. Was ist zu tun? Wen muss man ansprechen? Was steht einem Opfer zu? Wer kann helfen?

Nun, helfen können die Mitarbeiter des Weißen Ringes; es ist ein gemeinnütziger Verein zur Unterstützung von Kriminalitätsoffern und zur Verhütung von Straftaten. Seit gut 30 Jahren sammeln die Mitarbeiter des Weißen Ringes Erfahrungen, sie wissen, was mit Opfern von Straftaten - seien es Raubüberfälle, Einbrüche oder gar Morde - geschieht. Sie kennen die Wege, die nach solchen Taten zu gehen sind. Wissen ganz praktisch zu helfen. Wissen auch, dass die Seele von Kriminalitätsoffern Hilfe braucht.

Der Weiße Ring wurde bundesweit im Jahre 1976 gegründet und geht auf eine Initiative von Eduard Zimmermann zurück, der damals via Fernsehen Ganoven suchte: „Aktenzeichen XY - ungelöst“. Bis heute haben sich 420 Außenstellen des Weißen Ringes gegründet, in denen etwa 3000 ehrenamtliche Helfer aktiv sind. Die Einrichtung betreut seit ihrer Gründung bundesweit rund 214 000 Opfer, es flossen etwa 94 Mio. Euro an Soforthilfe für die Betroffenen.



FOTOS (R): THONE

*„Zuhören ist zuallererst angesagt“, weiß Axel Rühnholz aus vielen Beratungsgesprächen*

In Oberhausen geht es bescheidener zu, aber nicht weniger effektiv. Axel Rühnholz, der bei der Oberhausener Außenstelle unter anderem zuständig ist für die Öffentlichkeitsarbeit, resümiert: „Die Gruppe wurde im Jahre 1983 gegründet. Wir haben zurzeit fünf Mitarbeiter und vier Mitarbeiterinnen. In den 24 Jahren haben wir etwa 2400 Opfer betreut, allein im Jahr 2006 waren es 137.“

Die Bandbreite der Straftaten ist groß, ja, sie wird noch immer größer und reicht von Tötungsdelikten über Körperverletzung bis hin zu häuslicher Gewalt, Sexualstraftaten, Raub und Diebstahl. „Und in letzter Zeit kommen immer mehr Stalking- und Mobbing-Opfer hinzu“, weiß Rühnholz, „beides kann verheerende psychische Probleme auslösen.“

Den Weg zum Weißen Ring finden Betroffene oft über den Opferschutzbeauftragten der Oberhausener Polizei. Manchmal ziehen die Ermittler den Weißen Ring sofort hinzu, so Rühnholz: „Es gibt dann ein erstes Gespräch mit dem Opfer, zumeist in seiner Wohnung. Manchmal auch an einem neutralen Ort wie einem Café, niemals aber zu Hause bei einem Weißen Ring-Helfer. Das ist wichtig zum Schutz unserer Mitarbeiter.“

Dieses erste Gespräch, so Rüenholl, zeigt den erfahrenen Helfern meist schon, wo das Problem des Opfers liegt: „Zuhören ist zualererst angesagt! Es ist für die meisten Opfer unendlich wichtig, sich mitzuteilen. Viele sind einsam. Das gilt vor allem für Frauen, besonders für diejenigen mit Migrationshintergrund. Und immerhin sind 85 bis 90 Prozent der Opfer Frauen.“



*Immer mehr Stalking- und Mobbingopfer finden den Weg zum Weißen Ring*

Die weiteren Schritte werden in Absprache mit den Opfern festgelegt - Begleitung zu Anwälten, zur Polizei, zum Gericht gehören dazu. Rüenholl: „Wir veranlassen auch einstweilige Verfügungen gegen Täter, damit diese sich ihrem Opfer nicht nähern dürfen.“ Geholfen wird bei der Suche nach Fachanwälten: „Bei Geldnot erhält der Anwalt von uns einen Beratungsscheck über 150 Euro, damit er tätig werden kann. Oft beantragt er dann Prozesskostenhilfe“, erläutert der Experte. Neben der fachlichen Hilfe sei es für die meisten Opfer wichtig, nicht allein zu solchen Terminen gehen zu müssen: „Sie wollen sich einfach betreut fühlen.“

Das gelte besonders für Opfer von Sexualstraftaten: „So etwas geht immer mit einer Traumatisierung einher. Wir fahren die Betroffenen dann zur Trauma-Ambulanz nach Essen, denn viele sind gar nicht in der Lage, das selbst zu tun.“ Auch hier hilft gegebenenfalls ein Beratungsscheck, damit die psychologische Betreuung nicht an finanzieller Not scheitert.

Jede Betreuung ist anders, weiß der erfahrene Helfer: „Manchmal reichen zwei bis drei Besuche, manchmal dauert es auch ein Jahr und länger.“ Dabei unterscheiden die Helfer aktive Opfer („ih-

nen ist etwas geschehen“) und passive Opfer („Familie, Freunde, Kollegen“). Vor allem bei Stalking- und Mobbing-Opfern geschehe vieles im Verborgenen: „Die Betroffenen schämen sich, darüber zu sprechen. Werden dadurch immer sprach- und hilfloser.“ Dabei nützt es manchmal schon, die Telefonnummer zu wechseln, so Rüenholl. Wichtig aber sei in solchen Fällen immer, alles Hässliche, das die Opfer erreicht - per Post, Anrufbeantworter, Email oder SMS - zu speichern oder als Gedächtnisprotokoll zu sichern.

Ein Phänomen, das den meisten Opfern zu eigen ist, kann auch Axel Rüenholl nach vier Jahren aktiver Opferhilfe nicht enträtseln: „Frauen suchen die Schuld, die Verantwortung nach einer Tat fast immer bei sich. Warum tun sie das? Fast alle geben einem Täter, wenn er sich scheinbar reumütig zeigt, wieder eine Chance.“ Meist ein fataler Fehler, weiß Rüenholl: „Es geht dann einige Wochen gut, dann wird es schlimmer als zuvor. Denn das Opfer hat es gewagt, sich dem Täter zu widersetzen. Solche Täter sind in der Regel psychisch gestört. Und selbst dann fragen mich Frauen noch: Was habe ich falsch gemacht?“

Er erzählt von einer geschiedenen, allein erziehenden Frau, die übers Internet die Bekanntschaft eines Mannes machte: „Für sie begann nach einigen Wochen ein Martyrium. Mit Hilfe des Weißen Ringes gelang es ihr ein erstes Mal, sich von dem Mann zu trennen. Doch sie gab ihm eine neue Chance. Alles ging von vorne los, wurde noch viel schlimmer. Erst im zweiten Anlauf hat sie sich mit unserer Hilfe von ihm losgesagt, wohnt inzwischen in einer anderen Stadt und hat sich so seinem Zugriff entzogen.“

Positiv überrascht ist Rüenholl aber auch, wie viele Opfer es schaffen, mit den Extremsituationen relativ gut fertig zu werden: „Wie diese junge Frau, die mit einem psychisch kranken Mann verheiratet war. Der versuchte sie mit einem Messer zu töten. Nachbarn haben gerade noch rechtzeitig die Polizei alarmieren können.“ Dieser Frau wurde das gesamte Hilfspaket des Weißen Ringes zuteil - er gewährte finanzielle Unterstützung, beriet und half bei der Suche nach einer neuen Wohnung, brachte sie zur Trauma-Ambulanz: „Sie hat aber vieles auch schnell in die eigene Hand genommen. Ich bekam letzthin ein Weihnachtspäckchen mit einem kleinen Engel und einer Karte. Darauf stand, sie habe in ihrem Leben zwei Engel kennen gelernt - der eine habe sie auf die Welt gebracht, der andere sei ich gewesen. Das hat mich sehr gerührt“, sagt Rüenholl.

Auch der Fall einer Familie, deren Vater vor den Augen der Kinder von einem Angehörigen durch einen Messerstich tödlich verletzt wurde, hat ihn nicht unbeteiligt gelassen: „Es war eindrucksvoll, wie diese Familie es geschafft hat, damit umzugehen.“ Einen jungen Russland-Deutschen, der zusammengeschlagen wurde und nach einer Notoperation nicht mehr sprechen und seine Hände



nicht mehr benutzen kann, betreut er seit drei Jahren: „Wir kämpfen immer noch um Schmerzensgeld.“

Axel Rüenholl hat allein im Jahre 2006 insgesamt 37 Opfer von Straftaten betreut. „Das geht nur als Rentner. Manchmal ist es ein

*Helpen Menschen in Notlagen: die ehrenamtlich tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Außenstelle Oberhausen des Weissen Rings*

Vollzeit-Job - und es belastet mich oft mehr, als ich zugeben mag.“ Trotz aller Schulungen, in denen die Helfer lernen, mit dem Leid der Opfer umzugehen. Jeder angehende Weiße Ring-Helfer muss einen Grundkurs absolvieren. Da trennen sich schon Spreu und Weizen, sagt der Oberhausener. Weitere Seminarangebote beschäftigen sich dann mit speziellen Themen - vom fachkundigen Umgang mit Stalking-Opfern bis hin zum Organisieren von Spendensammlungen.

Denn der Weiße Ring erhält keine Gelder aus Töpfen des Bundes, des Landes oder der Kommunen: „Wir finanzieren uns über Mitgliedsbeiträge, Bußgelder, Erbschaften, Vermächtnisse und über Spenden“, listet Rüenholl auf, der in seinem aktiven Berufsleben Werbeleiter bei MAN war. Über Berichterstattungen in den Medien sei der Weiße Ring inzwischen eine bekannte Institution geworden, freut er sich: „In dem Moment, in dem wir vom Weissen Ring dabei sind, wird in den Oberhausener Behörden schnell und unbürokratisch geholfen. Da ist eine gute Kooperation gewachsen.“ Inzwischen werde der Weiße Ring auch von politischen Gremien zu Rate gezogen, wenn es um die Formulierung von Gesetzestexten gehe. So sei der Verein zum Beispiel wesentlich daran beteiligt gewesen, dass Stalking heute ein Straftatbestand ist.



*85 bis 90 Prozent der Opfer sind Frauen*

SPORT

## Endstation Königshardt

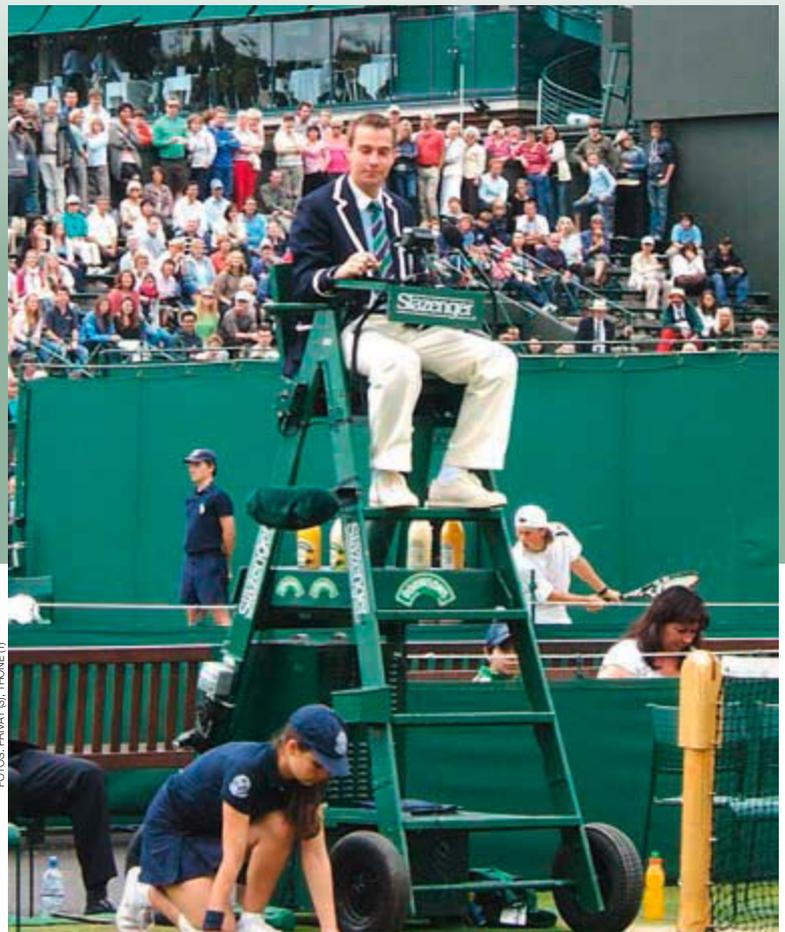
*Stefan Lorenz beendet Karriere als Profischiedsrichter im Tennis, durch die er die Welt gesehen hat*

VON FRIEDEL KAUFHOLD

Der Mann ist 28 Jahre und hat schon die halbe Welt bereist und bis auf Afrika und Südamerika alle Kontinente kennengelernt - durch den Sport. Das ist zwar an sich schon eine Seltenheit, kommt allerdings in Einzelfällen vor. Doch dass er zudem aus Oberhausen stammt, hier wohnt und die interessanten Punkte der Welt als Schiedsrichter erlebte, das ist wahrlich einzigartig. Stefan Lorenz war Tennis-Schiedsrichter und als solcher ein Jahr lang als Profi unterwegs, denn jetzt geht er erstmal einem geregelten Beruf nach: Der Diplom-Ökonom hat als Personalcontroller bei der Deutschen Bahn in Düsseldorf begonnen, irgendwie also einen ein bisschen artverwandten Beruf gewählt.

Angefangen hat alles irgendwie ganz normal. Lorenz, in Königshardt geboren, machte am Freiherr-vom-Stein-Gymnasium sein Abitur, nahm danach an der Uni in Duisburg das Studium der Wirtschaftswissenschaften auf und schloss es mit Diplom ab. Da hatte er schon die Liebe zum Tennissport entdeckt. Logischerweise erst als Spieler bei Sterkrade Blau-Weiß und das auch nur mit mäßigem Talent, das in der dritten Herrenmannschaft endete. „Das war nichts Rechtes“, urteilt er heute über diesen Abschnitt aktiven Sportgeschehens. Jedenfalls im Tennis, denn über Badminton kam er schließlich zum Laufsport und absolvierte inzwischen auch seinen ersten Halbmarathon. Da kam irgendwie passend, dass ein Freund das Interesse für das Schiedsrichterwesen im Tennis weckte. Von da an begann dort seine normale Laufbahn, verbunden mit einem einzigartigen Aufstieg bis hin zu den ATP-Turnieren.

Der Einstieg in die Tennisszene als Schiedsrichter war ein ganz normaler: Lehrgang, Prüfung, Schiedsrichter im Tennisbezirk. Und bis er den Sprung in die nationale Spitze der Schiedsrichtergilde geschafft hatte, fand er in Bezirksreferent Hans Jakobs und Verbandsreferent Carsten Nothnick, gleichfalls einem Oberhausener, seine Förderer. Danach taten dies der DTB und die internationalen Verbände.



FOTOS: PRIVAT (8); THONE (1)

*Alle großen Turniere live erlebt: Stefan Lorenz - hier als Stuhlschiedsrichter in Wimbledon*

Als Linien- und Stuhlschiedsrichter war Lorenz dann ständig unterwegs, im Verband, in den oberen Spielklassen in den Bundesligen der Damen und Herren. „Zum Schluss waren es wohl so an die 150 Bundesligaeinsätze, bei allen Vereinen“, so Lorenz. Auch bei den OTHC-Herren und damals den Babcock-Damen schiedste er sich durch die Tennissaison.

Als er 21 Jahre alt war, hatte er seinen ersten internationalen Einsatz. Fast unzählige folgten ihm nach. Und im Januar dieses Jahres komplettierte Stefan Lorenz seine persönliche Grand Slam-Sammlung, als er bei den Australian Open zum Einsatz kam. Damit hat Lorenz alle großen Turniere live erlebt. In Paris bei den French Open war er dabei, in Wimbledon ohnehin, in New York gleichfalls oder in Melbourne. Vier Grand Slams gibt es, bei allen Vieren war Stefan Lorenz dabei. Und auch Olympia fand mit ihm statt: 2004 bei den Olympischen Spielen in Athen saß der Oberhausener auf dem Stuhl. Und anfangs standen die Chancen auch nicht schlecht, in Peking bei den Olympischen Spielen im nächsten Jahr dabei zu sein. Doch dazu wird es nicht kommen; und das nicht nur weil Lorenz kürzer tritt. Die Absage hat wahrscheinlich finanzielle Hinter-

gründe, weil China sich wohl die Kosten für Neutralität aus Europa sparen will und wird.

Profi-Schiedsrichter, ein solcher war Stefan Lorenz, unterteilen sich in mehrere Klassen. International am höchsten angesiedelt ist der Mann, der die ITF-Kategorie Gold hat. Silber und Bronze



*Mit Rafael Nadal, der derzeitigen Nr. 2 der Weltrangliste, auf dem Court in Monte Carlo*

wären für Lorenz nach eigener Einschätzung durchaus drin gewesen: „Aber da ich das zeitliche Limit bekannt gegeben hatte, tat sich da nichts mehr.“

Gute Tennisspieler verdienen auch heute noch, wenn sie auf internationalem Parkett und Niveau spielen, Millionen; dagegen ist der Verdienst eines Profi-Schiedsrichters eher ein Hungerlohn: 20.000 Euro im Jahr sind nach Lorenz' Einschätzung durchaus drin, für absolute Topleute. Dafür hat man das zweifelhafte Vergnügen, sich von einigen Spielern auch noch ordentlich anmachen oder ausmeckern zu lassen, ist tagelang von zu Hause weg und lernt trotzdem unterwegs nicht einmal sonderlich gut Land und Leute kennen, weil dazu die Zeit fehlt.

Immerhin hat dieser Verdienst für Stefan Lorenz gereicht, sich während des Studiums gut über Wasser zu halten und dabei auch noch einiges in der Welt kennen zu lernen.

Und die Erklärung, warum so wenige Topschiedsrichter aus den westlichen Ländern kommen, liefert Lorenz auch gleich: „Viele südamerikanische Schiedsrichter gibt es auch deshalb, weil das für viele aus diesen Ländern ein wirklich ordentlicher Verdienst ist.“

Stefan Lorenz selbst wird zwar auch in Zukunft dem Tennissport als Schiedsrichter treu bleiben, aber nicht mehr sonderlich viel dazu verdienen und wohl nur noch bei Turnieren in der Nähe aktiv sein, denn auch für die Schiedsrichter gilt: je weiter man kommt, um so mehr verdient man. Indes: Umso mehr Zeit braucht man auch. Und die wird für Lorenz jetzt aufgrund seines Berufes erheblich knapper, denn dafür muss er schließlich jetzt Urlaub nehmen. Zudem „reklamiert“ natürlich auch Freundin Svenja, die aus Hattingen kommt, noch ein bisschen Zeit für sich... Lorenz selbst sieht diesen Verlust von einem großen Stück Freiheit locker: „Der Beruf geht jetzt erst einmal vor.“

Auf Turnieren unterwegs, das ist sicherlich auch eine gute Gelegenheit, die Sportstars auch privat ein bisschen näher kennen zu lernen. Doch da winkt Lorenz sofort ab: „Das geht gar nicht, denn



*Bei Blau-Weiß Sterkrade die Liebe zum Tennissport entdeckt: Stefan Lorenz*



schließlich musst du als Schiedsrichter ja neutral sein. Ein freundlicher Gruß, mal ein paar Worte im Hotel, das war es in den meisten Fällen auch schon.“

Was zeichnet einen guten Schiedsrichter aus? Lorenz: „Ein gutes Auge und die Fähigkeit, das Gesehene ganz schnell in Entscheidungen umzusetzen.“ Wenn es darum geht, die unterschiedlichen Spielertypen ein wenig zu beurteilen, dann gibt sich der Königshardter wortkarg: „Zurecht gekommen bin ich eigentlich mit allen. Größere Probleme gab es da nicht. Das auch deshalb, weil auf dem Platz schließlich auch Profis stehen.“ Und auf die Frage nach persönlichen Lieblingen auf dem Court antwortet Stefan Lorenz ein wenig ausweichend: „Der Schaukampf in der Arena in Oberhausen zwischen Boris Becker und Yannick Noah hat viel Spaß gemacht.“

*Groß und weit: der Center Court der US Open im Flushing Meadows Park in New York*

Auch wenn es ein langsamer wird - Stefan Lorenz nimmt schon mit etwas Wehmut Abschied von der ganz großen Tennisbühne: „Das war eine schöne Zeit.“ Die Erinnerung an viele schöne Stunden wird ihm bleiben, wie damals auch, als Stefan Lorenz von vielen schönen Stunden beim Eishockey der Revier Löwen, wo er beken- nender Fan von Verein und Sportart war, auch nur die Erinnerung geblieben ist. Bei der Wahl seines Wohnortes ist Stefan Lorenz stets bodenständig geblieben: In Königshardt wohnt und lebt er. Königshardt war seinerzeit der Ausgangspunkt. Von hier ging es als Schiedsrichter im Tennissport in die große weite Welt. Jetzt ist Königshardt die Endstation.

KULTUR

# Oberhausen – gestern und heute

VON HELMUT KAWOHL

Zehn historische Postkarten, die Motive aus der Oberhausener Innenstadt vor rund 100 Jahren zeigen, haben Friedrich Hesse und Ralf Stelzen vom Oberhausener Philatelisten-Verein für die Jubiläumsausgabe des Jahrbuches zur Verfügung gestellt. Große Straßen, alte Gebäude und Bahnhöfe waren damals beliebte Motive. Überraschende Ansichten, wenn dazu aus der vergleichbaren Perspektive eine aktuelle Aufnahme gestellt wird.

Die 90 Mitglieder des 1946 gegründeten Oberhausener Philatelisten-Vereins treffen sich zweimal im Monat an jedem 2. und 4. Dienstag im CVJM-Heim auf der oberen Marktstraße. Interessierte Freunde Oberhausener Postgeschichte sind dort herzlich willkommen.



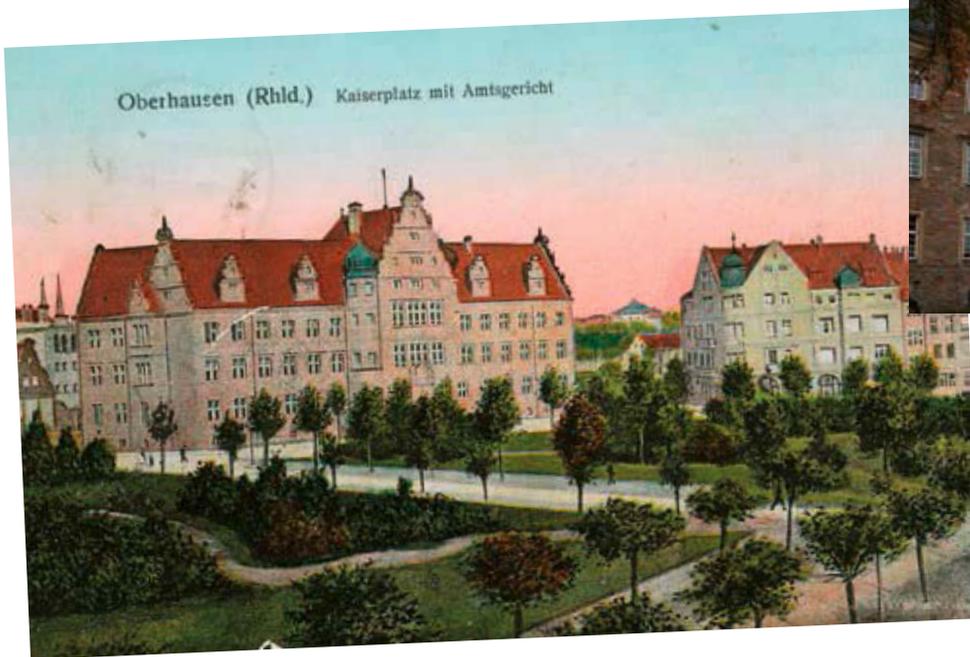
*Der Bahnhof Oberhausen -  
fotografiert von der  
Schwartzstraße in Höhe des  
heutigen Finanzamtes Süd*



*Früher eine belebte Einkaufs-  
straße - die Friedrich-Karl-  
Straße in Höhe der Kreuzung  
Marktstraße mit Blickrichtung  
zum Hauptbahnhof*



*Das evangelische Gemeindehaus mit der Christuskirche an der heutigen Danziger Straße. Damals gab es hier die Schranke für die Rolandbahn vom Bahnhof zur erst 1928 stillgelegten Zeche in Dümpten. Die Rolandbahn trennte das Rathausviertel vom Stadtkern im Bereich Altmarkt und Marktstraße.*



*Das 100 Jahre alte Amtsgericht - damals noch mit dem großzügig angelegten Kaiserplatz, heute mit breiter Straßenführung vor dem Haus der Justiz*

Die Marktstraße in Höhe der Kreuzung Stöckmannstraße und Altmarkt (r.) - mit Blickrichtung hinauf zum heutigen Kaufhof



Die Marktstraße in Höhe der Paul-Reusch-Straße; links das ehemalige Magis-Gebäude, rechts die heutige Apotheke





*Das Postamt Oberhausen - von dem Verkehr, der heute das markante Gebäude umtost, war damals noch nichts zu spüren*



*Das Central-Hotel an der Friedrich-Karl-Straße - damals „Stadteingang“ nach Oberhausen; die kleine Straße links, die früher zur Herz-Jesu-Kirche am Altmarkt führte, gibt es heute nicht mehr*



Das bekannte St. Elisabeth-Krankenhaus (heute Helios-Klinik) mit der Josefskirche im Ortsteil Styrum



Postkutschen auf der Schwartzstraße in Höhe der Grillostraße: Die Sparkasse ist immer noch in dem architektonisch bedeutsamen Gebäude untergebracht, das heute zudem Domizil der Tourismus- und Marketingfachleute der Stadt ist.

## Blick zurück auf 2007

VON HELMUT KAWOHL

Stürmisch begann es in Oberhausen - das Jahr 2007. Orkantief „Kyrill“ wütete auch in unserer Stadt und richtete großen Schaden an. Stürmisch blieb es übers ganze Jahr hinweg bei der finanziellen Schiefelage der Stadt. Externe Prüfungsberater machten eine Reihe von brutalen Sparvorschlägen, um das Defizit im Stadtsäckel abzumildern. Eine wahre „Tränenliste“, deren Umsetzung einen riesigen Verlust von Lebens- und Freizeitqualität in Oberhausen bedeuten würde. Keine einfachen Hausaufgaben für Rat und Verwaltung in den nächsten Monaten. Während sich am CentrO bald die Erweiterungs-Baukräne drehen werden und die Neue Mitte um weitere Attraktionen wie die Modelleisenbahn-Welt wachsen soll, scheint gegenüber der große Wurf für das ehemalige Stahlwerkgelände noch nicht gelungen. Was dürfen sich die Oberhausener auf dem riesigen Areal künftig vorstellen?

Eine Erfolgsstory 2007 ist nicht nur der boomende Tourismus gewesen, sondern auch die Blue Man Group im Metronom Theater. Im Stadttheater wird es zur neuen Spielzeit einen Wechsel in der Intendanz geben, auf die künftig dort gespielten Stücke darf man gespannt sein. Formuliert wurde auch das Profil Oberhausens für die Kulturhauptstadt 2010 mit dem Gasometer als Leuchtturm. Im Gasometer begeisterte die Ausstellung „Das Auge des Himmels“, die 60 großformatige Farbfotografien zeigte, die von Erdbeobachtungssatelliten aus bis zu 700 Kilometern Höhe aufgenommen wurden. Die beeindruckende Schau wird auch 2008 in dem Oberhausener Wahrzeichen zu sehen sein. Auf den Weg gebracht worden sind nach langen Diskussionen die beiden neuen Schwimmbäder für Oberhausen. Für viel Gesprächsstoff sorgte ein junger Rotfuchs, der sich in ein Kaufhaus in der Innenstadt verirrt hatte. Dass er letztlich erschossen werden musste, haben viele nicht verstanden. Fußballfans durften sich 2007 über den Wiederaufstieg der RWO-Fußballer in die Regionalliga Nord freuen. Zum Jahresende sah es so aus, als ob die künftige eingleisige 3. Liga durchaus zu schaffen sei. Und im kommenden Jahr darf sich Oberhausen auf ein neues Museum freuen: Anlässlich 250 Jahre St. Antony-Hütte wird das Rheinische Industriemuseum im ehemaligen Direktorenwohnhaus an der Antoniestraße in Osterfeld dauerhaft eine Fotoausstellung zur Geschichte der Hütte eröffnen, die seinerzeit Oberhausens Ruf als „Wiege der Ruhrindustrie“ begründete.



FOTOS: THÖNE (6), WALLHORN (9), BLOSSIEY (1), GASOMETER OBERHAUSEN GMBH (1)

*Wütet mit heftigen Böen auch in Oberhausen: Orkantief „Kyrill“*

### Dezember 2006 / Januar 2007

Auf Einladung des Kunstvereins: Russischer Künstler Valery Koshlyakov zeigt seine Ausstellung „Golden Age“ in der Ludwig Galerie • In Osterfeld wird eine amerikanische Zehn-Zentner-Bombe entschärft • Oberhausener Hoteliers dank des boomenden Städte-Tourismus sehr zufrieden • Gebühren steigen: Müll und Abwasser werden um 5,6 vH teurer • Sterkrader Amateurtheater „Kleinstädter Bühne“ und Jugendkirche Tabgha gewinnen den Kruft-Kulturpreis • Ende einer Ära: Katholisches Jugendamt Oberhausen wird geschlossen • Katie Melua und Christina Aguilera begeistern in der Köpi-Arena • Rat würdigt 20 Jahre Städtepartnerschaft mit Saporisha in der Ukraine • Regisseurin, Schauspielerin und Kleinkünstlerin Gerburg Janke wird Oberhausens ehrenamtliche Kulturbotschafterin für die Kulturhauptstadt 2010 • Babcock Fertigungszentrum GmbH schreibt erstmals wieder schwarze Zahlen • Großauftrag: MAN Turbo AG baut in der chinesischen Millionenstadt Wujin eine Produktionsstätte für Kompressoren und Dampfturbinen mit 200 Mitarbeitern • Risse in der Karosserie: Aus Sicherheitsgründen werden alle Niederflurbahnen der STOAG aus dem Verkehr gezogen • 1. Weihnachtswald hat sich als Volltreffer für die Innenstadt erwiesen • Erste Testbezirke erhalten blaue Tonnen für die Altpapier-Entsorgung • ZDF-Korrespondent Ulrich Tilgner berichtet im Theater über „Afghanistans blühende Opiumfelder“ • Initiativkreis Handwerk blickt wieder optimistisch nach vorn • Frühe Veröffentlichung der Bewerberliste um die Nachfolge von Theaterintendant Lepper sorgt für reichlich Wirbel • Großer Sachschaden durch umstürzende Bäume und herabfallende Dachziegel: Orkantief „Kyrill“ wütet mit heftigen Böen auch in Oberhausen • Damwild büxt aus Kaisergartenzoo aus und verirrt sich in die City • Emschergenossenschaft will in den nächsten Jahren in Oberhausen 500 Mio. Euro zur Aufwertung und Verbesserung des Flusses und seines Umfeldes ausgeben • Ordenskapitel „Närrische Weisheit“ feiert sein 44-jähriges Bestehen: OB Klaus Wehling und MAN-Turbo-Chef Jürgen Maus neue Ritter des Eulenordens • Finale für „Die Schöne und das Biest“ im Metronom Theater



*Modelleisenbahn-Welt an der Marina: Gibt es bald „grünes Licht“?*



*Spektakuläre Aufnahmen: Die Ausstellung „Das Auge des Himmels“ im Gasometer*

## Februar

Ausstellung „Born of Fire“ im Rheinischen Industriemuseum bringt die Region Pittsburgh mit dem Ruhrgebiet zusammen • Privater Klink-Konzern Helios übernimmt das St. Elisabeth-Krankenhaus in Styrum • Bürgerbegehren zum Bäderangebot laut Verwaltung inhaltlich und formalrechtlich unzulässig - Initiative will Betreiberverein für Sommerbad Alsbachtal gründen - Stadt und OGM starten breit angelegte Bürgerbeteiligung für den geplanten Aquapark an der Marina • Gute Stimmung auch in Oberhausen beim Finale der Handball-WM zwischen Deutschland und Polen • Weltliteratur im Theater Oberhausen: Lessings „Nathan der Weise“ wirbt um Toleranz • Privatwirtschaft und Stadt rücken näher zusammen und gründen die „Wirtschaftsförderung Oberhausen GmbH“ • Schulen präsentieren ihre Beiträge für ein friedliches Miteinander • Ausstellung „Living Stones - Die Natur als Künstlerin“ erzählt in der Ludwig Galerie die bis zu zwei Milliarden Jahre alte Geschichte unseres Planeten • OB Klaus Wehling verleiht Ehrenring an Irene Ludwig - Vertrag mit der Stiftung bis 2012 verlängert • Deutsch-irische Band „Reamonn“ begeistert 8000 Fans in der Köpi-Arena • Sonniges Wetter bei den großen Karnevalsumzügen begeistert das närrische Fußvolk von Stadtprinz Hans Hermann I. • Postgebäude der Hauptstelle Oberhausen soll verkauft werden • Stadt will sich beim DFB um Sitz für das geplante Fußballmuseum bewerben - möglicher Standort könnte neben dem Gartendom das Marina-Gelände sein • Tourismus: Oberhausen ist Spitzenreiter im westlichen Ruhrgebiet und meldet mit über 230.000 Übernachtungen Rekordjahr 2006 • NRW-Wirtschaftsministerin Christa Thoben informiert sich bei Babcock Borsig Service über prächtige Geschäftsentwicklung • 40 Jahre Friedensdorf: 54. Hilfsflug aus Afghanistan bringt 105 kranke und verletzte Kinder mit • Mit einem Investitionsvolumen von 4 Mio. Euro soll an der Marina eine große Halle mit Modelleisenbahnen entstehen • Oberhausens Wirt fordern einheitliche Regelung zum Rauchverbot in den Kneipen • Tanztempel Turbinenhalle soll um Billard-Arena und Fußball-Halle erweitert werden

## März

Kroatiens Staatspräsident Stipe Mesic besucht in Oberhausen ein Unternehmen seiner Heimat • Kriminalitätsentwicklung: Immer mehr weibliche Täter • Malschüler werben für die Anti-Müll-Aktion der Stadt • 9000 begeisterte Fans beim Konzert von Lionel Richie in der Köpi-Arena • Baugenehmigung für das neue Hallenbad erteilt • Mehr Geld vom Land für das Osterfelder Marien-Hospital • „Lesen erleben“: Stadt startet neues Leseförderprogramm • Sechs Oberhausener Schüler produzieren eine DVD über die Nazi-Zeit in der Stadt - Interviews mit Zeitzeugen • Bezirksregierung gibt grünes Licht für Folgenutzung des Osterfelder Gartendoms als Target-Dom für den Schießsport • Glanzvolle Premiere der Blue Man Group im Metronom Theater • Finanzlage der Stadt wird von externen Prüfern kritisch unter die Lupe genommen • In Pakistan gefasster Terrorverdächtiger lebte lange in der Oberhausener City • Studie belegt: Mieten für einfache Wohnungen sind in Oberhausen die höchsten im Ruhrgebiet • Neuer Radweg auf alter Werkbahntrasse soll Knappenviertel und Haus Ripshorst verbinden • Zehn Jahre Ambulantes Hospiz in Oberhausen gewürdigt • Ausgrabungen an der St. Antony-Hütte gehen weiter • Moskauer Sinfoniker in der Luise-Albertz-Halle • Gerburg Jahnke moderiert die Oberhausener Sportgala • Tennis- und Hockeyclub OTHC hat Schulden in Millionenhöhe und steht vor dem Aus • Güterzug entgleist hinter dem Hauptbahnhof • Mercedes Kramer kauft 11 200 qm großes Gelände in der Neuen Mitte und baut bis Frühjahr 2009 neben der Marina • Haie und Rochen ziehen in die tropisch-warme neue Lagune des Sea Life-Centers ein • Diskussion über Baumängel am Seniorenheim im Olga-Park - OB Wehling veranlasst Sonderprüfung • Über 100 Oberhausener zeigen Präsenz gegen NPD-Infostand in der Innenstadt • Rat verabschiedet Etat: Stadt ist mit 1,4 Milliarden „pleiter“ als je zuvor • Oberhausener Tafel wird in das nicht mehr benötigte Gotteshaus Heilige Familie einziehen • Bilder aus dem All: Ausstellung „Das Auge des Himmels“ mit großformatigen Satellitenfotos im Gasometer eröffnet • Trauer um früheren RWO-Verteidiger Friedhelm „Baba“ Koblunn, der im Alter von 70 Jahren stirbt



„No limits“: Stars des Circus Flic Flac präsentieren Sensationelles

## April

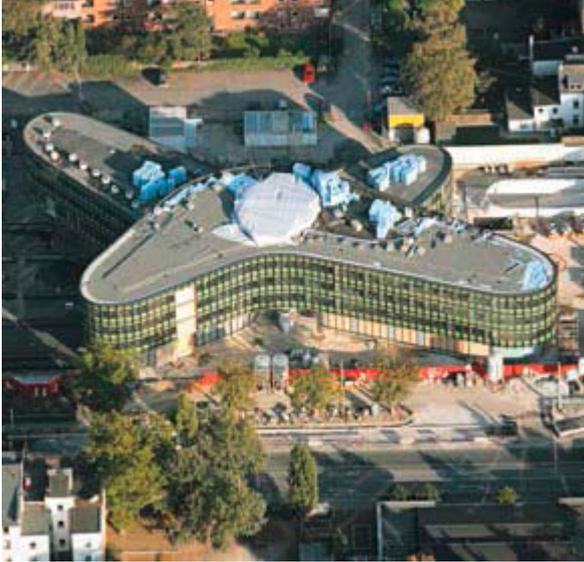
Lärmschutz für Anwohner im Grafenbusch: Bahn AG sieht derzeit keine Chance • MAN Turbo erhält Auftrag für drei Kompressoren für Londoner Gasspeicher • Feuerwehr rettet 38 Personen aus brennendem Wohnhaus an der Mathildestraße • 16 Häuser evakuiert: An der Taunusstraße zittert die Erde - Verdichtungsarbeiten mit einer Ramme sind der Auslöser • 10 000 Gläubige begleiten Bischof Felix Genn auf dem Kreuzweg auf der Halde Prosper Haniel • Circus Flic Flac begeistert mit neuer Show „No limits!“ am CentO - Trauer um einen beim Gastspiel zuvor in Dortmund verunglückten und verstorbenen Artisten • Verwaltung muss vom Land verlangte Erhöhung der Kindergartenbeiträge umsetzen • Jugendkriminalität: Handy-Raub nimmt zu • Alte Remise der Burg Vondern hat sich in einen ansehnlichen „Saalbau“ verwandelt • Mit Abriss des 1883 entstandenen alten Hauses A beginnt der 20 Mio. teure Umbau des Evangelischen Krankenhauses • Erste Ausschreibung für den Bau des neuen Hallenbades Oberhausen ist misslungen • Workshop diskutiert Oberhausener Beiträge und Projekte zur Kulturhauptstadt 2010 • Kirche St. Bernardus wird nach Schließung der Gemeinde nach Umbau künftig als Gotteshaus mit Gastronomie genutzt • Letzter Timberwolf im Kaisergarten gestorben • Zustände am Bahnhofsvorplatz und am Altmarkt: Oberbürgermeister Klaus Wehling lädt Verwaltung, Polizei und STOAG zum „Runden Tisch“ • Herz Jesu: Ruhrbischof Dr. Felix Genn zelebriert Pontifikalamt zur Gründung der ersten Hauptpfarre in Oberhausen - Weihbischof Franz Vorrath kommt zum Pontifikalamt der neuen Pfarrei St. Marien Oberhausen • Türkische Gemeinden feiern Internationalen Kindertag • Seit Wochen anhaltende Dürre: Waldbrandgefahr steigt dramatisch - OGM hält Stadt durch künstliche Bewässerung grün • Schwertkampf in der Pizzabude: Bei brutalem Überfall auf ein Schnellrestaurant an der Rolandstraße werden zwei Angestellte erheblich verletzt • Theater-Intendant Johannes Lepper inszeniert Shakespeares „König Richard III.“ • Verdacht auf Leistungsmissbrauch und Scheinselbstständigkeit: 50 Fahnder des Duisburger Hauptzollamts überprüfen die Baustelle am „Sterkrader Tor“



Das Tor ist offen: Neues Fachmarktzentrum auf dem früheren GHH-Gelände in Sterkrade

## Mai

2000 Teilnehmer bei der Mai-Kundgebung vor dem Ebertbad • Knapp 10.000 junge Fans beim Konzert von Tokio Hotel in der Köpi-Arena • 53. Internationale Kurzfilmtage Oberhausen im Lichtburg Filmpalast • Anhaltende Dürre: Landwirte sorgen sich um ihre Existenz • 50 Oldtimer starten von Osterfeld zu einer Rallye durchs Revier • Rat hat entschieden: Peter Carp wird ab der Spielzeit 2008/2009 neuer Intendant des Theaters Oberhausen • Ausstellung im Rathaus erzählt Geschichten zur Migration in Oberhausen • Altpapierentsorgung wird ab 2008 auf Blaue Tonne umgestellt • Auf dem früheren GHH-Gelände in Sterkrade eröffnet das neue Fachmarktzentrum „Sterkrader Tor“ • Bürgerpreis der Sparkasse soll helfen, dem Ehrenamt neuen Schwung zu verleihen • Neuer Rad- und Wanderweg von Sterkrade nach Walsum auf ehemaliger HOAG-Trasse freigegeben • 6000 Marathonläufer, Skater und Nordic Walker starten in Osterfeld beim 4. Karstadt-Marathon • Frühjahrssynode des Evangelischen Kirchenkreises beschließt Einsparungen von 293.000 Euro • Kabarettist Dieter Nuhr begeistert im Metronom Theater • Riesenaufträge für Babcock Hitachi in Holland, Stade und Brunsbüttel • 23. Kinder- und Jugendtheatertreffen NRW in Oberhausen • Größte Pfarrei der Stadt wird feierlich gegründet: St. Clemens in Sterkrade • 13 Schüler vorsorglich ins Krankenhaus: Gasattacke im Schulflur der Hauptschule Alstaden • Ev. Singgemeinde Oberhausen feiert 75-jähriges Bestehen • Renommierter Planer Polonyi liefert Entwurf für neue Brücke an der Ripshorster Straße • Call-Center-Betreiber will sich an der Marina ansiedeln und spricht von 500 Jobs • Polizei und Feuerwehr befreien jungen Rehbock aus den Metallstreben eines Tores • SPD-Fraktion will durch Video-Überwachung und mehr Präsenz der Ordnungskräfte auf die Ängste vieler Bürger reagieren • Rot-Weiß Oberhausen und die Gesamtschule Alt-Oberhausen gründen mit Fußballlehrer Jürgen Sundermann eine Fußball-Akademie • RWO schafft vor 6000 begeisterten Fans mit 2:0 über Union Solingen am vorletzten Spieltag den direkten Wiederaufstieg in die Regionalliga Nord • Alexander Gottfried gewinnt 57. Internationales Pfingst-Radrennen



**Kreuz oder Kleeblatt:** Die neue Hauptstelle der Stadtparkasse lässt Raum für Interpretationen

## Juni

Genie oder Despot? - Ludwig Galerie zeigt Napoleon-Ausstellung  
 • Drei Tage Schülertheater aus Oberhausen und den Nachbarstädten im Stadttheater • Ehrenring der Stadt für MAN Turbo-Chef Jürgen Maus • „Extraschicht“ wird zur Pendelreise für Kulturnachtschwärmer • Jugendtreff Holten baut zum Evangelischen Kirchentag in Köln einen Klettergarten für die Gäste • 400 Schausteller sorgen für ordentlichen Rummel auf der Sterkrader Fronleichnamskirmes • Roland Günter veröffentlicht Reise-Tagebuch über die türkische Partnerstadt Mersin • 1. „Blaulicht und Puppenspiel“-Festival auf Burg Vondern • Stadtkämmerer freut sich über steigendes Steueraufkommen • Ruhrwerkstatt feiert 30. Geburtstag • MAN Turbo baut in der chinesischen Stadt Changzhou erste Fertigungsstätte für Kompressoren und Dampfturbinen außerhalb Europas • Ebertbad-Chef Hajo Sommers wird 1. Vorsitzender von Rot-Weiß Oberhausen • „Nichtraucherschutz“ ist auch in Oberhausens Wirtschaften das Thema Nr. 1 • Bunker an der Hermann-Albertz-/Goebenstraße wird abgerissen • „Josef“ und „Maria“ trennen sich: Krankenhausverbund „Katholische Kliniken Oberhausen“ vor dem Aus? • Kinder entwickeln Ideen für die Gestaltung der Zukunftsbibliothek • Drei Tage „Peace im Pott“ zugunsten von Friedensdorf International • Stadt will mit verschärfter Ordnungssatzung das subjektive Sicherheitsgefühl ihrer Bürger verbessern • 32.000 Teilnehmer beim Treffen der Neupostolischen Kirche Nordrhein-Westfalens in der Köpi-Arena • Metallgestalter stellen im Rheinischen Industriemuseum ihre Schmuckstücke aus • Delegation aus Rat und Verwaltung besucht türkische Partnerstadt Mersin • „Kunstsommer 2007“: Kunstverein Oberhausen zeigt Malerinnen der Neuen Leipziger Schule in der „Garage“ an der Mühlenstraße • 200.000 Euro für die St. Antony-Hütte: MAN Turbo fördert Ausgrabungen in Osterfeld • Insolventes Seniorenheim „Alexandra“ steht vor der Übernahme • Tragischer Zwischenfall am Bahnübergang Holtener Straße: 67-jährige Frau und ihr 35 Jahre alter Sohn werden vom Zug erfasst und sterben auf dem Gleis • Umfeld der Marina soll „aufgetakelt“ werden • Neue Brücke für die Hafeneinfahrt



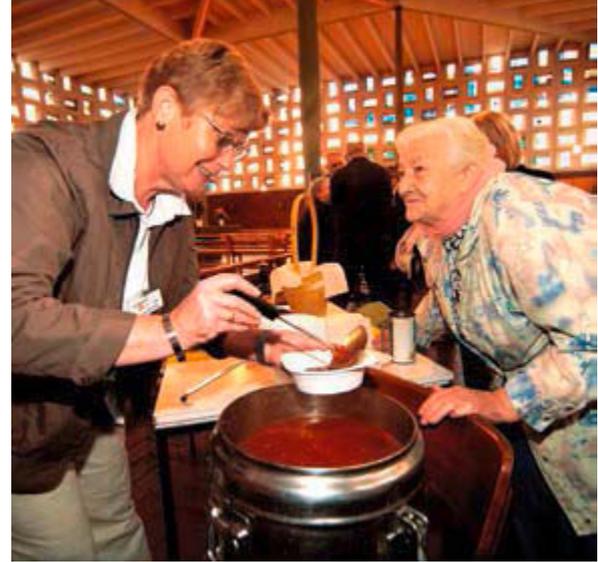
**Lautstarke Gartenparty im Olga-Park:** 20 000 Raver feiern bei „Ruhr-in-Love“

## Juli

20.000 Raver und 300 Disk-Jockeys feiern im Olga-Park die „Ruhr-in-Love“-Party • Polizei zieht 230 Dealer aus dem Verkehr • Sängerkreis Oberhausen feiert sein 80-jähriges Bestehen mit Chorkonzert im Innenhof des Schlosses • Seniorenresidenz am Olga-Park und Tagespflegezentrum am Steigerhaus offiziell eingeweiht • Bauarbeiten legen STOAG-Trasse zwischen Olga-Park und Sterkrader Bahnhof lahm • 43 Paare lassen sich am 7.7.2007 im Schloss trauen • Vor 40 Jahren wurde das Oberhausener Friedensdorf gebaut • Aquabad an der Marina soll 20 Mio. Euro kosten und Familien-, Erlebnis- und Sportbad sein • „Grüne“ feuern ihren Parteigeschäftsführer • Altenheimen gehen die Pfleger aus • Willy-Jürissen-Sporthalle soll 2008 für 2,5 Mio. Euro saniert werden • Centro will Stadt-Bewerbung um das DFB-Fußballmuseum unterstützen • André Hellers magisches Zirkusereignis „Afrika! Afrika!“ gastiert sechs Wochen am Centro • „J.R.“ Larry Hagmann nimmt als Stargast an der Premiere teil • Land fördert neues operatives Zentrum im Marien-Hospital mit 6,4 Mio: Euro • Touristiker freuen sich: Oberhausen wird zum Dreh- und Angelpunkt für Kurzurlauber • Oberhausener Handwerker starten 100.000-Euro-Hilfe für Kinder in der ukrainischen Partnerstadt Saporisha • Straßenbahn fährt an der Haltestelle „Neue Mitte“ in einen Gelenkbus • Historiker Andreas Kamps spürt in Saporisha der Geschichte von Menschen nach, die in Oberhausen Zwangsarbeit leisteten • Rat will Elternbeiträge an den Kosten für Kindertageseinrichtungen nicht erhöhen • Regierungspräsident will Zwangsinstrument der Ersatzvornahme einsetzen • Zweitätiges Ritterfest auf Burg Vondern holt die Zeit des Mittelalters zurück • Mitglieder des Theater Oberhausen wirken bei den renommierten Freilichtspielen in Schwäbisch Hall mit • 3. Musik-Sommer-Nacht in der Innenstadt mit zahlreichen Bands • Bei Wohnungsbrand im Europahaus wird ein 26-jähriger lebensgefährlich verletzt • Erster Erfolg an der Hafenstraße seit 44 Jahren: RWO feiert zum Regionalliga-Auftakt einen klaren 4:1-Sieg bei Rot-Weiß Essen • Spatenstich: Auf Brachgelände an der Osterfelder Baustraße entsteht ein Kindergarten mit 75 Plätzen • 40 Jahre Malschule Oberhausen



*Singen für den Frieden: Austauschschüler aus Jerusalem führen am „Bertha“ ein Musical auf*



*Verlängerter Altar: Die Oberhausener Tafel ist in die einstige Pfarrkirche „Heilige Familie“ eingezogen*

## August

Ehemaliges Oberhausener Schullandheim in Kalterherberg/Eifel wird zwangsversteigert • „Antenne Ruhr“ ist Geschichte: Oberhausen bekommt sein eigenes Radio - „106.2 Radio Oberhausen“ • Zentrum Altenberg feiert 25-jähriges Bestehen mit großem Sommerfest • Grundsteinlegung für das neue Hallenbad Oberhausen - Fertigstellung im Oktober 2008 • Zentralbibliothek im Bert-Brecht-Haus präsentiert sich nach Umbau praktischer und freundlicher • Meinungsumfrage zeigt: Oberhausener lieben ihre Stadt, interessieren sich aber kaum für die Kommunalpolitik - Gute Noten für den Nahverkehr der STOAG • Multi 2007: Oberhausener Jugendliche schwärmen zu Begegnungen in sieben Ländern aus • Hochwasser auch an der Ruhr • Bei der achten Auflage von „Olgas Rock“ stehen 16 Bands auf der Bühne • Letzter Gottesdienst in der Kirche St. Hildegard in Alstaden - Gotteshaus soll verkauft oder abgerissen werden • In Changzhou/China errichtet die MAN Turbo AG ihre erste Fertigungsstätte außerhalb Europas • 160 Rezepte von Oberhausenern: Kochbuch aus dem Verlag Karl Maria Laufen kommt dem Mittagstisch für Kinder zugute • Neuer Tanzpalast in der „Turbinenhalle“ soll Junggebliebene und Schlagerfans anlocken • Austauschschüler aus Jerusalem führen Musical am Bertha-von-Suttner-Gymnasium auf • Feuer verwüstet Wohnung an der Josefstraße: Feuerwehr rettet fünf Erwachsene und einen Säugling aus verrauchtem Gebäude • Ebertbad-Produktion „Ganz oder gar nicht“ auch auf der Reeperbahn voll ausgelastet • Gebäude des Oberhausener Amtsgerichts vor 100 Jahren eingeweiht • Baustellen verursachen Chaos auf den Hauptstraßen der Stadt: Stau ohne Ende • Psychosozialer Förderverein eröffnet neues Wohnprojekt in Eisenheim • 38 Teams beim Drachenbootrennen auf dem Rhein-Herne-Kanal • Nach gelungener Veranstaltung in Essen bekundet auch Oberhausen Interesse an der Loveparade • Arbeiterwohlfahrt feiert 50-jähriges Bestehen • Delegation des DFB schaut sich Oberhausen als möglichen Standort für das geplante Fußballmuseum an • Versteigert: Früheres Lyzeum an der Elsa-Brändström-Straße geht an Unternehmen aus Utrecht, das Betreutes Wohnen anbieten will

## September

Gemeinsam gegen Krieg und Gewalt: Schüler von Gesamtschulen und Gymnasien gestalten in der Gedenkhalle den Antikriegstag • Markt und viel Musik beim 22. Osterfelder Stadtfest • Freiwillige Feuerwehr Sterkrade feiert ihr 120-jähriges Bestehen • Niederländisches Frachtschiff fährt auf dem Rhein-Herne-Kanal gegen die Brücke am Schloss: Dach des Führerhauses abgerissen • Polizei zeigt „Schock-Videos“, um Verkehrssünder und Jugendliche nachdenklich zu machen • Junger Rotfuchs, der sich in „Woolworth“-Geschäft auf der Marktstraße verirrt, wird „von Amts wegen“ erschossen - Tierschützer empört • Spatenstich für 36 Häuser einer Solarsiedlung in Barmingholten • Internationales Begegnungszentrum Oberhausen-City öffnet an der Pacellistraße seine Türen • 2:1 über Magdeburg beschert RWO den ersten Heimsieg in der Fußball-Regionalliga • Erster Emschernachttriathlon am CentrO ein voller Erfolg • Köpi-Arena lädt zum Oktoberfest • Theaterpreis 2007: Publikumsliebbling ist Torsten Bauer • Drachen schweben über der „Olga“ • „Aus“ für den Elixia-Vitalclub am CentrO • Gerburg Jahnke und Prof. Dr. Claus Niederau sind die Eulenordensträger 2008 • Mieser Sommer in den Freibädern: Nur die Zahlen gingen baden • Bei der Exklusivität wird das CentrO in Nordrhein-Westfalen nur von Münster übertroffen • Zwölf Schüler des Elsa-Brändström-Gymnasiums leben für jeweils einen Monat in der chinesischen Provinz Kunming • Telefonmann mit Vibrationsalarm: Helge Schneider in der Luise-Albertz-Halle komisch wie immer • 100 Jahre Katholische Overbruchschule • Gesundheitsamt an der Tirpitzstraße wegen Schimmelbefall geschlossen • Oberhausener Tafel ist in die einstige Pfarrkirche „Heilige Familie“ eingezogen • Über 12.000 Fans: Michael Wendler, selbst ernannter König des Pop-Schlagers, macht die Köpi-Arena „ausverkauft“ • Ruhrchemie: Oxea investiert Millionen für Destillationsanlage • Familiendrama am Tackenberg: Frau tötet ihren siebenjährigen Sohn und dann sich selbst • Im Frühjahr 2008 sollen sich am CentrO wieder Baukräne drehen • Frank Pöstges wird im Januar Michael Grundmann als Vorsitzender der Geschäftsführung des CentrO ablösen



*Ein Bergbau-Bauwerk wird abgerissen: Gelände des ehemaligen Nordschachts soll wieder grün werden*

## Oktober

Sterkrader Kleinstädter Bühne führt den Schwank „Der irre Theodor“ auf • Krimimahl in der Sterkrader Event-Kirche St. Bernardus • Pauluspark an der Duisburger Straße wird im Rahmen des Stadtteilprojektes Lirich aufgewertet • Aktionstage: Seniorennetzwerk widmet sich den Themen Wohnen, Gesundheit und Freizeit im Alter • New Basket Oberhausen: Abschiedsspiel für Marlies Askamp und Sophie von Saldern eine runde Sache • Für Pendler am Hauptbahnhof bedeutet der Streik der Lokführer Stress pur • Ein Bergbau-Bauwerk wird abgerissen: Nach 50 Jahren soll die Fläche des Nordschachts wieder grün werden • Jugend- und Kulturzentrum Druckluft und Olgas Rock sind die Kandidaten für den Kruft-Kulturpreis 2007 • Nordiren legen auf der Expo Real in München Gesamtkonzept für das Stahlwerksgelände vor: „Business Park Neue Mitte“ - Aber noch keine konkreten Investoren • Beratungsstelle Oberhausen der Verbraucherzentrale NRW feiert 40-jähriges Bestehen • St. Marien-Hospital Osterfeld eröffnet neues, 7 Mio. Euro teures OP-Zentrum • DGB macht mobil gegen NPD-Stand am Kaisergarten • Schon wieder Verzögerung bei der Ripshorst-Brücke: Freigabe jetzt erst in 2009 • Gute Nachricht vom Arbeitsamt: Anteil junger Menschen ohne Lehrstelle gegenüber dem Vorjahr um 24 Prozent gesunken • Ausstellung „Herzenspein und Nasenschmerz“ in der Ludwig Galerie zeigt Wilhelm Busch und die Folgen • An der von-Trotha-Straße wird eine neue Förderschule für Körperbehinderte eröffnet • Theaterproduktion „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ feiert Premiere im Gasometer • Der Krimi steht im Vordergrund bei der „Nacht der Literatur“ in Oberhausen • Blauzungenkrankheit hat den Zoo im Kaisergarten fest im Griff - Viele tote Tiere • Topfit mit „62“: Rod Stewart begeistert in der Köpi-Arena • Käufer für Alten- und Pflegeheim Haus Alexandra gefunden • Baudezernent Peter Klunk für weitere acht Jahre wiedergewählt • STOAG schickt 16 neue und umweltfreundliche MAN-Busse auf die Strecke • Dieb kommt durch die Decke: Luxus-Uhren im Centro erbeutet • Regierungspräsident lehnt Haushaltssicherungskonzept der Stadt ab



*Mit fliegenden Fahnen gestartet: Die 24. Kinderfilmtage im Lichtburg-Filmpalast*

## November

Verwaltung steht vor drastischen Sparmaßnahmen: Rathaus-Belegschaft bläst der Wind ins Gesicht • Kommissariat Vorbeugung veranstaltet im Bero-Center die „12. Oberhausener Sicherheitstage“ • Männerseelsorge in neuen Händen: Prälat Emil Breithecker übergibt nach 25 Jahren sein Amt an Pastor Hans-Werner Hegh • 12.000 Fans feiern in der König-Pilsener-Arena bei der WDR 4-Schlagerparty die Stars der deutschsprachigen Musik • Mit „Pippi im Taka-Tuka-Land“ werden die 24. Kinderfilmtage im Lichtburg Filmpalast eröffnet • Shakespeare-Komödie „Der Kaufmann von Venedig“ feiert Premiere im Theater • Kulturhauptstadt 2010: Stadt legt ihr prallvolles Leitprofil vor: 80 Projekte - Gasometer ist der Leuchtturm • Herbstkonzert des GHH-Sängerbundes in der Luise-Albertz-Halle • „Atlantis“-Pläne drohen wieder unterzugehen: Kindermuseum soll in Duisburg bleiben • Feinkost Schmitz feiert 120. Geburtstag in der Innenstadt • Oberhausener Firmen sind auf den Lokführer-Streik im Güterverkehr vorbereitet • Oberbürgermeister Wehling besucht Jerusalem • Marina: Geplante Call-Center-Ansiedlung mit 500 Jobs gescheitert • Ausstellung zur Nachtarbeit im Rheinischen Industriemuseum • Bebauungsplan soll das Ausuferm des Rotlichtmilieus in Alt-Oberhausen verhindern • Förderturm auf Schacht IV der ehemaligen Zeche Osterfeld als neue Heimat des Stadtarchivs im Gespräch • Polizeipräsidium wird 80 Jahre alt • Neuer Stadtprinz Hans-Georg Leinweber in der Luise-Albertz-Halle mit den Insignien der nährischen Macht ausgestattet • Ausverkaufte Arena feiert das „Berliner Schnäuzchen“ Mario Barth • Ruhrchemie konzentriert sich unter dem Oxea-Logo wieder erfolgreich aufs Kerngeschäft • Musical-Nacht des Ruhrpott-Pourie-Chors • Michael Endes Kult-Klassiker „Momo“ als Familienproduktion zur Weihnachtszeit im Theater • EVO kündigt Erhöhung der Strom- und Gaspreise an • Kabarettist Volker Pispers begeistert 1600 Zuhörer im Metronom Theater • Unbekannte setzen Kiosk in Schmachtendorf in Brand - Besitzerin zuvor bedroht • Ludwig Galerie zeigt die im 18. Jahrhundert gefertigte Rottenburger Weihnachtskrippe • Bahnstreik lässt die Oberhausener kalt

## BeratungsCenter an der Marktstraße mit neuem Gesicht

Mit der Wiedereröffnung des BeratungsCenters an der Marktstraße 97 im August dieses Jahres ist der - neben der neuen Hauptstelle und der Geschäftsstelle in Sterkrade - größte Bauabschnitt der Stadtsparkasse Oberhausen beendet worden. Das Gesicht hat sich mit einer „Verjüngungskur“ unübersehbar gewandelt. Der späte 70er-Jahre-Charme wich einem modernen, zeitgemäßen Äußeren: Helligkeit dominiert. Übers Tageslicht gesteuerte, automatische Beleuchtung gewährleistet den nunmehr 42 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine angenehme Arbeitsatmosphäre. Hell silberne Wände, die im stilvollen Kontrast zum roten Teppich, der grauen Sitzgarnitur, den schwarzen Möbeln und dem Bambus in den raumhohen Glasvasen stehen, vermitteln kühle Eleganz.

Auf 1300 Quadratmetern werden Kunden im Erdgeschoss nun an acht Service-Points und - für persönliche Kurzgespräche - in neun Büros betreut. Im ersten Obergeschoss befinden sich auf gut 700 Quadratmetern 21 Büros, in denen sich Kunden auf ihre individuell abgestimmte Lebenssituation hin intensiv beraten lassen können.

„Erleichterung“ fühlte Filialdirektor Friedhelm Peters, als er seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter endlich im Spätsommer an „alter“, „neuer“ Wirkungsstätte begrüßte. Denn ein Wasserschaden hatte die für Februar geplante Eröffnung um ein halbes Jahr verzögert. Mit der Verzögerung war demnach auch verbunden, dass die Kunden der Stadtsparkasse für weitere sechs Monate den Weg zur oberen Marktstraße zum „Zwischendomizil“ in Kauf nehmen mussten. Erleichterung war denn auch von dieser Seite her zu spüren, nun wieder die gewohnte Kundenhalle betreten zu können - auch wenn anfängliche Verunsicherung deutlich zu spüren war.

Denn bis zum Umbau war die Reihe Kassenschalter unübersehbar. Diese sind nun bis auf zwei Schalter reduziert worden und im hinteren Teil des geräumigen Areals untergebracht. Damit aber niemand suchend durch die weitläufige Halle laufen muss, weisen hilfsbereite Service-Kräfte, so genannte „Welcome-Managerinnen“ den Weg.



*Helligkeit und eine angenehme Arbeitsatmosphäre dominieren im neuen BeratungsCenter an der Marktstraße*

Service ist überhaupt das Thema, das sich die Stadtsparkasse Oberhausen auf die Fahne geschrieben hat. Denn im Zeitalter der wie Pilze aus dem Boden sprießenden Direkt-Banken, legt die Stadtsparkasse - und damit ihre Mitarbeiter - allergrößten Wert darauf, den persönlichen Kontakt zu ihren Kunden zu pflegen. Mit 14 Geschäftsstellen und fünf Service-Centern, verteilt über das gesamte



*Freuen sich über die gelungene „Verjüngungskur“ für die Kundenhalle: die Verantwortlichen der Stadtsparkasse um Vorstandschef Karlheinz Merzig (3.v.r.) und Filialdirektor Friedhelm Peters (2.v.r.)*

Stadtgebiet, ist die Stadtsparkasse ihren Kunden näher, als es jede Direkt-Bank je sein kann.

Und noch eine Neuerung ist mit dem Umbau der Kundenhalle verbunden: Jüngere Sparkassen-Kunden finden ihren „now!-Club“ nun ebenfalls unterm Dach der Geschäftsstelle, auf der Seite zum noch im Bau befindlichen Hauptgebäude. Mit seiner Fertigstellung im kommenden Jahr wird dann auch die Parkplatzsituation durch eine Tiefgarage zufrieden stellend gelöst sein. Besucher können dann sowohl das Verwaltungsgebäude als auch das BeratungsCenter unterirdisch erreichen.

25 Bände Jahrbuch Oberhausen sind mit dieser Ausgabe des beliebten Lese- und Bilderbuches erreicht. Mit dem ersten Band, Ende 1983 erschienen, hatten sich die Herausgeber zum Ziel gesetzt, Jahr für Jahr unsere Stadt aus den verschiedensten Blickwinkeln darzustellen und ein „Oberhausener Archiv“ entstehen zu lassen. Weit über 500 Beiträge aus allen Lebensbereichen dokumentieren jetzt seit einem Vierteljahrhundert ein bedeutendes Stück Oberhausener Stadtgeschichte.

Die Jubiläumsausgabe wird eingeleitet mit einem Blick auf Oberhausen aus dem Flugzeug und außergewöhnlichen Aufnahmen von Hans Blosssey, einem Spezialisten für Luftbilder im Rhein-Ruhr-Gebiet. Journalisten schreiben dann unter anderem über 250 Jahre St. Antony-Hütte, das Schulmuseum auf dem Tackenberg, die schrille Blue Man Group im Metronom Theater, die neue gastronomische Nutzung der Kirche St. Bernardus, den anstehenden Wechsel in der Theater-Intendanz, die Aktivitäten des Vereins Kinderdorf Rio und die „Multi“-Begegnung von Oberhausener Jugendlichen in Sibirien.

Das Porträt im neuen Jahrbuch „Oberhausen '08“ widmet sich Hugo Baum, dem Architekten einer neuen Jugendarbeit in Oberhausen, ohne den es weder Altenberg noch Druckluft geben würde. Dieser Ausgabe liegt eine großformatige Stadtkarte bei, die Oberhausen aus der Satellitenperspektive zeigt.

